

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



JASON DARK
LUPINAS SOHN



JOHN SINCLAIR 28 - Lupinas Sohn

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser!

Während John Sinclair immer noch völlig deprimiert ist und nicht verwinden kann, daß Jane Collins zur Hexe wurde, schmiedet Dr. Tod in seinem geheimen Bunkerversteck in Feuerland Pläne, wie er seine Machtposition ausbauen und einen Platz in der Hierarchie der Hölle einnehmen kann. Dr. Tod hatte geglaubt, am Ziel zu sein, als es ihm gelungen war, Asmodina, die Tochter des Teufels, im Reich des Spuks zu köpfen, und er hatte gehofft, in dem Spuk einen Verbündeten gefunden zu haben. Doch der Spuk hütet sich, den anderen großen Herrschern der Hölle allzu sehr in die Quere zu kommen. In den ersten beiden Romanen dieses Bandes, die die Titel »Der Monster-Club« und »Lupinas Sohn« tragen, steht die Königin der Wölfe wieder einmal im Mittelpunkt. Sie hat schon einmal versucht, sich der Mordliga zu entziehen und mit der Werwolf-Elite eine eigene Macht aufzubauen, doch das hatte John Sinclair, der Erzfeind der Mordliga, verhindern können. Den Plan, alle Werwölfe der Welt unter ihrer Führung zu vereinen, hat sie längst noch nicht aufgegeben, und als sie den Ruf ihres Sohnes vernimmt, dessen Vater Fenris, der Götterwolf, ist, entschließt sie sich, die Mordliga zu verlassen. Sie weiß aber auch, daß Dr. Tod sie nicht gehen lassen wird. Mit Mr. Mondo, der im Reich des Spuks sein Leben aushauchte, und Tokata, dem Samurai des Satans, der von seinem großen Widersacher, dem Goldenen Samurai, getötet wurde, hat Dr. Tod zwei wichtige Mitglieder seiner Mordliga verloren. Ein weiterer Abgang würde die Schlagkraft der Mordliga entscheidend treffen. Aber der Ruf ihres Sohnes ist stark. Lupina ist entschlossen, ihm zu folgen.

In London versucht Suko verzweifelt, eine Spur der verschwundenen und zur Hexe gewordenen Jane Collins zu finden. Er sucht alle bekannten Hexenzirkel Londons ab und stößt dabei auf einen Monster-Club, dessen Besitzer den Namen Orapul trägt - rückwärts gelesen Luparo.

Jetzt ist auch John Sinclair wieder mit von der Partie. Zusammen mit Bill Conolly und der Wölfin Nadine Berger tritt er zu einem mörderischen Kampf gegen Lupina und ihren Sohn Orapul an, in den am Ende noch Lady X, die Vampirin, mit ihrer Silberkugel-MPi eingreift.

Der dritte Roman dieses Bandes trägt den Titel »Satan mit vier Armen«. Es geht in ihm um den Affendämon »Sogg-Ra«, den ein Mann aus Bill Conollys Club von Indien nach London bringt und ihn im Club vorstellen will. Nicht nur Bill Conolly und seine Frau Sheila, sondern auch John Sinclair und Glenda Perkins sind anwesend, als der Affendämon seine mörderische Macht demonstriert und mehrere Menschen killt. Beim Kampf gegen Sogg-Ra setzen John Sinclair und Suko, der von den Freunden herbeigerufen wird, Desteros Schwert und den silbernen Bumerang ein, und es kommt zu einem Zwischenfall, bei dem John Sinclair eine seiner wichtigsten Waffen verliert.

John beginnt sich allmählich damit abzufinden, daß Jane Collins für ihn verloren ist. Nicht nur in seinen Freunden, sondern auch in Glenda Perkins, die bereits seit langer Zeit in ihn verliebt ist, findet er Trost. Und so ist es nicht verwunderlich, daß sich Glenda und John sehr viel näher kommen, als es vorher möglich war.

Liebe Sinclair-Freunde, ich hoffe, daß Ihnen das Sinclair-Team inzwischen so ans Herz gewachsen ist, daß Sie es nicht erwarten können, ihre nächsten Abenteuer zu verschlingen. Ich wünsche Ihnen dabei ein gruseliges Vergnügen.

DER MONSTER-CLUB

Lupina, die Wolfsfrau, kreiselte auf der Stelle herum. Sie wuchtete ihren Körper vor, während sie die Arme mit den gefährlichen Pranken ausstreckte und in ihren Augen ein gefährliches Licht glomm.

Ihr Gegner war ihr Chef!

Solo Morasso, auch Dr. Tod genannt.

Der hatte mit der Attacke nicht gerechnet, zudem saß er eingeklemmt hinter seinem Schaltpult und kam nicht schnell genug in die Höhe. Lupinas Krallen waren stärker.

Er sah sie dicht vor seinen Augen und spürte im nächsten Augenblick, wie sie in sein Gesicht stachen, sich erst in der Haut festhakten und dann daran rissen.

Blutige Furchen zeichneten ein Gittermuster auf das Betongesicht. Sein Mund öffnete und verzerrte sich. Die Arme fuhren hoch, er stöhnte auf, hörte das wilde Fauchen der Werwölfin und erwartete die nächsten Schläge.

Lupina war außer sich. Bevor Dr. Tod sein Gesicht wirksam schützen konnte, traf ihn schon der nächste Schlag.

Der schleuderte seinen Kopf zurück und ließ ihn gegen die harte Betonwand krachen, so daß es einen dumpfen Laut gab und Morasso in die Knie sackte.

»Versager«, kreischte die Werwölfin, »du verfluchter Versager! Nichts hast du geschafft, und du willst uns Befehle geben!«

Sie stieß ein gellendes Gelächter aus, in das sich ein wildes, haßerfülltes Fauchen mischte.

Da wurde die Eisentür aufgestoßen. Ein weiteres Mitglied der Mordliga betrat den Raum.

Eine Frau!

Schwarzhaarig, ganz in weiches Leder gekleidet, mit halbgeöffnetem Mund, aus dessen Oberkiefer zwei lange Vampirzähne wuchsen.

Es war Lady X, die mit bürgerlichem Namen Pamela Scott hieß. Auf der Schwelle blieb sie stehen, übersah mit einem Blick die Situation und handelte kurzentschlossen.

Mit einem gewaltigen Sprung katapultierte sie sich in den Raum und riß die Waffe hoch, die zu ihr gehörte wie das Ei zur Henne.

Sie schoß nicht, nein, sie machte es anders. Als Lupina, die Werwölfin, herumfuhr, lief sie geradewegs in den mörderischen Hieb mit dem Lauf der MPi.

Lady X hatte sich recken müssen, um die Bestie zu treffen, die den Kopf einer schönen Frau und den Körper eines Wolfs hatte. Lange blonde Haare umrahmten das Gesicht und fielen bis zum Hals, dessen Haut an seinem unteren Ende in graubraunes Fell überging.

Genau dort traf sie der Hieb.

Die Scott hatte sämtliche Kraft in den Schlag gelegt. Töten konnte sie Lupina nicht, auch nicht bewußtlos schlagen, aber sie brachte die Werwölfin aus der Richtung, so daß sie zur Seite flog, sich dabei einmal um die eigene Achse drehte, bevor sie gegen die Wand krachte.

Ein wenig sackte Lupina in die Knie, dann richtete sie sich auf, knurrte drohend und machte den Eindruck einer wütenden Angreiferin.

Lady X hob die Waffe und richtete die Mündung auf die Königin der Wölfe, wie sich Lupina selbst nannte. »Bist du eigentlich verrückt?« zischte die Vampirin. »Was ist in dich gefahren?«

Lupina gab keine Antwort. Sie stand nur da, war ungemein erregt, und das Fell auf ihrem Körper sträubte sich. »Damit kannst du mich nicht umbringen! Oder hast du deine MPi neuerdings mit geweihten Silberkugeln geladen?«

»Nein, aber ich kann durch die Kugelgarbe dein hübsches Gesicht zerfetzen, denk daran.«

»Danach würde ich dich zerreißen!«

»Sollen wir es darauf ankommen lassen?« erkundigte sich Lady X spöttisch.

Sie erhielt von Lupina keine Antwort mehr, denn die hatte ihre Aufmerksamkeit Solo Morasso zugewandt, der seltsame

Geräusche von sich gab, seine beiden Hände auf das Schaltpult gestützt hatte und dem Blut nachschaute, das von seinem Gesicht auf die Instrumente tropfte.

Dann schüttelte er den Kopf, griff in die Tasche seiner grauen Jacke und holte ein Tuch hervor, das er durch Schütteln auseinanderfaltete. Über seiner rechten Hand blieb es liegen. Er hob langsam den Arm und tupfte durch sein Gesicht, um die Blutspuren abzuwischen. Dabei sagte er keinen Ton, schaute nur auf die dunkelroten Flecken im Tuch und tastete mit den Fingern der freien Hand über die Wunden.

Zeit verging. Innerhalb des Bunkerraums war es still geworden. Lupina und Lady X warteten darauf, wie Solo Morasso wohl reagieren würde, denn so einen Angriff konnte er nicht auf sich sitzenlassen. Er war schließlich der Boß, und er befahl die Mordliga, auch wenn sie in der letzten Zeit dezimiert worden war.

Ja, sie hatten schwere Niederlagen einstecken müssen. Da war einmal Tokata, ein wichtiges Mitglied, getötet worden. Dafür hatte der Goldene Samurai gesorgt, denn er hatte mit Tokata noch eine uralte Rechnung zu begleichen gehabt. Auch Mr. Mondo hatte nicht überlebt. Im Reich des Spuks, einer anderen Dimension, hatte er im Kampf gegen Asmodina und deren Schergen sein Ende gefunden. Glühendes Gestein hatte ihn zu einer Mumie verkohlt.

Es blieben noch vier.

Lupina, die Königin der Werwölfe, Lady X, Vampiro-del-mar und ein unheimliches Wesen namens Xorron, das sich selbst als Herr der Zombies und der Ghouls bezeichnete.

Vor den Niederlagen war Dr. Tod der absolute Herr der Mordliga gewesen. Die dämonischen Kreaturen gehorchten ihm damals bedingungslos. Nach den Niederlagen allerdings änderte sich einiges. Die Monster waren unruhig geworden. Der Begriff der ihnen eingepfachten Unbesiegbarkeit bröckelte. Sie hatten zwei Mitglieder verloren, und Dr. Tod war eine wichtige Waffe genommen worden.

Der silberne Bumerang!

Damit war sein Image sehr stark angekratzt, und er merkte nun, daß dämonische Wesen doch anders reagieren als Menschen. Sie waren nur auf ihren Vorteil und auf Sieg programmiert. Der jedoch lag weiter entfernt als je zuvor.

John Sinclair lebte noch immer. Trotz aller Bemühungen war es ihnen nicht gelungen, ihn aus dem Weg zu schaffen. Hinzu kamen noch die Eigeninteressen der einzelnen Mitglieder.

Jeder hielt sich für den Größten überhaupt.

Und jeder wollte den anderen übertrumpfen. Vielleicht hätten sie sich schon gegenseitig getötet, wenn der Kampf gegen Sinclair sie nicht zusammengeschweißt hätte.

Lupina jedoch wollte nicht mehr. Sie hatte schon immer rebelliert. Auch nach ihrer Niederlage in Sibirien sah sie sich als Königin der Wölfe an, als eine mächtige Fürstin, die sich durch nichts und niemanden unterkriegen ließ und sich vor allen Dingen auch nichts sagen lassen wollte. Nicht von Morasso und nicht von den übrigen Mitgliedern der Mordliga. Sie wollte und würde ihren eigenen Weg gehen.

Damit war Dr. Tod natürlich nicht einverstanden. Freiwillig gab er kein Mitglied seiner Mordliga her. Also gab es für Lupina nur eine Lösung: Gewalt!

Sie hatte es versucht. Sie hätte Dr. Tod auch zerfetzt, leider war etwas dazwischengekommen, aber wie sie da auf dem Sprung stand, das bewies, daß sie noch längst nicht aufgegeben hatte. Sie würde um ihre Selbständigkeit kämpfen.

Morasso schaute auf. Noch immer zeigte das Gesicht des Mensch-Dämons Blutspuren. Die Lippen bildeten einen Strich, auf dem kleine rote Punkte funkelten. Kalt wie das Eis der nahen Gletscher war sein Blick. Die Augen hatten noch nie Gefühl gezeigt, es sei denn, man zählte den Haß hinzu.

Und Haß war die Triebfeder alles Bösen.

»Du hast es gewagt«, sagte Solo Morasso mit flacher, tonlos klingender Stimme. »Du hast es tatsächlich gewagt, dich gegen mich zu stellen. Gegen deinen Herrn und Meister.«

Lupina schüttelte sich in einem nahezu lautlosen Lachen, als sie die Worte hörte. »Herr und Meister?« höhnte sie. »Nein, das bist du nicht. Du bist ein Versager, mehr nicht. Ein widerlicher Stümper, denn du hast es nicht geschafft, uns die großen Erfolge zu bringen.«

»Wer hat Asmodina getötet?«

»Das warst du, ich gebe es zu, aber sie war ja nicht die große Feindin. Auf Sinclair hättest du dich konzentrieren sollen. Auf ihn allein. Hast du gehört?«

»Lenk nicht ab«, erwiderte Solo Morasso kalt. »Was du hier getan hast, ist das, was die Menschen eine Todsünde nennen. Sie kann nur durch den Tod oder deine Vernichtung gesühnt werden. Und ich werde dich vernichten.«

»Das wird dir kaum gelingen«, hielt Lupina ihm entgegen.

»Nein, du schaffst es nicht!«

»Keine Sorge. Um dich aus der Welt zu schaffen, bin ich noch immer stark genug. Ich werde dich winseln hören und deinen verdammten Tod genießen.« Nach diesen Worten nickte er und wandte den beiden den Rücken zu.

Lupina und auch Lady X waren zu überrascht, um etwas erwidern zu können. Aber jeder von ihnen sah, daß sich Solo Morasso bückte, etwas aus dem Schaltpult holte und sich mit dem Gegenstand in der Hand umdrehte.

Es war der Würfel des Unheils!

Er war der große Trumpf in der Hand des Solo Morasso. Ein geheimnisvolles magisches Mittel, dessen Herkunft eigentlich noch im dunkeln lag. Woher der Würfel kam, interessierte Dr. Tod nicht. Er wußte nur, daß er ihn manipulieren konnte. Der Würfel gehorchte ihm ebenso, wie er einem anderen Menschen gehorcht hätte, der seine Kraft zum Guten ausgenutzt hätte. Dr. Tod jedoch produzierte mit Hilfe des Würfels den grauenhaften Todesnebel, der alles Leben zerstörte und ungeschützten Menschen die Haut von den Knochen löste. Mehr als einmal hatte Dr. Tod bewiesen, wie mächtig der Würfel war. Er wollte ihn nur nicht zu oft einsetzen, denn aus bestimmten

taktischen Erwägungen blieb er lieber ein wenig im Hintergrund. Wenn der Todesnebel erschien, wußten seine Gegner immer sofort Bescheid, daß sich etwas anbahnte. So etwas war oft schlecht!

Mit beiden Händen hielt er den Würfel auch dann noch fest, als er ihn auf dem Pult abgesetzt hatte. Der Würfel sah so harmlos aus. Seine Seiten schienen aus bläulichem Milchglas zu bestehen. Nur wer genauer hinschaute, sah, daß sich hinter den Seiten Schlieren bewegten, die diesen Eindruck hervorriefen.

Aus welchem Material der Würfel nun wirklich bestand, wußte Solo Morasso nicht zu sagen, es war ihm auch egal. Hauptsache, er konnte ihn für seine Zwecke ausnutzen und manipulieren, wie für die Bestrafung der Werwölfin.

Ruckartig drehte Dr. Tod seinen Kopf und schaute Lupina an. »Ich lasse dir die Wahl, wie du sterben willst. Du kannst zwischen drei Möglichkeiten wählen. Entweder zerreißen dich meine Piranhas in kleine Stücke, denn ihnen hast du auch als Geschöpf der Finsternis nichts entgegenzusetzen, oder ich lasse dich verbrennen, wobei höchstens noch Asche übrigbleibt. Zum dritten ein Sterben durch den Todesnebel, der dir langsam das Fell vom Körper löst. Welche Möglichkeit du wählst, überlasse ich dir. Ich gebe dir genau dreißig Sekunden Zeit, eine Entscheidung zu treffen. Hast du sie bis dahin nicht gefunden, werde ich es selbst übernehmen, denn auf dich kann ich verzichten!«

Sobald Solo Morasso die Worte gesprochen hatte, zweifelte niemand der Anwesenden mehr daran, daß er es todernst gemeint hatte. Er wollte Lupina vernichten, denn für ihn war sie nicht mehr wichtig. Er sah in ihr nur noch eine Belastung. Lady X hatte als unbeteiligte Zuschauerin mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet. In ihrem Gesicht regte sich kein Muskel, während sie dem Vorschlag Morassos lauschte. Allerdings jagten sich hinter ihrer Stirn wilde Gedanken, und sie fand die Lösung plötzlich überhaupt nicht mehr so attraktiv.

»Zehn Sekunden sind bereits verstrichen!« erklärte der Chef der Mordliga kalt. »Hast du dich schon entschieden, Lupina?«
»Nein!«

»Dann überläßt du mir also die Wahl?«

Lupina lächelte böse und schüttelte den Kopf, wobei die hellen Haare flogen. »Ich überlasse dir nichts, Solo Morasso. Du wirst mich nicht töten, denn damit schneidest du dir ins eigene Fleisch.«

Mit dieser Antwort bewegte sie sich in eine ähnliche Richtung, die auch Pamela Scotts Gedankengänge eingeschlagen hatten, doch Dr. Tod war da völlig anderer Ansicht.

»Ich habe Verluste einstecken müssen und sie überstanden. Eine vernichtete Lupina ist immer noch besser als eine, die sich gegen mich stellen will.«

»Das glaube ich nicht!« mischte sich Lady X ein.

Morassos Kopf ruckte hoch. Erstaunen stahl sich in seinen ansonsten kalten Blick. »Was sagst du da?«

»Wir sollten darüber reden!«

»Nein, die Zeit ist um!« Stur wie ein Panzer blieb der Chef der Mordliga.

Lupina spannte sich. Sie stand wie unter Strom. Die einzelnen Fellhaare richteten sich auf. Wenn nicht bald etwas geschah, würde sie durchdrehen.

Die Lage stand auf des Messers Schneide, das wußte auch Lady X, und sie hielt ihre Maschinenpistole jetzt in Hüfthöhe. Allerdings zeigte die Mündung nicht mehr auf Lupina, sie wies jetzt in Morassos Richtung, der davon noch nichts bemerkt hatte, sondern den Würfel anhub.

»Laß uns noch einmal darüber reden. Es ist Unsinn, wenn wir uns gegenseitig vernichten!« Die Stimme der ehemaligen Terroristin Scott kippte fast über.

Dr. Tod war anderer Meinung. »Ich habe mich bereits entschlossen«, sagte er hart.

Da drückte die Vampirin ab!

Die letzten Tage hatte ich in einer regelrechten Depression ver-
lebt. Natürlich nicht ohne Grund, denn ich mußte immer daran
denken, was mit Jane Collins geschehen war.

Es gab sie nicht mehr!

Zwar war sie nicht tot, aber was mit ihr geschehen war, kam
auf dasselbe heraus. Der Geist des Rippers war in ihren Körper
gefahren und hatte die Detektivin völlig verändert. Äußerlich
noch ein Mensch, hatte sie sich jedoch psychisch in ein Monster
verwandelt, in eine Gestalt, die sich zu den Mächten des Bösen
zählte. Und eine hatte darauf reagiert.

Wikka, die oberste aller Hexen. Ihr war Jane sowieso ein
Dorn im Auge gewesen, und sie hatte auch sehr schnell die
Spur der veränderten Detektivin gefunden.

Für Wikka sah natürlich vieles anders aus, jetzt, wo Jane
Collins nicht mehr zu ihren Gegnerinnen zählte. Sie reihte Jane
ein in ihren Dienerreigen und hatte sich mit ihr auf eine
Hexeninsel zurückgezogen, wo sie Jane wohl endgültig zu dem
gemacht hatte, was sie jetzt war.

Ein Mitglied unserer gewaltigen Gegnerschaft.

Es ist natürlich klar, daß wir alles versuchten, die Detektivin
zu retten. Doch diese Versuche waren Schüsse ins Leere ge-
wesen. Wir konnten Jane Collins nicht mehr zurückholen, da
die andere Kraft stärker war.

Uns war nur noch das tatenlose Zusehen geblieben, und ich
konnte von Glück reden, überhaupt mit dem Leben davonge-
kommen zu sein, denn Jane Collins und zwei andere Hexen
hatten mich aus großer Höhe auf die Felsen der Insel schmet-
tern wollen, was ihnen glücklicherweise nicht gelungen war,
da Suko mit Hilfe seines geheimnisvollen Stabs die Zeit ange-
halten hatte.

Wikka und Jane Collins waren von der Insel entkommen,
zwei andere Hexen hatten wir erledigen können. Eine größere
Ausbeute gab es für uns nicht.

Nun kann sich wohl jeder vorstellen, wie es in mir aussah.

Die Depression war zu stark, ich hatte sehr an Jane gehangen,

und meine Gedanken beschäftigten sich nur mit ihr, während ich tagsüber brütend vor meinem Schreibtisch hockte.

Meine Freunde hatten viel Verständnis für mich aufbringen müssen, und dafür war ich ihnen sehr dankbar. Sie ließen mich in Ruhe, und ich übersah nicht die mitleidvollen Blicke, die mir Glenda Perkins oder Suko zuwarfen.

Ich rauchte wie selten zuvor. Die Aschenbecher in meiner Wohnung und der im Büro quollen fast über, und in der Frühe, nach den Nächten ohne Schlaf, fühlte ich mich wie gerädert. Als ich am Morgen des dritten Tages ins Büro kam, lag schon ein Zettel auf meinem Schreibtisch. Mein Chef, Superintendent Powell, wünschte mich zu sprechen.

Ich ging sofort zu ihm.

Er war nicht allein, ich sah Suko vor dem Mahagoni-schreibtisch sitzen. Er lächelte mir zu, als ich das Büro betrat. Ich nickte nur zurück und nahm auf einem zweiten Stuhl Platz.

Sir James rückte seine Brille zurecht. Er fixierte mich durch die dicken Gläser und erkundigte sich nach meinem Befinden. Wie er die Worte aussprach, zeugte von echter Besorgnis. Ich dankte es ihm schlecht und hob nur die Schultern.

»John, Sie müssen einmal darüber hinwegkommen«, sagte er.

»Sicher, aber es ist schwer.«

»Ich habe vollstes Verständnis dafür, allerdings sollten wir auch nicht die Realitäten aus den Augen verlieren. Noch ist nicht alles verloren.«

»Ich kann Jane nicht mehr zurückholen, Sir.«

»Vielleicht im Moment nicht«, mischte sich Suko in unseren Dialog, »später.«

»Dann ist es vorbei.«

»Eine so pessimistische Einstellung hätte ich von Ihnen nicht erwartet«, hielt mir mein Chef entgegen. »Nein, Sie waren früher anders. Denken Sie an die großen Fälle, an die Mordliga, an das Zentrum des Schreckens oder die Vernichtung Asmodinas. Da haben Sie gekämpft, sich aufgelehnt und haben

den Gegnern die Stirn gezeigt, so wie es eigentlich doch immer Ihre Art gewesen ist. Deshalb bitte ich Sie John, tun Sie hier das gleiche. Gehen Sie gegen dieses verdammte Schicksal an. Wir alle werden Ihnen helfen.«

Ich mußte lächeln. Es war wohl das erste Lächeln seit einigen Tagen. »Das finde ich alles sehr toll und nett, aber mit dem Problem Jane Collins muß ich allein fertig werden.«

»Nein!« Ein hartes Wort schleuderte mir Sir James entgegen, und er schlug mit der Faust auf den Tisch, während der Zeigefinger seiner anderen Hand wie ein Speer auf mich deutete. »Wir lassen Sie nicht allein. Ihre Probleme sind in diesem Fall auch unsere. Und da können Sie versuchen, was Sie wollen. Sie werden uns nicht los, und Sie sollten dankbar sein, daß wir alles versuchen, um Janes Schicksal aufzuklären.

Denken Sie darüber mal nach.«

Ich hatte meinen Chef noch nie so reden hören, aber an diesem Morgen war ich nicht diplomatisch. »Wenn jemand das Problem Jane Collins angeht, dann bin ich es.«

Suko warf mir einen warnenden Blick zu, während Sir James langsam rot anlief. Gefährlich leise fragte er: »Wollen Sie den Rächer auf eigene Faust spielen?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»John, Sie vergessen, wer Sie bezahlt. Sie sind kein Privatdetektiv, sondern ein Beamter von Scotland Yard. Das sollten Sie nie vergessen. Zudem waren wir in den letzten beiden Tagen nicht untätig.« Wie Sir James das Wort nicht betonte, trieb bei mir die Galle hoch.

»Sie können es mir vom Urlaub abziehen, Sir«, sagte ich.

»Wenn ich mich recht erinnere, ist da so einiges aufgelaufen, so daß es auf zwei Tage nicht ankommt.«

»John, laß es doch sein.« Suko versuchte zu schlichten.

Ich schüttelte den Kopf und lehnte mich demonstrativ auf dem Stuhl zurück.

Sir James runzelte die Stirn. »Wenn ich Ihre Ausführungen richtig interpretiere, dann sind Sie wohl nicht daran interes-

siert, zu erfahren, welche Resultate unsere Bemühungen ergeben haben?«

»Zumindest haben Sie Jane Collins nicht gefunden«, antwortete ich.

»Das stimmt allerdings, Mr. Sinclair.« Jetzt redete mich der Alte schon mit Mister an, das ließ tief blicken. »Da ich jedoch mit Ihrem Kollegen Suko über diesen Fall einiges zu bereden habe, ist es für Sie wohl besser, wenn Sie den Raum verlassen und in Ihrem Büro warten!«

Hastig stand ich auf. Diesmal lief ich rot an. »Okay, Sir, ich habe verstanden.«

»Bitte!« Der Superintendent deutete zur Tür. Einen Rückzieher wollte ich nicht mehr machen, deshalb nahm ich die Empfehlung an und verließ das Büro. Die Tür stieß ich ziemlich hart hinter mir zu.

Auf dem Gang blieb ich stehen, holte ein paarmal tief Luft und knirschte mit den Zähnen. Am liebsten hätte ich mich irgendwo hingebissen oder wäre mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen, denn meine Reaktionen waren, gelinde gesagt, übertrieben gewesen.

Mit hängendem Kopf ging ich den Weg zu meinem Büro, betrat das Vorzimmer und sah mich Glenda Perkins gegenüber. Sie drehte sich auf ihrem Stuhl um und schaute mich an. »John, was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz rot im Gesicht.«

»So? Bin ich das?«

»Ja. Hat es Ärger gegeben?«

»Kaum der Rede wert.« Ich wollte an Glenda vorbei, doch sie stand auf und hielt mich am Arm fest. »Komm, mach jetzt keinen Unsinn. Was hat es gegeben?«

»Ach, gar nichts.«

»Es ging um Jane, nicht?«

Ich blickte sie an. Auch in ihrem Gesicht las ich die echte Sorge. Sie schimmerte in den dunklen Augen. Obwohl Jane und sie so etwas wie Rivalinnen gewesen waren, empfand Glenda keine Håme oder irgendeinen Triumph.

Das rechnete ich ihr hoch an. »Ja, Glenda, es ging um Jane. Worum denn sonst?«

»Habt ihr keine Möglichkeit gefunden, etwas zu unternehmen?«

Ich lächelte schief und bitter. »Weißt du, Mädchen, darüber haben wir gar nicht geredet.«

»Sondern?«

»Ist egal.«

»Sei doch nicht komisch, John. Wir meinen es wirklich nur gut mit dir, und wir wollen dir helfen. Vorhin hat Bill Conolly angerufen. Auch er wird alles versuchen, Jane ...«

»Ja, ja, ich weiß. Ihr wollt mir alle helfen. Das ist zwar gut und schön, aber was nutzt es?«

»Gemeinsam ist man stärker.«

»Ich kenne den Gewerkschaftsspruch, doch kratz dich mal am Rücken, wenn du keinen hast.«

»Was soll das denn heißen?«

»Wir wissen nichts, gar nichts. Diese Oberhexe Wikka kann sich in einer anderen Dimension aufhalten oder irgendwo auf der Welt verstecken. Das ist wie damals bei der Mordliga. Wir stehen wieder vor dem gleichen Problem. Und die Mordliga können wir auch nicht zerschlagen, da in diesem verdammten Gebiet an der Südspitze Feuerlands die Auswirkungen des Krieges zu spüren sind. Es ist wie ein Teufelskreis, aus dem man nicht herauskommt.«

»Dein Pessimismus ist schon fast ansteckend«, hielt mir Glenda entgegen.

»Nein, ich bin Realist.«

»Dann arbeite doch mit uns zusammen und gehe nicht deinen Weg als Einzelner.« So wie Glenda vor mir stand, war sie ziemlich wütend, und sie stampfte sogar ein paarmal mit dem Fuß auf. Auf ihren Wangen sah ich hektische rote Flecken. Unter der weit geschnittenen weißen Bluse mit dem großen Schalkragen hüpfte der Busen, und irgendwie überzeugte mich meine Sekretärin mehr als Sir James Powell.

»Okay, Mädchen«, sagte ich, »dann mach mal einen Kaffee.«

»Aha. Das ist also wieder der alte John Sinclair.«

Ich ging schon auf mein Büro zu. »Was bleibt mir denn auch anderes übrig? Ich hätte ja ohne deinen Kaffee nicht leben können.«

Glenda streckte den Kopf ins Zimmer. »Und ich dachte schon ...«

»Was dachtest du?«

»Nichts, schon gut ...« Sie verschwand wieder, dafür kam Suko zurück. Seinem Gesicht war die Laune abzulesen, und er fing auch sofort an, sich aufzuregen.

»Ich will dir ja nicht in den Kram reden, John, aber wie du dich angestellt hast, ist unmöglich.«

»Ja, es war ein kleiner Ausrutscher.«

»Gut, daß du es einsiehst.«

»Und wie geht es weiter?«

Der Chinese schaute erstaunt. »Wie? Auf einmal so kooperationsbereit?«

»Glenda hat mich überzeugt.«

»Na denn!« lachte Suko und schlug mir auf die Schulter.

Damit war die Sache vergessen, doch innerlich hatte ich weiterhin zu knacken und dachte sehr oft an Jane Collins.

Glenda brachte den Kaffee. Sie hatte sich an diesem Tag besonders viel Mühe gegeben, jedenfalls schmeckte er mir noch besser als sonst, und das sagte ich ihr auch.

»Schmeichler.«

Während ich die ersten Schlucke nahm, schaute ich mir die Ergebnisse an, die Suko in zweitägiger harter Büroarbeit zusammengetragen hatte. Oberthema Hexen, soviel vorweggenommen. Wir gingen davon aus, daß Wikka, die Königin der Hexen, alles versuchen würde, um ihre Macht zu festigen. Das hieß, sie mußte ähnliche Personen um sich sammeln, wie wir sie auf der Insel erlebt hatten und wie Jane Collins jetzt eine war. Nun gibt es in England zahlreiche Hexenclubs und Zirkel. Wie viele davon echt sind, wußte niemand zu sagen, aber

durch gezielte Einsätze war es der Polizei gelungen, Hexenclubs ausfindig zu machen. Hinzu kamen noch andere okkulte Vereine und Zirkel sowie die Vereinigungen irgendwelcher Banden, Gruppen und Sekten. All diese Informationen waren gespeichert. Suko hatte einen Teil von ihnen abgerufen und sie genau durchleuchtet.

Viel war nicht hängengeblieben. Was ihm interessant erschienen war, hatte mein Freund angestrichen.

Ich nahm mir die Vereinigungen genauer vor und traf auf Namen, die mir bekannt vorkamen.

Als damals der Hexenwahn London befallen hatte, waren diese Clubs im Zuge der Ermittlungsarbeiten aufgefallen. Auch Geheimbünde waren registriert worden, und da stach mir einer besonders ins Auge. Er nannte sich Monster-Club.

»Ist das die heiße Spur?« fragte ich Suko und deutete auf das mit Rot unterstrichene Wort.

»Eigentlich ja.«

»Und wieso eigentlich?«

Suko holte tief Luft. »Bisher bin ich noch nicht dazu gekommen, mir den Club näher anzuschauen, das wollte ich gern mit dir zusammen. Ich hatte da mal telefonisch angefragt, erhielt allerdings keine Antwort.«

»Und was macht ihn verdächtig und hebt ihn von den anderen Clubs ab?« wollte ich wissen.

Da lächelte Suko und erwiderte gelassen: »Der Leiter des Clubs heißt Ernest Orapul.«

»Ein ausgefallener Name, das gebe ich zu.«

»Sogar sehr ausgefallen. Schreib ihn mal auf und lies die Buchstaben von hinten.«

Ich hob die Schultern und tat, was Suko vorgeschlagen hatte. O-r-a-p-u-l!

Meine Augen wurden groß.

»Luparo«, flüsterte ich.

»Richtig, du Rätsellöser. Und von Luparo ist es nicht mehr weit bis zu Lupina, wenn ich recht überlege.«

Ich verzog das Gesicht. »Eine verdammt vage Theorie, mein Lieber.«

»Besser als gar keine.«

»Das stimmt auch.« Ich stützte mein Kinn in die linke Hand.

»Ob dieser Luparo etwas mit Jane Collins und Wikka zu tun hat?«

»Muß nicht sein. Sollten wir jedoch auf eine andere, gefährliche Sache stoßen, haben sich unsere Bemühungen bereits gelohnt.«

»Da hast du recht«, sagte ich, stand auf und griff nach meiner Jacke. Die Depressionen hatte ich abgeschüttelt. Jetzt wollte ich endlich herausfinden, wie der Hase lief ...

Lady X hatte den Kolben der Maschinenpistole in die Hüfte gestemmt. Es sah lässig aus, wie sie dastand, tatsächlich jedoch war sie voll konzentriert.

Die Schüsse hackten. Echos wurden zurückgeschleudert und vereinigten sich zu einem regelrechten Schußgewitter, das sogar das Jaulen der Querschläger übertönte.

Die Scott hätte bestimmt nicht geschossen, wenn es nicht allerhöchste Zeit gewesen wäre. Im Gegensatz zu Dr. Tod konnte sie nämlich einiges mehr, und deshalb setzte sie die kurze Garbe dicht neben Morasso in die Wand.

Betonstaub umsprühte Morasso, der kaum zusammengezuckt war und weiterhin den Würfel des Unheils fest umklammerte. Als die Echos langsam verstummten, drehte er sich zu der Vampirin um und fragte mit spöttisch klingender Stimme.

»Meinst du denn im Ernst, daß du mich damit beeindrucken kannst?«

»Nein, nicht direkt.«

»Und weshalb hast du geschossen?«

»Weil ich den Dialog nicht abbrechen lassen will. Es soll keiner im Piranha-Becken landen. Wenn wir uns freiwillig dezimieren, dann lachen nur die Gegner.«

»Sie hat gegen ein Verbot verstoßen!« zischte Morasso. »Das weißt du genau. Und da gibt es nur die eine Lösung.«
»Sicher.« Die Scott nickte. »Normalerweise hätte ich dir ja auch zugestimmt, aber da ist etwas, das mich gewaltig stört.«
»Dann los!«

Die Scott machte es spannend. Sie schaute auf Lupina, die sich nicht gerührt hatte. Ihr Gesicht wirkte wie versteinert. Nur das braune Fell war weiterhin gestäubt, und in den Augen der Werwölfin lag ein seltsames Leuchten.

»Wir können nicht auf sie verzichten«, erklärte die Scott. »Es ist unmöglich.«

»Und weshalb?« forderte Morasso.

»Ganz einfach. Lupina ist ein sehr wertvolles Mitglied unserer Verbindung, und sie hatte einen verdammt triftigen Grund, aus der Reihe zu tanzen.«

»Bei mir gibt es keine Gründe«, sagte Solo Morasso kalt.

»Aber für Lupina.«

»Dann sag ihn mir!«

Lady X schaute die Werwölfin wieder an. Sie wartete auf ein zustimmendes Nicken, doch bei Lupina tat sich nichts. Sie wirkte gleichgültig und überließ der Vampirin die Initiative.

»Also gut«, sagte diese und nickte. »Es gibt, wie ich schon andeutete, einen sehr triftigen Grund für Lupinas Verhalten. Ich kann auch verstehen, daß sie wegwill. Denn sie muß ihn suchen, finden und sich um ihn kümmern.«

»Um wen?« zischte Morasso.

Lady X lächelte spöttisch, wollte eine Antwort geben, da sprach Lupina.

»Um meinen Sohn!«

Selbst Solo Morasso, den man ja nicht so leicht überraschen oder etwas vormachen konnte, zeigte sich perplex. Er schüttelte seinen Schädel, schluckte, und an seinem dicken Hals bewegte sich unter der Haut der Adamsapfel.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte er. »Ihr wollt mich hier reinlegen!« Sein Gesicht lief rot an, so daß es fast die gleiche Farbe hatte wie die Blutstreifen. »Lupina hat einen Sohn!« keuchte er. »Nein, das kann ich nicht glauben. Das will ich nicht glauben.« Er lachte schrill und trommelte mit beiden Fäusten auf der Platte des Schaltpults herum. »Ich werde verrückt, da wird hinter meinem Rücken ein Spiel gespielt, ohne mich davon zu informieren.«

»Wir hätten es getan«, sagte Lady X.

»Ach, du wußtest es auch?« Morasso schaute die Scott schräg von der Seite an.

»Ja, Lupina sagte es mir. Und sie will ihren Sohn nicht allein lassen, denn sie spürt die Gefahr, die sich über seinem Kopf ausbreitet. Sie möchte ihn retten!«

»Und dann?«

»Wird sie wieder zurückkehren.«

»Mit dem Sohn?«

»Ja.«

Da schüttelte Morasso den Kopf. Er schlug sich dabei gegen die breite Stirn, trat wütend mit dem Fuß auf und zeigte durch sein Benehmen, daß er nicht gewillt war, sich auf diesen Kompromiß einzulassen. Nein, er war kein Kinderhort. Wenn sie einen Sohn hatte, dann sollte sie ihn sich selbstüberlassen. Das sagte er auch.

Die Scott hob die Schultern. »Das ist nicht gut von dir, Solo Morasso.« Sie war die einzige, die so mit ihm sprechen durfte.

»Schließlich ist ihr Sohn nicht irgendwer.«

»Wer dann?« höhnte Dr. Tod.

»Er ist ebenfalls ein Werwolf und wird uns sicherlich unterstützen. Wir haben genug Leute verloren.«

»Ich brauche keine weiteren Mitglieder für die Mordliga mehr. Und wenn, dann nehme ich starke Dämonen. Ich akzeptiere diesen komischen Sohn auf keinen Fall.«

»Das wirst du aber«, antwortete Lupina.

»Wer gibt hier die Befehle?«

»Wenn ich meinen Sohn nicht herholen kann, werde auch ich nicht mehr zurückkehren.«

Das Betongesicht des Solo Morasso verzog sich zu einem grausamen Lächeln, während seine Hände wieder den Würfel umfaßten.

»So einfach ist das nicht. Ich lasse dich nicht weg, Lupina. Du bleibst hier, und wenn ich dich einkerken muß.«

Lady X sprach dagegen. »Willst du es tatsächlich auf eine Konfrontation ankommen lassen?«

»Hier befehle ich! Für dieses Mal lasse ich die Rebellion noch durchgehen. Ein zweites Mal werde ich nicht so grädig sein. Das merkt euch!«

»Schade«, sagte die Vampirin. »Dabei hätten wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können.«

»Was soll das schon wieder?«

»Lupina hat nach ihrem Sohn geforscht...«

»Wer ist überhaupt der Vater?« unterbrach Morasso Lady X und fragte gleich weiter: »Oder gibt es so etwas nicht?«

Lady X und Lupina tauschten einen Blick. Die Werwölfin schüttelte den Kopf. Ein Zeichen, daß sie sich darüber ausschweigen wollte.

»Du willst es also nicht sagen?« stellte Morasso fest.

»Nein.«

»Nicht so wichtig, wenigstens nicht im Moment. Auf jeden Fall bleibst du hier.«

»Du hast mich nicht zu Ende reden lassen«, sagte sie Scott leise. »Wir können tatsächlich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn alle Spuren führen nach England. Dort hält sich Lupinas Sohn auf. Und nicht nur das, er soll sich sogar in London befinden, wo es auch einen John Sinclair gibt. Wenn Lupina in London eintrifft, kann sie nicht nur ihren Sohn holen, sondern gleichzeitig unseren großen Gegner John Sinclair erledigen.«

Nach diesen Worten herrschte eine Schweigepause. Dr. Tod stierte die Vampirin an, seine Mundwinkel zuckten, die Augen

blitzten, und sein verletztes Gesicht verzog sich zu einer spöttischen Grimasse. Einen Augenblick später brach das Lachen aus ihm hervor. So laut und schallend, wie er noch nie gelacht hatte. Aber auch hämisch und voller Hohn. »Nein!« keuchte er. »Nein, ich glaube, ich habe mich verhört. Das gibt es doch nicht. Sie, Lupina, will John Sinclair packen? Hat sie sich dabei nicht ein wenig zuviel vorgenommen?«

»Wieso? Sie erhält Unterstützung.«

»Von wem denn?«

»Es gibt sicherlich einige Freunde, die ihr zur Seite stehen, wenn es brenzlig wird.«

»Das glaube ich kaum. Was uns in gemeinsamer Aktion nicht gelungen ist, wird auch sie nicht schaffen. Ihr könnt mir viel erzählen, darauf kann ich nicht hören. Nein, so etwas ist nicht drin. Auf keinen Fall.«

»Dann bleibt es bei deinem Entschluß?«

»Ja.«

»Und John Sinclair?«

»Um ihn werden wir uns zu gegebener Zeit kümmern. Mit stärkeren Dämonen als Lupina. Ich weiß von ihrem Freiheitsdrang. Ich kenne sie. Königin der Wölfe nennt sie sich. Sie träumt von einer Allianz der Bestien. Soll sie bei ihrem Traum bleiben. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.«

»Es war nur ein Vorschlag«, sagte Lady X.

»Als mehr habe ich ihn auch nicht aufgefaßt.« Dr. Tod drehte sich zu Lupina um. »Und solltest du trotzdem etwas versuchen, dann denke an die kleinen Fische. Ob Mensch oder Dämon, ihre Zähne sind wie Messer, sie machen da keinen Unterschied ...«

Er lachte über seine eigene Antwort. Der Satan persönlich hätte nicht schlimmer lachen können ...

Ernest Orapul!

Dieser Name ging mir nicht aus dem Kopf. Verrückt war Sukos Idee, eine Spinnerei vielleicht, aber hatte uns die Vergangenheit nicht gelehrt, daß es gerade die außergewöhnlichen Theorien und Ideen gewesen waren, die uns oft den Zielen näher brachten?

Wenn man die Sache so betrachtete, da bekam der Name Orapul schon ein völlig anderes Gesicht.

Und aus ihm entstand durch rückwärts Lesen der Name Luparo.

Vorsitzender eines Monster-Clubs sollte er sein. Warum auch nicht? In England gibt es viele verrückte Clubs, ein Monster-Club hat in der Sammlung noch gefehlt.

Auf jeden Fall würden wir ihn uns anschauen. Auf die Mitglieder war ich gespannt. Wir hatten noch einmal unter der angegebenen Telefonnummer angerufen, doch eine Verbindung war nicht zustande gekommen, deshalb waren wir auf einen Besuch im Club wirklich gespannt.

Wir mußten quer durch London. Die Adresse lag dort, wo eine der nördlichsten U-Bahn-Stationen endet. Stanmore. Genau drei Stationen hinter dem Wembley Park.

Die Gegend war mir zwar vom Sehen her bekannt, aber irgendwelche Straßennamen kannte ich nicht. Zudem gehörte sie bereits zu einem sehr ländlichen Gebiet. Vom Mief der Londoner City war dort nicht viel zu merken. Allerdings wußte ich von einem gewaltigen Bauprojekt, das die Stadt dort vor einigen Jahren in Angriff genommen hatte und das erst in den letzten Monaten fertig geworden war.

Man hatte dort Mietskasernen errichtet, um der Wohnungsnot in der City Herr zu werden. Ein gewaltiges Millionen-Pfund-Projekt. Ob die Häuser allerdings bewohnt waren, wußte ich nicht, und wenn, dann hoffte ich zumindest, daß wir die Anschrift des Monster-Clubs nicht in einem dieser Bauten zu suchen hatten.

An Wembley fuhren wir vorbei. Ich sah die riesigen

Parkanlagen, die großzügigen Abstellflächen für die Autos und auch die hohe Rückfront des gewaltigen Stadion-Baus. Das war schon eine tolle Sache, und ich nahm mir vor, mal wieder ein Fußballspiel zu besuchen, falls es meine Zeit zuließ.

Es gab eine gut ausgebaute Straße, die nach Stanmore führte und einige kleine Ortschaften nur am Rande berührte.

Wir hatten herrliches Wetter. Über dem Atlantik lag ein gewaltiges Hochdruckgebiet, das sich bis nach Sibirien hinzog und den größten Teil Europas mit strahlendem Sonnenschein verwöhnte. Auch England gehörte dazu. Die Sonne schien sehr warm.

Ich hatte keine Lust zu fahren und überließ Suko das Steuer. Hin und wieder warf er mir einen schiefen Blick zu.

»Was ist?«

»Ach nichts.«

»Komm, du hast doch was.«

»Ich frage mich nur, ob du tatsächlich wieder so bist wie früher.«

»Das siehst du doch.«

Der Chinese lächelte. »Dann hatte Sir James doch recht mit seiner Vermutung.«

»Wie lautet die?«

»Er war der Ansicht, daß du dich schnell wieder einkriegen würdest. Und noch ist ja nicht alles verloren.«

Ich schloß den Mund so fest, daß meine Lippen einen schmalen Strich bildeten. »Nein, Suko, ich habe für Jane keine Hoffnung mehr. Ich glaube nicht, daß sie noch einmal zurückkommt. Wer sich in den Klauen dieser Wesen befindet, ist rettungslos verloren.«

»Dann müßtest du als Werwolf durch die Gegend rennen und den Mond anheulen«, hielt er mir entgegen, wobei er auf einen Fall anspielte, der mich tatsächlich zu einem Werwolf gemacht hatte. Zudem hatte ich mich noch in Lupina, die Königin der Wölfe, verliebt und sogar mit anderen Bestien um sie gekämpft.

»Das war etwas anderes. Ihr seid damals früh genug erschienen, um mich durch eine Bluttransfusion zu retten, doch bei Jane liegt der Fall anders. Sie hat sich körperlich nicht verändert, sondern seelisch. Das ist für mich schlimm.«

Suko hob die Schultern. »Dafür haben wir trotzdem noch einen Trumpf in der Hinterhand.«

»Meinst du Tanith?«

»Ja.«

Ich winkte ab. »Wir haben ihr noch nicht Bescheid gegeben, und eine Garantie ist sie auch nicht.«

»Du bist und bleibst ein Pessimist, John.«

Ich schwieg. Erst als das Ortsschild von Stanmore am Straßenrand erschien, sagte ich: »Wir sind da.«

»Habe ich auch schon gesehen.«

Links lagen die Hochhäuser. Eine extra angelegte Straße führte dorthin. Und im Schatten dieser Bauten lag der alte Ortskern von Stanmore. Es war ein schöner, alter englischer Ort, so wie man ihn aus Prospekten kennt. Die grauen Steinfassaden der Häuser zeigten zumeist einen dichten Efeubewuchs. Die blanken Scheiben blitzten im Sonnenschein, und die Reifen des Bentley rumpelten über das Kopfsteinpflaster. Die meisten Türen der Geschäfte und Pubs standen offen, weil die Menschen den Sonnenschein in die Räume lassen wollten.

»Und wo finden wir jetzt diesen Ernest Orapul?« murmelte Suko.

»Halt mal an, wir fragen.«

Nach der nächsten Kurve, sie führte um eine halbrunde, mit Bäumen bewachsene Grünfläche, auf der weißgestrichene Bänke standen, die im Schatten der Zweige und Äste lagen, stoppte Suko.

Auf einer Bank saßen zwei ältere Männer und ließen sich die Sonne in die Gesichter scheinen.

Da ich nicht schreien wollte, stieg ich aus, ging um den Wagen herum und auf die Männer zu. Gespannt schauten sie mir entgegen und warteten auf meine Frage.

Ich grüßte höflich und erkundigte mich nach Ernest Orapul. Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als sich die Mienen der beiden Leute verschlossen.

»Zu dem wollen Sie?« fragte einer.

Ich tat unbefangen und lächelte. »Ja, da haben wir einen Termin.«

»Dann sind Sie selbst schuld.«

»Stimmt etwas nicht mit diesem Orapul?«

Die beiden Männer warfen sich vielsagende Blicke zu. Sie machten es direkt geheimnisvoll und hoben wie auf Kommando die Schultern.

»Jetzt haben Sie mich aber neugierig gemacht, Gentlemen«, sagte ich. »Wir müssen da etwas abliefern und ...«

»Ach so«, sagte einer.

Und der andere nickte.

Innerlich mußte ich über die beiden lachen. Die hätten in jedem Film mitspielen können.

»Ja, das ist nämlich so. Sie haben doch sicherlich schon von dem Monster-Club gehört?«

»Nein!« log ich.

»Orapul leitet den Monster-Club.«

Ich winkte ab. »Eine Spielerei. Ich kenne sogar einen, der leitet einen Club für Badewannenfreunde.«

»Das ist harmlos.«

»Der Monster-Club nicht?«

Wieder tauschten die beiden einen Blick und hoben die Schultern. »Wenn Sie nur etwas abliefern wollen, Mister, können Sie ja hinfahren.«

Ich bedankte mich und erhielt noch einen guten Rat. »Drehen Sie dann sofort um und fahren Sie weg.«

»Danke, werden wir machen.« Ich lächelte und winkte den beiden Alten zu.

»Hat ja lange gedauert«, meinte Suko, als ich mich neben ihn setzte und den Wagenschlag zuzog.

»Ja, die beiden Knaben haben mich gewarnt.«

»Vor Orapul?«

»Nicht nur. Es ging ihnen besonders um den Monster-Club. Er scheint ihnen nicht geheuer zu sein.«

»Wir werden sehen«, erwiderte er trocken und fragte mich, wie er fahren sollte.

Ich hatte die Wegbeschreibung behalten, die man mir gegeben hatte, und dirigierte Suko entsprechend.

So lernten wir einen der nördlichsten Vororte Londons kennen. Allerdings fanden wir die Adresse nicht in Stanmore selbst, sondern mußten raus.

Die Gegend wurde wieder ländlich. Sogar ein Waldstück tat sich vor uns auf. Die Straße führte hindurch, und hinter den Zweigen mancher Bäume sahen wir die Fassaden von Holzhäusern.

Hier hatten sich großstadtmüde Londoner ein Wochenenddomizil errichtet.

Hinter dem Wald kreuzte ein Bach unseren Weg. Wir mußten über eine Steinbrücke, gelangten an eine Kreuzung und fuhren rechts ab, in das Gelände hinein.

Ich deutete nach vorn. »Da muß es sein.«

Wegen der Sonne mußte ich mich ein wenig nach rechts beugen, um das Haus erkennen zu können. Haus war nicht richtig gesagt, das war schon ein kleines Schloß. Auf jeden Fall gab es an der linken Seite einen Turm. Selbst aus der Entfernung konnten wir sehen, daß er nicht rund, sondern fünfeckig gebaut worden war. Die quadratischen Fenster waren klein und sahen aus wie dunkle Löcher in steingrauen Mauerwerk, an dem ebenfalls wilder Wein und Efeu hochwuchs.

Das Haus selbst erinnerte mich in seiner Form an eine auf die breite Kante gestellte, übergroße Zigarrenkiste. Es mußte viele Zimmer geben, wenn wir von der Anzahl der Fenster ausgingen, die sich in drei Etagen auf der Vorderseite verteilten.

»Hier kann man einen Monster-Club unterbringen«, meinte Suko, als er den Wagen vor dem Haus stoppte.

Da gab ich ihm recht.

Wir stiegen aus.

Es gibt Häuser, die strahlen etwas aus. Manche eine angenehme Atmosphäre, andere wieder eine düstere. So verhielt es sich hier.

Obwohl die Sonne prächtig schien, spürte ich Beklemmungsgefühle. Das konnte sicherlich an dem Haus liegen, zudem befand sich dort der Sitz eines obskuren Clubs.

Fahrzeuge standen nicht vor dem Gebäude. Einzig unser Bentley briet im Schein der Sonne.

Kein Schild am Eingang wies darauf hin, wer hier seinen Unterschlupf gefunden hatte. Dafür entdeckten wir eine Klingel.

»Sieht aus, als wäre keiner da«, meinte Suko.

Ich versuchte es trotzdem.

Irgendwo im Haus schlug eine Glocke an, als ich den Knopf an der Wand drückte. Jetzt waren wir gespannt, ob jemand öffnen würde, und tatsächlich hörten wir Schritte, die sich der Tür näherten. Durch den in Kopfhöhe angebrachten Spion wurden wir gemustert, bevor sich in der Tür eine Klappe hob, die wir zuvor nicht gesehen hatten.

Das Gesicht eines alten Mannes erschien in dem viereckigen Ausschnitt. Mißtrauische Augen musterten uns.

»Was wollen Sie?«

Ich hatte die Vorstellung übernommen und nannte unsere Namen. »Wir hätten gern mit Mr. Ernest Orapul gesprochen, wenn es sich machen läßt, mein Herr.«

Keine Antwort. Dafür im Hintergrund eine keifende Frauenstimme. »Wer ist denn da, Jo?«

»Zwei Männer.«

»Was wollen sie?«

»Mit ihm reden!«

»Schick sie weg, Jo. Verdammt, schick sie weg.«

Jo wandte sich uns wieder zu. »Sie haben gehört, was gesagt wurde. Gehen Sie!«

»Ist Mr. Orapul nicht da?«

»Gehen Sie! Es ist in Ihrem Interesse.« Er schaute uns warnend an.

Wenn jemand so reagierte, dann wurden wir erst recht mißtrauisch. Die Leute hatten etwas zu verbergen, und es mußte schon etwas Besonderes sein, wenn sie sich Fremden gegenüber so verhielten.

»Wir möchten trotzdem hinein.«

»Sie haben doch gehört, daß es nicht geht. Außerdem will Mr. Orapul mit keinem reden.«

»Das soll er uns selbst sagen. Oder wollen Sie, daß wir mit mehr Leuten zurückkommen?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ganz einfach, Mister. Wir beide sind von der Polizei. Scotland Yard, um genau zu sein.«

Seine Reaktion konnte ich nicht erkennen, dafür war der Ausschnitt zu klein, ich glaubte jedoch, daß sich die Augenbrauen des Mannes zusammengezogen hatten. Dann verfiel er auf die Ausweistour. Er wollte unsere Legitimationen sehen. Das war sein gutes Recht. Wir präsentierten ihm die Dokumente, wobei er sich vor allen Dingen Suko besonders anschaute, denn einen Chinesen als Yard-Inspektor sieht man wohl nicht alle Tage.

»Sind Sie immer noch nicht verschwunden?« Wir hörten die keifende Stimme aus dem Hintergrund, und der Mann drehte sich unwillig um. »Das sind welche von der Polizei.«

Es wurde still. Das Gesicht des Mannes hinter der Klappe zuckte. Er stand schwer unter dem Pantoffel. Jetzt grübelte er wohl darüber nach, ob er einen Fehler begangen hatte.

»Also gut, laß sie rein, Jo.«

»Aber Clara ...«

»Laß sie rein, zum Henker!«

Das schien mir vielleicht eine Xanthippe zu sein. Die sprach nicht, die keifte nur, und Jo blieb nichts anderes übrig, als uns zu öffnen. Dabei bewegte er drei Schlüssel in verschiedenen Schlössern. Vor Einbrechern schienen sie Angst zu haben.

Die Tür wurde aufgezogen. Wir schauten in eine düstere Diele und traten über die Schwelle.

Die >Xanthippe< erwartete uns in der Mitte des Raumes. Hoch aufgerichtet wie ein Feldwebel stand sie dort. Licht, das durch die Fenster fiel, streifte ihr Gesicht. Clara war groß und hager. Die Haut auf ihrem Gesicht glänzte leicht, als hätte sie es mit einer Creme eingerieben. Sie hatte einen schmalen Mund, ihr Blick war stechend, und das grauschwarze Haar fiel dünn zu beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es zu einer Pagenfrisur geschnitten war. Die Frau trug ein dunkles Kleid und ebenfalls dunkle Strümpfe.

Kalt schaute sie uns entgegen. Hinter uns schloß ihr Mann die Tür. Er drückte sie so sacht ins Schloß, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

»Was wollen Sie also?« fragte sie uns.

Bisher hatte ich geredet, das weitere überließ ich nun meinem Freund Suko. »Wir möchten mit Mr. Ernest Orapul reden.«

»Der ist nicht hier.«

»Das glauben wir Ihnen nicht, Ma'am ...«

Ihren Nachnamen nannte sie nicht, dafür winkte sie energisch ab. »Wenn ich es Ihnen sage, dann stimmt das! Außerdem haben Sie bei uns nichts zu suchen. Verschwinden Sie wieder.«

»Darf ich Sie daran erinnern, daß Sie mit zwei Beamten von Scotland Yard sprechen?« erkundigte ich mich.

»Na und? Seid ihr etwa Supermänner?« Sie lachte schrill, so daß sich ihr Mann genötigt sah, einzugreifen.

»Du solltest freundlicher zu den Herren sein, Clara.« Er schob sich in unser Blickfeld. Bisher hatten wir nur einen Teil seines Gesichts erkannt.

Er war kleiner als Clara, ging gebeugt und hatte ein Gesicht, dessen Haut eine ungesunde Farbe zeigte. Blaß kam sie mir vor und irgendwie durchsichtig. Seine Hände zuckten nervös. Die Finger waren überlang, seine Lippen bewegten sich wie im

Selbstgespräch, und auf seinem Kopf wuchs das Haar so wirr, als wäre es mit einem Rasenmäher geschnitten worden.

»Was soll das heißen?« herrschte Clara ihren Mann an.

Der duckte sich, als er die Worte vernahm. »Ich meinte nur so.«

»Deine Meinung war und ist nicht gefragt«, erklärte sie und demonstrierte damit erneut, wer hier das Sagen hatte.

Bevor der Streit zu einem Ehekrach ausarten konnte, mischte ich mich ein. »In welcher Beziehung stehen Sie beide eigentlich zu Mr. Orapul?«

Die Antwort gab Clara. »Wir verwalten sein Haus.«

»Verwandt sind Sie nicht?«

»Nein.« Sie ging einen Schritt zur Seite, weg aus dem Streifen Sonnenlicht. »Sonst noch Fragen?«

»An Sie weniger, nur an Mr. Orapul.«

»Damit können wir Ihnen leider nicht dienen. Zudem ist er nicht im Hause, und wir werden es auch bald verlassen. Wir müssen in den Ort.« Danach lächelte sie zum erstenmal. Es war nur ein dünnes, flüchtiges Bewegen der Lippen. »Sie können natürlich gern hier warten, bis Mr. Orapul erscheint, das bleibt Ihnen frei.«

Suko und ich tauschten einen Blick. Sollen wir das Angebot annehmen? So völlig waren wir nicht überzeugt. Irgend etwas störte uns, das kam zu plötzlich.

Der Chinese nickte. Deshalb sah ich keinen Grund, anders zu handeln, und erklärte: »Ja, wir werden bleiben.«

»Ihre Sache«, erwiderte Clara knapp und warf ihrem Mann einen schnellen Blick zu. »Bist du bereit?«

»Ja.«

»Dann komm.« Sie würdigte uns keines Blickes, als sie durch die Halle auf die Tür zuschritt, sie aufzog und verschwand. Als die linke Türhälfte ins Schloß flog, zitterte die rechte nach. So heftig hatte die Frau reagiert.

Ich hob die Schultern, schaute Suko an und deutete auf eine Sitzgarnitur. »Stehen bleiben müssen wir auch nicht.«

Das Leder war braun eingefärbt und weich. Wir nahmen in den Sesseln Platz, deren hohe Rückenlehnen uns bis an den Hinterkopf reichten. Zudem spürten wir, wie ausgesessen die Möbelstücke bereits waren, denn wir sanken tief hinein. Zwischen uns stand ein Tisch. Sein Gestell war aus Holz, die Füße leicht gedreht, und als Platte diente ein dunkler Marmorstein, der grünlich schwarz schimmerte. Auf dem Tisch stand ein Aschenbecher. Daneben ein Feuerzeug.

Ich griff danach und holte auch meine Zigaretten hervor. Den blaugrauen Rauch der ersten Züge blies ich in einen durch das Fenster fallenden breiten Sonnenstrahl, wo der Qualm in trägen Wolken weiterzog und sich der Scheibe näherte. So entspannt, wie ich in dem Sessel hockte, war ich in Wirklichkeit nicht. Die Sache hier gefiel mir immer weniger. Draußen hörten wir einen Automotor. Da wir keinen Wagen gesehen hatten, konnten wir davon ausgehen, daß sich ein Parkplatz hinter dem Haus befand.

Der Wagen fuhr um das Haus herum, und sein Motoren-geräusch verklang in der Ferne.

»Das alles gefällt mir immer weniger«, sagte Suko und holte tief Luft. »Mir ist so etwas noch nie passiert - dir etwa?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, auch nicht.«

»Lädst du denn jemand ein, den du überhaupt nicht kennst?«

»Bestimmt nicht.«

»Es sei denn, du hast etwas mit ihm vor.«

»Zum Beispiel ihn in eine Falle zu locken«, nahm ich den Faden auf und spann ihn weiter.

»Richtig.«

Ich drückte die Zigarette aus. Sie schmeckte mir nicht mehr. In den letzten Tagen hatte ich zu viel geraucht. »Und du meinst, daß es sich hier um eine Falle handeln könnte.«

»Genau das.«

Nach dieser Antwort schwiegen wir. Stille umgab uns, auf die wir uns konzentrierten. Meiner Ansicht nach gibt jedes

Haus Geräusche von sich. Das hatte ich bereits des öfteren erlebt. Die Häuser atmen dann, obwohl sie verlassen sind. Gerade die alten und älteren Bauten, wie wir es hier hatten, waren nie völlig still.

Hier jedoch konnten wir schon von einer Grabesruhe sprechen. Einer unnatürlichen Stille, die sich wie ein unsichtbarer Schleier über allen Räumen ausgebreitet hatte.

Seltsam ...

Als sich Suko bewegte, knarrte das Leder des Sessels. Ein Geräusch, das mich an das Aufstöhnen eines Menschen erinnerte. Der Inspektor stützte sich an den Lehnen ab und stand auf. Unruhig durchwanderte er die Diele. Er schaute die Treppe hoch, die zu einer breiten Galerie führte, ging weiter, und seine Tritte erzeugten auf dem Steinboden ein hallendes Echo.

Da an den Fenstern keine Vorhänge hingen, wurde der Schall kaum gedämpft. Es gab auch nur einen kleinen Teppich. Er lag nicht weit vom Kamin entfernt.

Suko unterbrach seine Wanderung, stemmte die Fäuste in die Hüften und blickte mich auffordernd an, als erwartete er von mir eine Bemerkung. Ich tat ihm den Gefallen und sagte:

»Nehmen wir mal an, dieses Haus ist tatsächlich eine Falle.

Wie, wo und wann soll sie zuschnappen?«

»Das müssen wir herausfinden. Was nutzt es, wenn wir passiv hier herumsitzen?«

»Du denkst an eine Hausdurchsuchung?«

»Nicht direkt, aber es kann nicht schaden, einmal seinen Blick schweifen zu lassen.«

»Wie du meinst«, erwiderte ich und mußte lächeln. Es war wirklich besser, wenn wir uns umschaute. In der Halle hatten wir lange genug gesessen, jetzt wollten wir sehen, was die anderen Räume und Etagen verbargen, vorausgesetzt, es war nicht abgeschlossen.

Wir nahmen uns die erste Etage vor. Über die breite Treppe ging es nach oben.

Am Ziel fanden wir mehrere Räume und schauten hinein. Sie alle waren leer. Wir fanden keinerlei Indizien, die auf die Existenz eines Monster-Clubs hingewiesen hätten, sondern eine normale Einrichtung, nichts Okkultes.

In der zweiten Etage gab es überhaupt keine Zimmer mehr.

»Bleibt nur noch der Turm«, sagte Suko, als wir wieder hinuntergingen.

»Der lag dir doch die ganze Zeit schon im Magen, wie?«

Mein Partner grinste.

»Klar, ich habe es nur nicht ausgesprochen.«

»Dann laß uns mal.«

Das war leichter gesagt, als getan. Zuerst mußten wir den Weg finden, der uns in den Turm brachte. Er befand sich am Westflügel des Hauses, war direkt an die Wand gebaut worden und wir suchten nach einer entsprechenden Tür.

Die gab es auch, und zwar fanden wir sie in einem winzigen, völlig verbauten Flur mit einer hohen Decke.

Eigentlich rechneten wir damit, die Tür verschlossen zu finden, um so überraschter waren wir, als wir sie aufziehen konnten.

»Na, das ist doch was«, sagte Suko.

Kältere Luft schlug uns entgegen. Fünfeckig war der Turm angelegt worden, und auch die inneren Mauern zeigten diese Geometrie. Hinzu kam die breite Wendeltreppe, die sich wie eine Schlange in die Höhe wand und mit einem Geländer aus Eisen versehen war.

Wir stiegen sie hinauf. Es schien uns, als wollten die Stufen kein Ende nehmen. Es gab zwar zwischendurch Podeste, doch Türen entdeckten wir nicht. Dieser Turm schien überhaupt keine Räume zu haben.

Allerdings dachte ich an die Fenster, die wir von außen gesehen hatten. Sie lagen sehr weit oben, und vielleicht fanden wir dort das, was wir suchten.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Das spürten wir auch in der Düsternis des Turminnern. Durch

kleine Schießscharten sickerte nur wenig Licht. Ein paar Streifen, die allerdings ausreichten, um die ausgetretenen Stufen erkennen zu können.

Endlich hatten wir unser Ziel erreicht. Suko war vorgegangen, und sein Blick traf als erster das große Podest dicht unter der Spitze des Turms.

»Da ist was!« sagte er.

Schweratmend blieb ich neben meinem Partner stehen. Was wir sahen, hätte wohl keiner von uns erwartet, denn wir standen vor einem Podest, von dem fünf Türen abzweigten.

Fünf pechschwarze Türen!

Das hatte etwas zu bedeuten ...

Hier oben war es noch düsterer. Nur die dunklen Türen konnten wir normal erkennen. Sie glänzten, da sich auf ihrer Oberfläche ein matter Lack ausbreitete.

Ich nahm die Lampe. Es war mal wieder meine kleine Bleistiftleuchte, die mir bereits so manch guten Dienst erwiesen hatte. Ihr schmaler Punktstrahl traf die erste Tür.

Keine Beschriftung, nur das glatte, leicht glänzende Holz.

Nichts, was auf das hingewiesen hätte, das hinter der Tür lag.

Ich holte ein paarmal tief Luft und leuchtete die nächsten Türen an. Diesmal ging ich dichter heran und fuhr mit der Lampe weiter von links nach rechts.

Als ich die letzte Tür mit dem dünnen Strahl erreichte, da wurden nicht allein meine Augen groß, auch Suko reagierte, indem er einen Zischlaut ausstieß.

Wie auch ich hatte er die Schrift erkannt. Es waren keine hellen Buchstaben, die sich auf dem Messingschild abzeichneten, sondern in einem dunklen Rot gefaßt worden.

Zwei Worte lasen wir. Die aber hatten es in sich. Zu vergleichen mit der Brisanz einer Bombe.

LUPINAS SOHN.

»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte Suko. Er stand neben mir, war perplex und schüttelte den Kopf. »Ungeheuer, ich kann mir einfach nicht vorstellen ...« Seine Stimme brach ab. Ich gab ihm keine Antwort. Auch ich hatte mich überraschen lassen und wußte nicht, was ich sagen sollte. So etwas hatte ich noch nicht erlebt, nein, damit hätte ich nie im Leben gerechnet. Daß wir hier, in diesem rätselhaften Turm, auf den Namen Lupina stießen.

Lupina!

Ich kannte die Werwölfin oder Königin der Wölfe, wie sie sich selbst nannte, sehr gut. Ein paarmal schon hatten wir uns gegenübergestanden, und ich hatte mich sogar in sie verliebt. Das war lange her, und bis zum heutigen Tag hatte ich geglaubt, über Lupina viel zu wissen, das war nun anders. Sie hatte einen Sohn!

Auch einen Werwolf?

Bestimmt, etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen.

Lupina würde nie ein menschliches oder menschenähnliches Wesen zur Welt bringen und auch akzeptieren.

Nein, das mußte ebenfalls eine Bestie sein.

»Suko«, murmelte ich, »da stehen wir vor einer Sache, die wir noch gar nicht überblicken können. Das ist nur die Spitze eines Eisbergs.«

»Scheint mir auch so zu sein.«

Ich hatte meinen rechten Arm ein wenig gesenkt, so daß ich die Klinke anleuchten konnte. Sie bestand nicht aus Metall, sondern aus schwarzem Kunststoff und war zur Tür hin gebogen.

Eine moderne, neumodische Klinke. Wahrscheinlich war die Tür auch nicht älter. Man mußte diesen Turm nachträglich umgebaut haben.

»Monster-Club«, murmelte Suko. »So langsam scheinen wir der Sache auf den Grund zu kommen.«

Da hatte er recht. Ich ging bis dicht an die Tür heran und drückte die Klinke nach unten.

Diesmal hatten wir kein Glück. Es war verschlossen. »Hast du einen Dietrich?« wandte ich mich fragend an den Chinesen. »Ja.«

Normalerweise taten wir so etwas nicht. Aber hier konnte ich es mir erlauben, die Tür zu öffnen. Der Name Lupina stand meiner Ansicht nach für Gefahr.

Während ich mich bückte und an dem Schloß herumfummelte, nahm Suko die Lampe und leuchtete. Das Schloß war zum Glück nicht besonders modern. Man konnte es noch mit den althergebrachten Instrumenten öffnen. Nur eins hatte sich geändert. Waren früher die Dietriche aus Stahl gewesen, so bestanden sie heute aus Kunststoff.

Ich bin kein Einbruchexperte, sondern mußte das anwenden, was man uns im Laufe der Ausbildung beim Yard beigebracht hatte. Dazu gehörte das Knacken einfacher Schlösser. Auch da mußte man in Übung bleiben. Bei mir dauerte es etwas länger, bis ich das Schloß auf hatte.

Schließlich schwang die Tür zurück. Sofort traten Suko und ich von der Öffnung weg, damit sich zwischen uns das dunkle Rechteck abzeichnete.

Beschossen wurden wir nicht, auch nicht über- oder angefallen, es blieb ruhig in dem Verlies.

Und es hatte keine Fenster.

Dann mußten sich die Öffnungen wohl auf die anderen Turmzimmer verteilen. Das war natürlich schlecht, denn wir konnten so gut wie nichts sehen.

Sukos Arm erschien wie ein Schatten, während der Chineser an mir vorbeigriff. Ein schabendes Geräusch erklang, als er über die Innenwand tastete, und plötzlich vernahm ich ein Klicken.

Suko brauchte nicht zu sagen, daß er einen Schalter gefunden hatte. Ich sah, wie das Licht langsam anging. Wie im Kino. Es war kein helles Licht, sondern eins, das einen rötlichen Schein verbreitete und somit das gesamte Turmzimmer ausfüllte. Angestrahlt wurde es von zwei kugelförmigen, rot

bemalten Wandleuchten, an deren Enden die Leitungen begannen, die über das Mauerwerk liefen und im Boden verschwanden.

Hier hatte jemand umgebaut und elektrische Anlagen installiert. Der Monster-Club schien seine Vorhaben sehr ernst zu nehmen. Niemand lauerte auf uns im Turmzimmer, so daß wir es betreten konnten, ohne in irgendeine Gefahr zu laufen.

Auf Zehenspitzen gingen wir, blieben nebeneinander stehen und schauten uns um.

Beiden fiel uns der Geruch auf. Wir schnupperten wie zwei Hunde, schauten uns an und hatten den gleichen Gedanken.

»Es riecht nach Blut«, wisperte Suko.

»Genau.«

Woher kam der Blutgeruch? Es rieselte mir kalt über den Rücken, als ich daran dachte, daß hier vielleicht ein Toter liegen konnte. Vorerst fanden wir nichts, nur eine Art Lager auf dem Boden, eine alte Matratze, die an den Seiten aufgerissen war, so daß die Füllung freie Bahn hatte und nach außen quoll.

Da mir das rote Licht dennoch nicht ausreichte, weil es die Wände zu sehr im Dunkeln ließ, nahm ich noch einmal die kleine Lampe und leuchtete im Kreis.

Jetzt sahen wir auch die Flecken an der Wand. Etwa in Hüfthöhe befanden sie sich. Wir gingen hin und sahen nun, daß es Blut war.

Daher also der Geruch.

»John!« Sukos Stimme klang gepreßt, und ich machte mich schon auf etwas Schlimmes gefaßt, als ich mich umdrehte. Mein Partner schaute auf eine Stelle, die sich dicht neben der Tür an der linken Seite befand.

Lumpen lagen dort am Boden. Alte Kleidungsstücke, die niemand mehr haben wollte. Das wäre alles nicht schlimm gewesen, wenn nicht etwas unter der Kleidung hervorgeschaut hätte.

Es war eine Hand und der Teil eines Arms!

Bleich sah die Hand aus. Die Finger hatten sich zusammen-

gekrümmt und bildeten eine Klaue. Ein Bild, das mir einen Schauer über den Rücken jagte, und fast traute ich mich nicht, die Lumpen in die Höhe zu heben.

Ich tat es dennoch!

Ersparen Sie mir bitte eine Beschreibung. Soviel sei nur gesagt: Unter der Kleidung lag jemand, der einmal ein Mensch gewesen war. Ich sagte bewußt gewesen war!

Neben mir schüttelte sich Suko. Auch ihn hatte der Anblick hart getroffen. Er war ihm unter die Haut gefahren, und ich ließ die Lumpen schnell wieder fallen.

»Ein Werwolf«, murmelte ich. »Dieser Mann muß einem Werwolf in die Klauen gefallen sein.«

»Lupinas Sohn?«

Darauf konnte ich meinem Freund keine konkrete Antwort geben. Alles deutete jedoch darauf hin, daß es sich bei dem Mörder um einen Werwolf gehandelt haben mußte.

Vielleicht Lupinas Sohn.

Nur - wo steckte er?

»Der hat sich aus dem Staub gemacht«, sagte Suko, wobei er sich im Zimmer herumdrehte. »Schade, ich hätte ihm gern eine Silberkugel auf den Pelz gebrannt.«

»Wenn das mal so einfach wäre. Falls es sich bei dem Monster um Lupinas Sohn handelt, dann haben wir noch einiges vor uns. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und Lupina ist eine Gegnerin, die wir nicht unterschätzen dürfen.«

Suko wechselte das Thema. »Das heißt hier doch Monster-Club. Bisher habe ich noch kein Monster gesehen. Ob es sich wirklich nur um Werwölfe handelt?«

»Kann schon sein.«

»Wo sind dann die anderen?«

»Uns stehen ja noch mehr Türen zur Verfügung. Da können wir nachschauen.«

»Dann los!«

Wir verließen die Stätte des Schreckens und standen kaum draußen, als tief unter uns ein Gong aufklang.

Sofort standen wir still.

Es blieb nicht bei einem Schlag. Ein zweiter, dritter und vierter drang an unsere Ohren, und er hallte schaurig durch den alten Turmbau mit der Wendeltreppe.

Ich kam mir vor wie in einem alten Abenteuerfilm aus Hollywood, wo auch die Kampfszenen in den Studios gedreht wurden und die Akteure ängstlich vor der Kulisse aus bunt bemalter Pappe standen.

Doch das hier war echt.

Weshalb schlug da jemand den Gong? Und wer war es überhaupt? Wir hatten keinen Menschen gesehen außer diesem seltsamen Ehepaar. Waren die beiden zurückgekommen?

Die Gongschläge mußten eine Bedeutung haben, das war uns klar.

Kaum war der letzte Ton verhallt, wobei uns noch die Echos in den Ohren schwebten, da hörten wir hinter den vier verschlossenen Türen Geräusche.

Schreckliche Laute waren es. Ein Schmatzen und Würgen, ein grausames Schlürfen und Ächzen. Dazwischen überdeutlich und gut herauszuhören das hohle Kichern, das sich anhörte, als hätte es ein Wahnsinniger ausgestoßen.

Die Gongschläge hatten die Wesen hinter den Türen mobil gemacht. Der Monster-Club rüstete zum Kampf.

Und wie sie kamen.

Als hätte jemand ein Kommando gegeben, flogen mit einem Ruck sämtliche vier Türen auf.

Lupina tobte!

Noch nie hatte sie sich so gedemütigt gefühlt wie eben.

Dr. Tod hatte seine Macht bewiesen. Im Verein mit Lady X hatte er es geschafft, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Aber da sollte er sich getäuscht haben. So leicht gab Lupina nicht auf. Sie hatte sich nur zurückgezogen und empfand dies als einen taktischen Zug.

Dr. Tod und die Mordliga hausten in dem unterirdischen Bunkersystem tief in der Erde Feuerlands. Jeder Dämon hatte einen Bereich für sich, so daß sie sich nicht gegenseitig in die Quere gerieten. In einem Betonverlies lebte Xorron, in dem nächsten Vampiro-del-mar, in einem anderen Lady X und in dem daneben Lupina, die Königin der Wölfe.

Normalerweise waren die Türen verschlossen, und sie konnten die Kammern verlassen, doch es gab auch Sicherungen, die Solo Morasso eingebaut hatte. Von seiner zentralen Steuerstelle aus konnte er die Türen verriegeln.

Und den Stahl aufzubrechen, das schafften nicht einmal die Monster der Mordliga.

Lupina paßte die Entwicklung überhaupt nicht. Längst hatte sie sich innerlich von der Mordliga abgekehrt. Sie wollte einfach nicht mehr dableiben, es erschien ihr widersinnig. Das wußte leider auch Dr. Tod und hatte sich dementsprechend verhalten. Er hielt immer ein Auge auf die Werwölfin und wenn es nur ein elektronisches zur Überwachung war.

Niederlagen hatte es in der letzten Zeit gegeben, nichts als Niederlagen. Tokata gab es nicht mehr. Mr. Mondo war umgekommen, und Dr. Tod stand so ziemlich auf verlorenem Posten. Lupina wußte genau, daß es mit der Zusammenarbeit zwischen ihm und dem Spuk nicht so klappte, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Spuk war da sehr vorsichtig und hielt sich zurück. Er hatte Morasso zwar im Kampf gegen Asmodina geholfen, mehr auch nicht.

Der große Plan, die Erringung der Weltherrschaft, fiel immer mehr zusammen. Es gab halt zu viele Dämonen und mächtige Kräfte im Reich der Finsternis, und alle hegten verschiedene Interessen. Die unter einen Hut zu bringen war unmöglich.

Lupina dachte da praktischer. Da sie bei der Mordliga schon nicht ihre große Chance sah, konnte sie eine Armee von Wölfen um sich versammeln, die allein auf ihr Kommando hörten.

Lupina dachte auch darüber nach, wie die anderen Mitglieder der Mordliga zu Solo Morasso und ihr standen.

Bei Lady X war sie sich nicht sicher. Sie war eine gewiefte Taktikerin, das hatte sie noch von ihrem damaligen Menschsein übernommen, es nicht vergessen und spielte es immer wieder aus. Manchmal griff sie vermittelnd ein, so wie vor einigen Stunden, als es fast zur Eskalation zwischen Lupina und Dr. Tod gekommen war.

Und Vampiro-del-mar? Er gehörte zu den gewaltigen, gefährlichen Monstern, die allein ihrer Kraft gehorchten und sie rücksichtslos einsetzten. Zudem war er Morasso bedingungslos Untertan, denn Dr. Tod hatte ihn aus seinem Grab unter dem Meeresspiegel erweckt.

Keine Chance, ihn auf meine Seite zu ziehen, dachte Lupina. Blieb noch Xorron. Auch den konnte sie vergessen. Xorron war ein Monster, das in keine Schublade paßte. Er war unberechenbar, er war schlimmer als alle zusammen, und ihm gehorchte ein Heer von Untoten und Zombies sowie die gefährlichen Ghouls.

Nein, Lupina war auf sich allein gestellt, aber das machte ihr nichts aus. Vielleicht gelang es ihr durch List und Tücke, das zu schaffen, was andere kaum für möglich hielten. Der Mordliga den Rücken zu kehren.

Dazu durfte sie sich nichts anmerken lassen. Sie mußte sehr vorsichtig sein, denn in jedem Verlies befand sich das gläserne Auge einer Kamera, das alles beobachtete und die Bilder aus den Räumen auf einen Monitor übertrug, vor dem Dr. Tod hockte und beobachtete.

Die Königin der Wölfe war sicher, daß er sie auch diesmal nicht aus den Augen ließ. Deshalb benahm sie sich sehr gesittet und bezähmte ihre Wut.

Sie hatte recht mit der Vermutung. Morassos Blick richtete sich in der Tat auf den kleinen Monitor, dessen Bildschirm das Verlies der Lupina zeigte.

Aber Dr. Tod war nicht allein. Neben ihm stand Lady X, die MPi über die linke Schulter gehängt. Sie hatte ihre Lippen zurückgezogen, so daß die Vampirzähne schimmerten.

»Ich muß sie töten«, sagte Morasso.

Diesen Satz hatte er in den letzten Minuten mehrmals von sich gegeben, und wie zuvor sprach die Scott auch diesmal dagegen.

»Es hat keinen Sinn, glaub mir. Wenn du sie tötest, schwächst du die Mordliga noch mehr.«

»Niemand kann so mit mir umspringen.«

»Ich weiß selbst, daß es falsch war, aber vielleicht bereut Lupina es längst.«

Das Lachen war kehlig. »Die und bereuen? Niemals. Nein, nicht Lupina. Sie träumt von einer großen Allianz der Werwölfe, und diesen Traum hat sie nie aufgegeben.«

»Gib ihr ein paar Tage Zeit!«

»Nein. Die kann ich nicht mehr bekehren. Lupina ist für mich und für uns nur Ballast, den wir abwerfen müssen. Ich werde ihr den Würfel präsentieren und sie dem Todesnebel aussetzen, damit ich ihre Knochen anschließend verbrennen kann.«

»Ist das dein letztes Wort?«

Morasso drehte sich auf seinem Stuhl um und schaute Lady X von unten her an. »Ja, das ist mein letztes Wort.«

»Dann laß mich wenigstens noch einmal mit ihr reden«, versuchte es die Vampirin. »Einmal nur.«

»Es ändert nichts an meinem Entschluß.«

»Trotzdem.«

Morasso überlegte. Dann nickte er und stand auf. »Ich gebe dir eine Viertelstunde. Inzwischen werde ich den anderen beiden mitteilen, wie ich mich entschieden habe. Sie sollen dabei sein, wenn ich Lupina vernichte.« Er grinste gehässig. »Gewissermaßen als eine schaurige Warnung.«

»Ich habe verstanden«, sagte Lady X mit belegter Stimme und schaute Dr. Tod nach, wie er den Raum verließ. Morasso, der kleine, aber kompakte Mensch-Dämon, öffnete die Tür und verschwand.

Lady X zeigte Unruhe. Die Entwicklung der Dinge gefiel ihr überhaupt nicht. Nicht daß sie eine besonders gute Partnerin

der Werwölfin gewesen wäre, nein, sie dachte nur an die Schwächung, die die Mordliga erleiden würde, wenn Lupina einmal nicht mehr war. Und das wollte Solo Morasso nicht einsehen. Vielleicht dachte er auch ähnlich wie die Scott, nur ließ es sein Stolz nicht zu, dies zuzugeben.

Eine Viertelstunde blieb ihr. Eine verdammt geringe Zeitspanne, in der sie es kaum schaffen würde, die eine oder andere Seite von ihrem Plan abzubringen. Trotzdem mußte sie es versuchen, auch wenn es unmöglich zu sein schien.

Bevor sie die Zentrale verließ, warf sie noch einen Blick auf den Monitor. Er gab das Bild aus dem Verlies der Werwölfin wider. Lupina schaute nicht in das Objektiv der Kamera. Sie hatte sich auf den Boden gehockt, die Knie angezogen und den Kopf nach vorn gebeugt, wobei das lange blonde Haar wie ein Vorhang zu beiden Seiten nach unten fiel und von dem Gesicht überhaupt nichts erkennen ließ.

Wie die Scott den Mordligachef kannte, würde er jetzt Vorbereitungen treffen, um Lupina zu vernichten.

Freiwillig!

Der Gedanke war so ungeheuer, daß sich das Gesicht des weiblichen Vampirs verzerrte. Sie mußte mit Lupina sprechen. Leider konnte sie nicht in ihr Verlies. Allerdings gab es eine Verbindung zwischen der Zentrale hier und dem Raum, in dem die Werwölfin hockte. Über Lupina befand sich ein Lautsprecher mit Mikrofonen an der Wand, so daß sie hineinsprechen und von Lady X gehört werden konnte.

Pamela Scott stellte die Verbindung her. Ein Kratzen ertönte im Lautsprecher, dann war die Stimme der Werwölfin zu vernehmen. Sie hatte das Zeichen erkannt. Ohne den Kopf zu heben, fragte sie: »Was willst du von mir, Lady X?«

»Mit dir sprechen!«

»Zwischen uns gibt es nichts mehr zu bereden. Du hast deine Seite gewählt, ich die meine.«

»Und du bist überzeugt davon, daß es richtig ist, was du getan hast?«

»Ja.«

»Das ist Irrsinn, Lupina. Du kommst allein nicht durch. Du brauchst unsere Unterstützung.«

Das Lachen aus dem Lautsprecher klang kratzig und unecht.

»Ich brauche eure Unterstützung nicht. Laß dir das gesagt sein. Ich will sie auch nicht, denn ich komme sehr gut allein zurecht.«

»Nein, gemeinsam sind wir stärker.«

»Unsinn. Haben wir den Geisterjäger geschafft? Nein!«

»Das ist etwas anderes!« hielt Lady X dagegen.

»Stimmt nicht. Ich habe darüber nachgedacht. Wir sind kein Team. Da ist jeder zu verschieden und nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Das müßtest du doch gerade wissen. Oder ist Vampiro-del-mar nicht dein besonderer Freund? Ihn würdest du doch auch lieber tot als lebendig sehen, wenn ich mich nicht irre?«

»Das stimmt nicht.«

»Dann hast du die ganze Zeit über gelogen. Mein Entschluß steht auf jeden Fall fest. Ich will mit euch nichts mehr zu tun haben.«

»Dann wird man dich töten!«

»Damit muß ich rechnen. Aber lieber vernichtet sein, als nur mit Niederlagen leben. Was können wir denn noch ausrichten? Wir sitzen hier und warten. Morasso denkt schon verdammt lange nach, aber eingefallen ist ihm nichts. Er hat keine Ideen mehr. Ich aber habe welche, und ich werde sie auch durchführen.«

Jetzt spielte Lady X ihre letzte Trumpfkarte aus. »Denkst du überhaupt nicht an deinen Sohn?«

Wie von der Tarantel gebissen, sprang Lupina in die Höhe.

»Das wagst du mir zu sagen, du verfluchte Blutsaugerin?« Sie schaute jetzt direkt in das künstliche Auge, und ihr Gesicht hatte sich vor Wut zu einer Grimasse verzogen. »Laß ihn aus dem Spiel!«

»Auf einmal? Du wolltest ihn doch sehen. Du hast sehr an

ihm gehangen, wenn ich richtig informiert bin - oder willst du das auch abstreiten?«

»Nein.«

»Dann richte deine Reaktionen danach.«

Die Werwölfin schwieg, während die Scott aufatmete. Sie glaubte, den richtigen Weg gefunden zu haben. Jetzt mußte sie nur noch ein wenig nachsetzen. »Wenn du dich noch immer so stur stellst und überhaupt keine Kompromißbereitschaft zeigst, wirst du deinen Sohn niemals mehr sehen. Das wollte ich dir nur sagen.«

Nach diesen Worten schwieg die Blutsaugerin, und sie war gespannt, wie Lupina reagieren würde. Hatte sie den Köder angenommen? Es war wirklich das beste, was sie tun konnte. Sicherlich zeigte sich dann auch Solo Morasso den vernünftigen Argumenten zugänglich.

»Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit für eine Entscheidung«, drängte Lady X.

Lupinas Fell sträubte sich. Sie war innerlich erregt, aus ihrem Maul drang ein Fauchen. Obwohl sie einen menschlichen Mund besaß, hatte sie ihn so weit aufgerissen, daß er schon einem Maul glich und diese Muskelbewegung ihrem Gesicht völlig fremde Züge verlieh.

»Gib noch einmal nach!« drängte die Vampirin. »Nur ein einziges Mal, dann hast du sicherlich auch die Chance, deinen Sohn zu sehen, an dem du ja so hängst und um den du ein Geheimnis gemacht hast.«

»Ich werde mit Dr. Tod reden!« sagte sie schließlich.

Lady X war beruhigt. Endlich hatte sie Lupina überzeugt, obwohl immer noch ein winziger Rest von Mißtrauen blieb, aber die Werwölfin mußte vernünftig sein, sie konnte sich nicht gegen die Mordliga stellen, da würde sie immer den kürzeren ziehen.

»Soll ich ihm Bescheid geben?« fragte Lady X.

»Nein, das tue ich selbst.«

»Er wird sowieso gleich kommen.«

»Und was will er?«

Die Blutsaugerin lachte kehlig. »Kannst du dir das nicht denken? Er will dich bestrafen, aber ich werde für dich reden, und da muß er einfach nachgeben.«

»Das kann ich selbst.«

»Nun lehne nicht jede Hilfe ab. Du wirst sie brauchen können. Ich verlasse jetzt die Zentrale und komme zu dir, damit wir endgültig alles klarmachen können.«

Es waren die letzten Worte der Lady X, die Lupina aus den Zentrale von ihr vernahm.

Stille umgab Lupina. Wenn sie ehrlich war, dann paßte ihr dieser Kompromiß überhaupt nicht, aber sie hatte ihn eingehen müssen, wenn auch nur zum Schein, denn sie wollte von ihrem großen Plan nicht abgehen, da war ihr die Mordliga eher im Wege als nützlich.

Durch die dicken Wände und die Eisentür drang kein Geräusch in das Verlies. Lupina hörte die Schritte nicht, aber sie merkte, daß sich der Hebel an der Innenseite bewegte, als von außen aufgeschlossen wurde.

Mit gleitenden, lautlosen Schritten war sie bis an die der Tür gegenüberliegenden Wand zurückgewichen und wartete dort ab, was sich tat.

Kam Dr. Tod?

Ja, er war auch dabei. Mitgebracht hatte er Xorron, seinen treuesten Helfer, und der war ebenfalls nicht allein gekommen, denn fünf Untote hielten sich an seiner Seite ...

Monster-Club! So hatten sie sich genannt. Und verdammt, was uns da entgegenwirbelte, waren in der Tat Monster. Grauenhafte Gestalten, Alptraumgeschöpfe, Ausgeburten der Hölle oder wie man sie auch immer nennen wollte.

Wir hatten den einzig leeren Raum besetzt. Aus den anderen vier stürmten Werwölfe. Menschengroß und noch mehr, so zeigten sich uns die grauenhaften Gestalten.

Es waren genau acht.

In jedem Zimmer hatten zwei gelauert. Braunschwarze Bestien mit weit aufgerissenen Mäulern, in denen regelrechte Reißzähne schimmerten, die uns zerfetzen würden.

Einen Grund gab es für die Bestien immer. Es war die reine Lust am Töten, und bevor wir unsere Überraschung verdaut hatten, wuchteten schon zwei Tiere gegen uns.

Bärenstark waren sie. Ich sah dicht vor meinem Gesicht die messerscharfen Pranken erscheinen und dazwischen die verzerrte Fratze des Tieres, aus dessen Maul gelblich schimmern-der Geifer tropfte, der über die Schnauze lief und sich mit dem daran klebenden alten Blut vermischte.

Ausweichen konnte ich nicht mehr, mich auch nicht um Suko kümmern, ich mußte jetzt gegen diese ausgehungerte Bestie um mein eigenes Leben kämpfen.

Gelauert hatten sie in den düsteren Turmzimmern und warteten nur darauf, daß es Nacht wurde, dann würden sie sicherlich auf Beutezug gehen, doch da ihnen vorher schon zwei Opfer in die Klauen gefallen waren, nahmen sie die Gelegenheit eiskalt wahr.

An eine Waffe konnte ich nicht mehr schnell genug herankommen, also riß ich beide Arme hoch, legte die Hände gegeneinander und drosch zu. Es war ein gewaltiger, kraftvoller Hieb, der genau die Schnauze der Bestie traf und sie zurückschleuderte. Die scharfen Krallen wischten an meinem Körper vorbei, und das Horrorwesen wurde gegen seine eigenen Artgenossen katapultiert.

Für höchstens zwei Sekunden hatte ich Luft. Diese Zeit mußte reichen.

Während ich nach meinem Dolch griff und ihn aus der Scheide riß, schaute ich mich um.

Zwei Bestien griffen überhaupt nicht in den Kampf ein, sie versperrten den Weg zur Treppe, damit wir nicht fliehen konnten, die anderen sechs wollten unseren Tod.

Ich sah Suko im Clinch mit zwei Werwölfen. Der Chinese

wehrte sich hervorragend. Ich hatte den Dolch frei und stieß von unten nach oben zu.

Es war viel zu eng. Mein unheimlicher Gegner konnte nicht ausweichen. Er senkte nur seinen häßlichen Schädel und sah, wie die Klinge in seinem Körper verschwand.

Sie war geweiht, bestand aus Silber und zeigte bei diesen Bestien eine tödliche Wirkung.

Ich hatte das Messer noch nicht wieder hervorgezogen, als ich bereits das Schreien hörte.

Nein, es war ein urwelthaftes Brüllen, als der Werwolf zerstört wurde, herumschwang und verzweifelt mit beiden Pranken um sich schlug, bevor er dorthin taumelte, wo die anderen beiden Tiere an der Treppe lauerten.

Sie machten Platz, schufen damit eine Lücke, und der tödlich verletzte Werwolf trat ins Leere. Er verlor das Gleichgewicht und rollte die Stufen hinab.

Das alles war in Sekundenschnelle über die Bühne gelaufen.

Von rechts sah ich einen Schatten, wie er auf mich zutaumelte.

Ich wollte das Messer hochreißen, als ich sah, daß der Werwolf tödlich verletzt war. Sukos Dämonenpeitsche hatte Streifen in sein Fell gerissen, aus denen grüngrauer Qualm kroch.

Es war klar, daß wir es nicht mit allen Gegnern aufnehmen konnten. Wir konnten uns nicht hinstellen und sie abschießen, dazu waren sie viel zu nahe bei uns, da half vorerst nur eins: ein taktischer Rückzug.

Suko hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich. »John!« hörte ich seinen Schrei und sah, wie der Chinese zurücksprang und durch die halb offenstehende Tür in dem fünften Verlies verschwand.

Einen weiteren Gegner konnte ich nicht mehr erledigen. Ein Messerstoß von mir fehlte, weil sich ein angreifender Werwolf gedankenschnell duckte, dann wurde es auch für mich Zeit, und ich hechtete ebenfalls in den Raum.

Kaum war ich an Suko vorbei, als der Chinese schon die Tür zuhämmerte.

Mich hatten zwei Bestien verfolgt. Wir hörten beide die aufeinanderfolgenden dumpfen Laute, als die schweren Körper gegen die Tür wuchteten.

Das Holz zitterte und ächzte, aber es brach nicht. Die Türen schienen doch stabiler zu sein, als sie aussahen.

Ich atmete auf, wobei ich mich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt hatte und schwer Luft holte. Die letzten zwei Minuten waren verdammt haarig gewesen, und wir hatten es nur unserem harten Kampftraining zu verdanken, daß wir überhaupt so aus dieser Lage herausgekommen waren, ohne auch nur eine Verletzung erhalten zu haben.

Wenigstens glaubte ich das.

Um ganz sicherzugehen, fragte ich Suko.

»Ich habe kaum etwas abgekriegt.«

»Was heißt kaum?«

»Nur ein Kratzer.« Sukos Stimme klang gepreßt, und bei mir schlugen Alarmglocken an.

»Laß sehen, Mensch!« Ich nahm die kleine Lampe, schaltete sie ein. Da hatte der Chinese schon zur Selbsthilfe gegriffen. Es war wie bei einem Schlangenbiß. Wenn kein Gegenserum in der Nähe war und man doch noch etwas retten wollte, gab es nur die Möglichkeit, die Wunde auszusaugen.

Das tat Suko. Sein Hemd war in Unterarmhöhe zerfetzt. Im Licht der Lampe sah ich das Blut. Suko hatte seinen Mund auf die Haut gepreßt und saugte Blut aus der Wunde.

Immer wieder spie er es zu Boden. Das gefährliche Werwolfgift konnte nicht in die Blutkreislauf gelangen. Ich wollte ihm helfen, er winkte ab, saugte noch zweimal, spie das Blut aus und holte dann ein sauberes Taschentuch hervor, das er um seinen Arm wickelte.

»Das müßte reichen.«

»Hoffentlich«, sagte ich. »Wie ist es denn passiert?«

»Da waren plötzlich zwei, und ich konnte mich nicht so direkt wehren, weil ich noch die Peitsche ausschütteln mußte. Alles andere hast du ja mitbekommen.«

»Und was machen wir jetzt?« fragte ich.

»Warten, bis den Herrschaften vor der Tür etwas einfällt. Der Monster-Club existiert doch. Verdammt, ich hatte eigentlich nicht mehr daran geglaubt.«

»Die beiden Alten haben uns nicht umsonst allein gelassen. Die hatten es faustdick hinter den Ohren.«

»Ich freue mich schon darauf, wenn sie zurückkommen.«

»Falls sie kommen.«

»Klar, die wollen doch unsere Leichen sehen.« Suko lachte bitter. »Aber den Gefallen tun wir ihnen nicht.«

Ich schaltete die Lampe wieder aus. Im Dunkeln hörte ich die Stimme meines Partners. »Mußt du sparen?«

»Ja, ich weiß nicht, wie lange die Batterie noch reicht.«

»Wir haben doch von unten Luken oder Fenster gesehen«, sagte Suko. »Das war keine Täuschung.«

»Nein.«

»Dann schau mal nach.«

»Was meinst du, was ich gerade tun wollte?« Ich schaltete die Lampe wieder ein und folgte ihrem dünnen Strahl, der auf die der Tür gegenüberliegende Wand wies.

Dort befanden sich die Fenster, und ich sah tatsächlich die schmale Luke.

Wie bei vielen Turmfenstern war sie innen breiter und verzüngte sich zum Mauerrand hin. Ich konnte mit der Hand hinfassen und stieß mit dem Mittelfinger auf Widerstand.

Was es war, wußte ich nicht genau, auf jeden Fall hatte es etwas hohl geklungen, und es schien mir nicht allzu fest im Rahmen zu stecken.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, beugte mich dabei vor und klopfte härter dagegen.

Mein Gott, das war ja Pappe. Und zwar schwarz gestrichene. Über die Schulter rief ich Suko zu, was ich entdeckt hatte.

»Die können wir ja lösen.«

»Und wie.«

Abermals nahm ich meinen Dolch. Mit der Spitze hämmerte

ich gegen die Pappe, und schon beim erstenmal drang ich durch, so daß ein schmaler Lichtstreifen auf meine Hand fiel. Jetzt hackte ich stärker. Wenig später bereits hatte ich die Pappe weggefetzt.

Es gab nicht nur eine Öffnung in unserem Verlies. Eine zweite war ebenfalls mit Pappe verklebt worden, und abermals leistete mir der Silberdolch gute Dienste.

Jetzt ging es uns schon besser. Licht bedeutet Leben, Licht bedeutet Hoffnung. Die einfallenden Lichtstrahlen erhellten das Verlies so weit, daß wir alles sehen konnten. Leider auch die verkrümmte Hand, die zwischen den Lumpen hervorragte. Ich nahm sie hoch und drückte sie wieder unter die Kleidung.

Dabei mußte ich nahe an die Tür heran und hörte die Geräusche.

Knurren, Hecheln und Fauchen ...

Sechs Werwölfe lauerten auf uns, und sie würden nicht aufgeben, das stand fest.

Wir allerdings auch nicht. Unsere Pistolen waren geladen, und als ich auf Suko schaute, lag ein optimistisches Grinsen auf seinem Gesicht, obwohl das Taschentuch um seinen Arm durchgeblutet war.

»Packen wir sie?« fragte er.

»Und wie?«

Suko hatte einen Vorschlag. »Wir werden einen Ausbruch wie im Gefangenenlager durchführen.«

»Damit rechnen diese Biester doch.«

»Laß sie, wir brauchen nur schnell zu sein. So schnell wie vorhin, als ich die Tür abgeschlossen habe.«

Als hätte Suko ein Kommando gegeben, bewegte sich die Türklinke nach unten. Vorsichtig, zögernd, und ich dachte daran, durch die Tür zu feuern. Wenn ich jedoch nicht traf, hatte ich eine Kugel vergeudet, und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen.

Da die Tür nicht zu öffnen war, zog sich der Werwolf wieder

zurück. Allerdings nur für einen Moment, denn er nahm Anlauf und wuchtete gegen das Holz.

Unwillkürlich sprangen wir zurück. Unsere Berettas ruckten hoch, doch wir brauchten sie nicht einzusetzen, die Tür hielt dem Druck stand.

»Noch dreimal, und sie sind durch«, bemerkte Suko.

»Vielleicht schon beim nächsten Versuch.«

Danach schwiegen wir, standen in der Mitte des Turmzimmers und schauten auf die Tür.

Spannung lag wie ein nicht sichtbares Netz über uns und dem Raum. Es war eine unheimliche Atmosphäre, man spürte, daß etwas in der Luft lag, daß andere dabei waren, unser Schicksal in die Hand zu nehmen.

Als zehn Sekunden vergangen waren und sich noch immer nichts getan hatte, wunderten wir uns.

»Warum haben sie sich denn nicht gegen die Tür geworfen?« fragte Suko leise.

»Sie fürchten die Kugeln.«

»Das können sie nicht wissen.«

Da hatte mein Partner recht. Dennoch gab es einen Grund, weshalb sich die Bestien so merkwürdig still verhielten. Den erfuhren wir einige Atemzüge später, denn die keifende Stimme der Xanthippe gellte an unsere Ohren.

»Na, ihr beiden Bullen, lebt ihr noch?«

Man konnte Lupina vieles nachsagen, dumm war sie auf keinen Fall. Sie wußte sofort, was der Aufmarsch zu bedeuten hatte. Dr. Tod zeigte sich entschlossen, nicht von seinem Plan abzugehen. Er wollte die Werwölfin bestrafen.

Die richtigen Helfer hatte er sich dafür ausgesucht. Erst einmal Xorron, diese dämonische Mordmaschine, gegen die kein Kraut gewachsen war. Die Waffe, mit der man seine weißliche Haut zerstören konnte, mußte erst noch erfunden werden. Unter dieser Milchkhaut schimmerten schwach die dunklen

Knochen eines Skeletts. Das Gesicht des Monsters war flach. Die Sinnesorgane wurden nur durch Schlitze angedeutet, aber wenn Xorron einmal den Mund öffnete, dann zeigte er gefährlich lange Zähne, die dem Gegner keine Chance ließen.

Da er sich selbst Herr der Zombies und Untoten nannte, hatte er gleich die richtigen Gestalten mitgebracht.

Figuren wie aus dem Horror-Lehrbuch. Bleiche, ausgemergelte Gestalten mit teigiger, aufgedunsener Haut und zum Teil großen Wunden oder schief sitzenden Köpfen. Lumpen umflatterten die Körper, die Augen waren verdreht, die Arme entweder schlenkernd zu beiden Seiten des Körpers herabhängend oder vorgestreckt, wobei die Hände Greifklauen bildeten, um die Opfer zu packen.

Für sie waren alle Opfer.

Alles, was lebte, was sich bewegte, sollte gnadenlos vernichtet werden, so wollte es der unheilvolle Trieb dieser mordenden Leichen, die nichts stoppen konnte, wenn sie einmal in Bewegung geraten waren.

Es gab Mittel. Man mußte sie mit magischen Waffen attackieren oder ihnen die Köpfe abschlagen sowie Kugeln zwischen die Augen setzen. Aber wer von den überfallenen Menschen hatte eine Waffe griffbereit, wenn die anderen kamen?

Kaum jemand. Und so wurden diese untoten Gestalten zu den schlimmsten Feinden der Menschen.

Das wußte Lupina, und sie wußte ferner, daß Dr. Tod seine Ansicht geändert hatte.

Nicht der Todesnebel sollte sie töten, sondern Xorron mit seinen Bestien.

Für sie würde es ein reines Festmahl werden, aber Lupina war entschlossen, sich zu wehren.

Sie knurrte böse.

Xorron war an der Tür stehengeblieben. Er wollte seinen Vasallen das Opfer überlassen und erst einmal zuschauen, was sie taten. Sollte Lupina stärker sein als angenommen, dann würde sich Xorron ihrer annehmen.

Die Zombies hatten den Befehl erhalten. Sie würden ihn ausführen, und sie drangen in den Raum ein, wobei sie sich direkt in einem Halbkreis aufbauten.

In der Tür sah Lupina auch den Schatten des Mordligachefs. Morasso beobachtete nur, er wollte mit ansehen, wie ein aufsässiges Mitglied seiner Mordliga bestraft wurde, denn sonst hätte er keine Ruhe gehabt. Seinen Prinzipien durfte er auf keinen Fall untreu werden.

Lupina dachte daran, daß Lady X ihr etwas vorgespielt hatte. Alles war Bluff gewesen, tatsächlich steckte sie mit Solo Morasso unter einer Decke. Alle hatten sich gegen Lupina verschworen, und dieses Wissen stachelte sie noch stärker an. Ihr Überlebenswille steigerte sich.

Den größten Zombie nahm sie zuerst aufs Korn. Es war ein breitschultriger Seemann, und er trug noch Fetzen seiner Kleidung. Xorron hatte sich als Opfer Menschen von in Not geratenen Schiffen geholt und sie auf seine Insel geschleppt. Als lebende Leichen standen sie dann unter seinem Kommando.

Einen Menschen hätte die Stille vielleicht zum Wahnsinn getrieben, nicht so Lupina, sie konnte sich konzentrieren, und sie würde es den anderen schon beweisen, daß man so einfach an sie nicht herankam. Den Gedanken an Flucht hatte sie noch nicht aufgegeben. Sie würde kämpfen. Der Drang, ihren Sohn wiederzusehen, war ungeheuer stark. An Aufgabe dachte sie nicht.

Für sie würde es schwer sein, durch die Tür zu kommen, denn da standen Xorron und Solo Morasso. Besonders das Monster bildete eine fast unüberwindliche Barriere.

Aber da war der erste Zombie.

Er hatte inzwischen eine Entfernung zu Lupina erreicht, die es ihm ermöglichte, nach der Werwölfin zu greifen. Er ließ sich einfach fallen, wie es seiner Kampftechnik entsprach, und versuchte dabei, seine Hände in das Fell auf Lupinas Schultern zu schlagen.

Die Werwölfin explodierte. Sie war schnell, geschmeidig und auch kraftvoll. Ein regelrechtes Kraftpaket. Bevor der Untote sie berühren konnte, hatte sie ihre Pranken in die schlaffe, teigige Haut an seinen Wangen geschlagen, sich festgekrallt und riß den Schädel des Zombies hart herum.

Irgend etwas krachte oder brach, dann flog der Zombie zur Seite und wurde gegen die Wand gewuchtet. Jeder hörte den klatschenden Aufprall, sah das puppenartige Wesen zu Boden fallen, wo es für einen Moment mit verdrehtem Kopf liegenblieb, aber trotz des Genickbruchs nicht erledigt war, denn der ehemalige Seemann stand wieder auf. Schwerfällig und taumelnd kam er auf die Füße, wobei er Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren, denn er ging mit schaukelnden Bewegungen auf seine Gegnerin zu.

Lupina war nicht auf der Stelle stehengeblieben. Sie wußte, wie man kämpfen mußte, um etwas zu erreichen, deshalb hatte sie ihren Standort gewechselt und katapultierte sich abermals vor. Mitten hinein in den Pulk von vier Zombies.

Dr. Tod und Xorron sahen nur ihren Schatten durch die Luft wischen, dann prallten Lupina und die Untoten zusammen, und es wurde ein wilder, erbarmungsloser, dämonischer Kampf.

Keiner blieb mehr auf den Füßen. Lupinas wuchtiger Angriff riß die vier Zombies einfach um. Sie klatschten zu Boden und prallten mit ihren Schädeln gegen den harten Beton. Das alles machte ihnen nichts, sie waren schon gestorben und konnten es so nicht noch einmal.

Lupina wütete.

Sie spielte ihre gesamten raubtierhaften Kräfte aus, und die bewegungslos dastehenden Zuschauer sahen ihre Pranken mit den langen Krallen, die immer wieder die entsprechenden Ziele fanden.

Zwei Zombies hieb sie gegeneinander und schleuderte sie von sich. Einem anderen zerbiß sie einen Arm, daß dieser wie ein lebloser Gegenstand zu Boden fiel, einem anderen zer-

schmetterte sie das Gesicht, und sie hatte freie Bahn.

Sie schnellte hoch.

Dabei hatte sie den fünften Zombie vergessen. Es war derjenige, der sie zuerst angegriffen hatte, und er nutzte die Gelegenheit aus, indem er sich von hinten an die Werwölfin heranschlich und sich in dem Augenblick gegen sie warf, als Lupina in die Höhe kam.

Der Zombie war nicht nur groß, sondern auch schwer. Er krachte in ihren Rücken und drückte sie wieder zurück, so daß Lupina im wahrsten Sinne des Wortes auf die Schnauze fiel. Auch sie schüttelte der Anprall durch. Sie hatte sich, als der Kampf begann, völlig in eine Werwölfin verwandelt. Diese Metamorphose war im Wirrwarr der Leiber untergegangen, doch auch Lupina war kein Wesen, das man einfach beseitigen konnte. Sie steckte den Aufprall weg, als wäre er nichts gewesen. Ihr Körper zog sich zusammen, und sie warf sich wuchtig herum, wobei sie zwei Untote abschüttelte.

Sie hatten die Gelegenheit wahrgenommen und sich ebenfalls auf die Wölfin geworfen.

Doch da war noch der ehemalige Seemann, und er hatte seine Hände in Lupinas Fell geschlagen, so daß er sich darin festkrallen konnte. Er zog sich näher an die Wölfin heran und öffnete sein Maul, um sich festzubeißen.

Es war Lupina nicht möglich, seinen Angriff ohne weiteres abzuschütteln, und dem Zombie gelang es, seine Zähne in den fellbedeckten Oberkörper zu schlagen.

Die Königin der Wölfe ruckte hoch. Allerdings nur mit ihrem Oberkörper, weil der Untote noch mit seinem Gewicht auf ihren Beinen lag.

Zwei mit den Pranken geführte Rundschläge verfehlten ihn.

Das sahen auch die anderen Zombies. Sie merkten, daß sich ihr Opfer in der Klemme befand, und ergriffen die Gelegenheit beim Schopf. So schnell es ging, näherten sie sich dem kämpfenden Paar und warfen sich mit ihren ausgemergelten, teigigen Körpern auf die Werwölfin. Dabei spielte es keine Rolle,

daß einer von ihnen seinen Arm verloren hatte und der andere kein Gesicht mehr hatte, sondern nur noch eine zerquetschte Masse.

Dr. Tod und Xorron schauten zu.

Solo Morasso lächelte dabei. Die Bestrafung war nicht mehr aufzuhalten, die Untoten würden Lupina den Garaus machen, denn so ging es jedem, der sich gegen ihn und die Mordliga stellte. Er würde es den anderen schon zeigen, schließlich war er der Herr.

Sein Lachen war kalt und grausam, doch er stockte, als plötzlich die Salve aus einer Maschinenpistole aufpeitschte und die Garbe dicht an seiner Hüfte vorbeizischte.

Sie traf das Ziel.

Der größte Zombie hatte sich halb erhoben. Aus verdrehten Augen und mit blutigem Mund bot er ein nahezu klassisches Ziel für Lady X, die hinter Morasso und Xorron aufgetaucht war.

Die Garbe traf seinen Kopf. Sie tötete das Wesen auf der Stelle, diesmal für immer.

Schwer fiel es zur Seite, gab das Ziel für seine Artgenossen frei, und Lady X ließ sich die Chance nicht entgehen. Sie schoß ein zweitesmal.

Diesmal bewegte sie ihre Maschinenpistole, ein kaltes Lächeln klebte in ihren Mundwinkeln, und die beiden Vampirzähne schauten wie zwei kleine Dolche aus dem Oberkiefer hervor, wobei sie mit ihren Spitzen noch die Unterlippe berührten.

Auch den beiden anderen Zombies ließen sie keine Chance. Sie dezimierte Xorrorns Diener.

Das ließ sich das Monster nicht gefallen.

Aus dem Spalt in seinem milchigweißen Gesicht drang ein hohles, pfeifendes Geräusch, als es sich umwandte und seine neue Gegnerin suchte.

Sofort sprang die Scott zurück. Sie wußte genau, daß sie gegen Xorron nicht die Spur einer Chance hatte, da nützte ihr

auch die Maschinenpistole nichts, denn mit Kugeln konnte sie das Monster nicht zerstören.

»Stopp ihn!« rief Lady X ihrem Boß Dr. Tod zu. »Ich habe mit dir zu reden!«

Aus dem Raum drangen weitere Kampfgeräusche, doch die Scott war sicher, daß Lupina es jetzt von allein schaffen würde. Solo Morasso wußte nicht, wie er sich entscheiden sollte. Seine Blicke schweiften zwischen Lady X und Xorron hin und her. Er ahnte, was das Monster vorhatte. Es würde und wollte die Scott töten, doch zwei Mitglieder zu verlieren, das konnte Solo Morassos Mordliga nicht verkraften, deshalb folgte er dem Rat der ehemaligen Terroristin und befahl Xorron, einzuhalten.

Der hielt tatsächlich inne.

Der Vampirin fiel ein Stein vom Herzen. Als Zeichen ihrer Bereitschaft senkte sie die Waffe.

Auch Lupina kämpfte nicht mehr. Drei Zombies waren von den Kugeln der Waffe endgültig ausgelöscht worden, die beiden anderen hielten sich zurück und warteten auf neue Befehle.

Die gelben Augen der Werwölfin schauten durch die offene Tür, und sie entdeckten Lady X.

Im stillen leistete Lupina der Blutsaugerin Abbitte, sie hatte sich doch anders verhalten, und ihr Vorschlag war keine Täuschung gewesen.

Die Szene erstarrte. Es wurde nicht mehr gekämpft. Eine Art Waffenstillstand war geschlossen worden, eine gefährliche Sache allerdings, denn unter der Oberfläche schwelte der Brand weiter.

»Warum wolltet ihr sie umbringen?« fragte Lady X. Sie hatte sich damit an Dr. Tod gewandt. Der schaute sie kalt von oben bis unten an und erwiderte: »Dir bin ich keine Rechenschaft schuldig. Das ist allein meine Sache.«

Die Scott schüttelte heftig den Kopf. »Es ist nicht allein deine Sache. Es geht uns alle an, wenn du die Mordliga dezimieren

willst. Und eins will ich dir sagen. Lupina war bereit, zu verhandeln. Es gibt noch eine Chance, aus dieser Zwickmühle herauszukommen, ohne daß wir uns gegenseitig umbringen und die anderen, sowohl Sinclair als auch Feinde auf der dämonischen Seite, lachen können.« Lady X hatte die Worte beschwörend gesprochen. Es war ihr letzter Appell. Wenn der nicht mehr half, dann wußte Lady X auch nicht weiter.

Dr. Tod ruckte. Gleichzeitig grinste er und sagte: »Das ist natürlich eine schlechte Sache, wenn ich mir das so überlege. Sie hat sich gegen mich erhoben, das wird sich herumsprechen, bei den anderen Schule machen, und anschließend ist es ...«

»Nein, es wird keine Schule machen. Aber es ist doch natürlich, daß es so weit gekommen ist. Du hältst uns hier wie Gefangene. Ich will ebenfalls meine Opfer ...«

»Willst du meutern und rebellieren?«

»Nur feststellen.«

Dr. Tod grinste grimmig. »So kann man es auch nennen, ich sehe es anders.«

»Welche Alternativen bietest du uns?«

»Was soll das denn wieder heißen?«

»Du bist schlechter geworden, Morasso. Wir sitzen hier fest, halten uns raus. Andere können Positionen einnehmen, die uns eigentlich zustehen. Die Mordliga ist schwach geworden, zu schwach. Und du willst mithelfen, sie noch mehr zu schwächen.«

Lady X hatte harte Worte gebraucht, und sie hatte es bewußt getan, denn Solo Morasso sollte wissen, woran er war. Nach dem Tod Asmodinas hatte sich einiges geändert. Morasso war mit dieser Tatsache selbst noch nicht fertig geworden, er hatte neue Aktivitäten vermissen lassen und überließ das Feld anderen. Dämonen und Wesen der Finsternis. Seine eigenen Monster blieben dabei brach liegen.

Wahrscheinlich hatte er das auch eingesehen, deshalb reagierte er auf die Worte der Blutsaugerin nicht so heftig und preßte seine Lippen nur noch härter zusammen.

»Gibst du Lupina noch eine Chance?« wollte Lady X wissen. Dr. Tod drehte den Kopf. Lupina hatte den Raum noch nicht verlassen. Sie stand über den erledigten Gegnern, wobei sie weiterhin die volle Wolfsgestalt beibehielt.

»Es ist gut«, sagte Solo Morasso, »ich habe es mir überlegt. Sie wird ihre Chance bekommen.«

»Na endlich.«

»Aber sollte ich ein einziges Mal erleben, daß sie sich abermals gegen mich stellen will, werde ich sie gnadenlos vernichten. Hast du verstanden, Werwölfin?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann ist es gut.« Dr. Tod verschwand wieder. Xorron und seine noch lebenden Untoten trotteten wie gehorsame Hunde hinter ihm her und verschwanden in der Düsternis eines Ganges.

Xorron war Dr. Tod absolut ergeben. Und er hatte ihn auch vor einem schrecklichen Ende bewahrt.

Fast wäre es John Sinclair gelungen, Solo Morasso im Reich des Spuks ein weiteres Mal mit dem Nagel zu töten. Xorron hatte im letzten Moment eingegriffen und es verhindert. Das wußte auch Dr. Tod. Und er würde immer auf Xorrorns Seite stehen und ihn decken.

Zurück blieben Lady X und Lupina.

Die Blutsaugerin lächelte und zeigte ihre spitzen Vampirbeißer. »Da haben wir noch mal Glück gehabt.«

»Möglich.«

»Wieso möglich? Es war Glück. Solo Morasso hätte dich auf grausame Art und Weise umgebracht.«

»Trotzdem denke ich an ihn.«

»An deinen Sohn?« fragte die Scott.

»Ja. Und ich werde ihn treffen. Daran wird mich niemand hindern. Niemand, hörst du?«

Lady X fragte sich zum erstenmal, ob sie überhaupt richtig gehandelt hatte ...

Wir hörten den Haß aus der Stimme und waren überzeugt, daß die beiden Alten mit den Werwölfen voll unter einer Decke steckten. Wahrscheinlich hatten sie sogar alles ins Leben gerufen und leiteten den Monster-Club. Rechnen mußten wir damit. Allerdings war es kaum vorstellbar, daß zwei so alte Leute einen Monster-Club ins Leben riefen und noch leiteten. Doch wir waren vorsichtig geworden. Was wir alles erlebt hatten, auch mit älteren Menschen, da konnte uns so leicht nichts mehr erschüttern, und alles war praktisch möglich. Oftmals spielte bei den Dämonendienern das Alter keine Rolle. Nur - wie verhielt sich das alles zu Lupinas Sohn? Was hatte die Schrift vor der Tür zu bedeuten? War dieser Sohn wirklich ein Kind von ihr? Oder standen wir hier einem gewaltigen dämonischen Bluff gegenüber? Vielleicht befand er sich unter den draußen lauernden Wölfen. Auf jeden Fall hatten wir ihn noch nicht gesehen. Trotz der Gefahr, die er darstellte, war ich auf seinen Anblick gespannt. Lupina hatte einen Sohn. Ich konnte es überhaupt nicht fassen. Wenn sie einen Sohn hatte, wer war dann der Vater?

Diese Frage stellte sich uns, aber die Zeit darüber nachzudenken blieb uns nicht. Vorerst war das wichtig, was wir momentan erlebten. Ich war gespannt, wie sich die Wölfe verhalten würden.

Auch die weitere Reaktion der beiden Alten interessierte uns. Sie ließ nicht lange auf sich warten.

»Zwei sind tot!« keifte Clara. »Verdammt, er hat zwei von unseren Freunden umgebracht. Das habt ihr nicht umsonst getan. Ihr kommt hier nicht mehr als Menschen raus, das kann ich euch versprechen.« Böseartig drang ihr Lachen durch die Tür, und wir mußten uns erst einmal damit abfinden.

Suko und ich standen rechts und links der Tür. Eine Blöße konnten wir uns nicht erlauben, deshalb hielten wir auch die Berettas weiterhin schußbereit in den Händen. Sollten unsere Feinde etwas versuchen, würden wir feuern.

»He, hört ihr mich?« Wieder sprach die Alte.

Suko nickte mir zu. Sein Gesicht lag genau im Schein eines Lichtstrahls.

»Ja, wir hören Sie!« rief ich.

»Das ist gut, dann will ich euch sagen, daß eure letzte Stunde gekommen ist.«

»Damit mußten wir rechnen. Können wir zuvor noch mit Orapul sprechen?«

»Nein.«

»Schade, wir hätten gern mit Lupinas Sohn ein paar Worte gewechselt. Oder ist er das nicht?«

»Doch er ist es.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Nichts ist klar, gar nichts. Ich warte nur darauf, daß er zurückkehrt, dann wird er euch zerreißen. Niemand kann Orapul etwas tun. Er ist unbesiegbar.«

»Wie ihr?«

Da lachte die Alte geifernd. »Ja, wie wir, denn wir stehen als seine Pateneltern unter seinem Schutz.« Nach dieser Antwort amüsierte sie sich köstlich.

So lief der Hase also. Die beiden hatten Lupinas Sohn großgezogen. Das war interessant.

»Und wie finden wir Lupina selbst?«

»Sie wird schon noch kommen«, erklärte uns die Frau. »Aber woher kennt ihr Lupina?«

»Sie ist eben ziemlich bekannt«, gab ich ausweichend Antwort. »Und sie ist eine besondere Freundin von uns.«

»Das glaube ich nicht.«

»Dann fragen Sie sie mal!«

Darauf ging Clara überhaupt nicht ein. Statt dessen wollte sie wissen, wie es uns gelungen war, die beiden Werwölfe zu erledigen, denn daran hatte sie zu knacken, weil es im Prinzip wirklich nicht leicht ist, diese Bestien zu besiegen.

Diesmal antwortete Suko. »Wir haben sie totgebissen«, gab er kalt zurück.

»Auf den Arm nehmen kann ich mich selbst«, fluchte die

Frau. »Es hat auch sein Gutes. So sind wir wenigstens gewarnt, und wir werden es euch nicht leicht machen. Nein, ihr kommt überhaupt nicht mehr aus dem Haus. Nicht wahr?«

Die Worte schienen den Bestien gegolten zu haben. Sie reagierten darauf und heulten um die Wette, wobei es uns schaurig in den Ohren klang und wir zusammenzuckten. Jemand warf sich gegen die Tür. Allerdings nicht mit voller Kraft, das Holz zitterte kaum nach, dafür vernahmen wir dann ein hartes, aggressives Kratzen.

Danach war Ruhe.

Das heißt, wir hörten sie zwar noch, aber sie wurden nicht mehr so kämpferisch. Sie hielten ihren Mund. Weder die beiden Alten sagten ein Wort, noch die Bestien heulten.

So verging die Zeit.

Nach zehn Minuten hatte sich noch immer nichts getan. Auch wir sprachen nicht und warteten ab.

Zwischendurch hatten wir zwar ein paar Geräusche vernommen, die allerdings waren schlecht zu identifizieren gewesen, weil die Mauern und das Türholz zu sehr dämpften.

»Lupinas Sohn«, murmelte Suko und schüttelte den Kopf.

»Unwahrscheinlich. Damit hätte ich nicht gerechnet.« Er schaute mich an. »Du vielleicht, John?«

»Nein.« Ich hatte meinen Blick gesenkt und schaute auf meine Schuhspitzen.

Suko ahnte, welche Gedanken mich bewegten, und er fragte:

»Denkst du an Jane?«

»Ja.«

Der Chinese atmete tief aus. »Denk nicht mehr an sie. Dieser Fall hier ist wichtiger. Es war wirklich eine Fügung des Schicksals, daß wir auf ihn gestoßen sind. Jane Collins muß du erst einmal vergessen, John. Sie steht nicht mehr auf unserer Seite. Wikka hat sie sich geholt. Diese Rache ist schlimmer, als hätte sie Jane getötet, das kannst du mir glauben.«

»Ich weiß es ja!« knirschte ich. »Trotzdem komme ich nicht darüber hinweg.«

»Das verstehe ich. Aber konzentriere dich trotzdem mehr auf unseren Kampf hier.«

»Daß ich das tue, habe ich ja wohl bewiesen«, gab ich ein wenig scharf zurück.

»Natürlich, es war auch nicht so gemeint.«

Suko hatte Angst, daß ich meinen Job vernachlässigen würde. Aber da hatte er sich getäuscht. Ich würde weitermachen. Vielleicht sogar härter als zuvor, das hatte ich mir geschworen.

Ich durchquerte das Turmzimmer und warf einen Blick durch die schmale Öffnung in der Mauer.

Es war noch nicht dunkler geworden. Nach wie vor stand die Sonne am wolkenlosen Himmel und brannte auf das hinab, was die Menschen Erde nannten.

»Wir müssen auf jeden Fall hier raus«, meinte Suko. »Ich will hier nicht übernachten.«

»Frag mich mal.«

»Und wie machen wir es?«

»Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als es mit den Wölfen auszukämpfen, wobei wir die beiden Alten auch nicht vergessen dürfen. In ihrem Haß sind sie unberechenbar und brandgefährlich.«

Suko hatte sein Ohr gegen das Holz der Tür gelegt.

»Verdammt, ich höre nichts«, flüsterte er.

»Die werden sich zurückhalten, darauf kannst du dich verlassen.«

»Na ja, trotzdem ...«

Mein Partner ging davon aus, daß sich die Bestien verkrochen hatten. Die Idee war nicht schlecht, denn wenn wir einen Ausbruch versuchten, mußten die Werwölfe damit rechnen, daß wir sofort schossen. Und in der Enge des Turms war es so gut wie unmöglich, sie zu verfehlen.

Ich war mit einem langen Schritt bei Suko und legte bereits meine linke Hand auf die Klinke.

»Du willst gehen?« fragte der Inspektor erstaunt.

»Ja, wir müßten es zumindest versuchen.«

»Mut hast du schon immer gehabt.« Mein Partner grinste.

»Du nicht?«

»Mach schon!« Suko trat einen Schritt zurück. Sein Gesicht war angespannt. Voll hatte er sich konzentriert. Wenn die Werwölfe dort tatsächlich lauerten, mußten wir gedankenschnell handeln und sofort feuern, bevor die Bestien über uns herfielen.

»Na denn«, sagte ich und riß die Tür auf.

Das heißt, ich wollte es, aber es war verschlossen. Verdammt, damit hatten wir nicht gerechnet. Ohne daß wir es gemerkt hatten, mußte die Alte uns eingeschlossen haben.

Suko hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Ganz schön raffiniert«, flüsterte er.

»Und wie.« Ich hatte mich bereits gebückt und peilte mit einem Auge durch das Schlüsselloch.

Sofort war zu erkennen, daß unsere Gegner den Schlüssel von außen steckengelassen hatten. Bevor unser Dietrich in Aktion trat, mußten wir erst den Schlüssel drehen, so daß der Bart senkrecht stand und der Schlüssel hinausgeschoben werden konnte.

Da Suko schon einmal Routine hatte, begann er augenblicklich mit der Arbeit.

Das war ein Job für Tüftler und Fummler. Es dauerte seine Zeit, bis Suko den Schlüssel aus dem Schloß entfernt hatte. Als er auf der anderen Seite der Tür zu Boden fiel und wir das schwache Geräusch hörten, atmeten wir auf.

Der nächste Schritt war leicht, obwohl wir noch abwarteten, ob sich etwas rührte.

»Nichts zu hören«, flüsterte ich, »mach weiter!«

Der Chinese probierte es wieder. Seine Hände arbeiteten wie feine, sensible Sensoren. Er fühlte, tastete, drückte und bewegte den Dietrich, bis er auf Widerstand traf und das Schloß drehen konnte.

Jetzt war die Tür offen.

Der Chinese richtete sich auf. Er ließ mir den Vortritt, und ich legte abermals meine Hand auf die Klinke, um sie nach unten zu drücken. Diesmal war die Tür offen.

Ein Ruck, und wir konnten auf das leere Podest schauen. In der Tat hielt sich niemand mehr dort auf. Die Werwölfe und mit ihnen die beiden Alten hatten sich verzogen.

Einigermaßen beruhigt verließen wir das Turmverlies. Diese erste Hürde war genommen.

Wenn ich von einer Leere gesprochen habe, dann ist das nicht ganz richtig. Die beiden von uns erledigten Werwölfe lagen nach wie vor auf dem Absatz.

Ihr Fell war zum Teil verschwunden, und wir sahen eine blasse weiße Haut. Sie verwandelten sich wieder zurück, allerdings in Tote. Wo das Fell noch zu sehen war, erkannten wir eine schmutziggraue Farbe. Als hätte jemand Puder darüber geschüttet.

Das waren die Opfer dieses dämonischen Wahnsinns, und ich konnte nur den Kopf schütteln. Sie würden allerdings nicht die letzten sein, das wußten wir beide.

Blieb die Frage, wo sich die Werwölfe versteckt hielten. Daß sie nicht geflohen waren, stand für mich fest. Wahrscheinlich hatten die beiden Alten sie irgendwo verteilt, damit sie uns heimtückisch und hinterrücks überfallen konnten.

Vor uns lag ein langer Weg, der mit Fallen gespickt sein konnte, und wir waren dementsprechend vorsichtig, als wir die Steinstufen der Treppe hinabschritten.

Suko hatte die Spitze übernommen, ich blieb einen halben Schritt oder eine Stufe hinter ihm. Wir hielten uns ziemlich am äußeren Rand und stützten uns mit den Händen am rauen Mauerwerk ab.

Den Turm, vielmehr die Treppe, konnten wir ungestört hinter uns lassen. Schließlich standen wir an ihrem Ende und schauten uns an. Von den Bestien waren wir nicht überfallen worden. Das wunderte uns ein wenig, denn wir hatten Claras Worte nicht vergessen und verdammt ernst genommen.

Es gab für uns nur eine Möglichkeit. Wenn sich die Werwölfe in der Nähe aufhielten, dann hatten sie innerhalb des Hauses Unterschlupf gefunden. Groß genug war es schließlich.

Der Meinung war auch Suko.

Vor der Tür, die ins Haus führte und den Turm mit dem Gebäude verband, blieb er für einen Moment stehen, hob das rechte Bein und hämmerte seinen Schuh voll gegen die Tür, die sofort mit Schwung nach innen gestoßen wurde.

Wir schauten in den kleinen Flur, der leer war.

Hier hätte schon der erste Gegner lauern können. Da es nicht so war, mußte er auf eine bessere Chance warten. Wir ließen die Diele hinter uns und betraten die große Halle. Dabei waren wir sehr schnell. Kaum befand sich die Tür in unserem Rücken, als wir rechts und links vor ihr an der Wand Aufstellung nahmen.

Niemand griff uns an.

Aber wir rochen, daß die Bestien zumindest hier unten gewesen waren. Der scharfe, ätzende Geruch lag in der Luft und stieg beißend in unsere Nasen.

»Haben sie sich wirklich verkrochen?« fragte Suko leise.

Zweifel schwangen in seiner Stimme mit.

»Vielleicht sind sie auch weg.«

Der Chinese warf mir einen schrägen Blick zu. »Das glaubst du doch selbst nicht. So etwas lassen die beiden Alten nicht zu.

Die sind doch von Haß zerfressen.«

»Das schon, aber ich sehe sie nicht.«

»Vielleicht oben.«

»Den Keller haben wir noch nicht durchsucht.«

Suko schlug sich gegen die Stirn. »Verdammt, daran habe ich nicht gedacht, klar, der Keller. Sollen wir?«

»Sicher.«

Wir mußten nur den Eingang finden. Das war eine Sache von wenigen Minuten. Diese Tür war nicht abgeschlossen. Wir zogen sie vorsichtig auf, hörten das Knarren, und dann flog die Tür auf uns zu, weil sie von der Innenseite hart aufgewuchtet wurde.

Da wußten wir, wo sie steckten!

Die nächsten Minuten wurden zu einer reinen Hölle für uns. Wir hatten den harten Schlag der Tür nicht so ohne weiteres einstecken können und waren zurückgeworfen worden. Ich rutschte auf dem glatten Boden noch aus, konnte mich nicht mehr fangen und krachte auf mein Hinterteil.

Aus dieser Perspektive wirkten die beiden Wölfe noch größer, als sie durch die Tür quollen.

Gewaltige, mordgierige Bestien, die auf mich gelauert hatten und ihre Chance wahrnehmen wollten.

Bevor ich schießen konnte, war der Werwolf schon über mir. Er sprang mich mit beiden Füßen zuerst an, wuchtete meinen halb aufgerichteten Körper zurück, und ich prallte mit dem Hinterkopf gegen die Fliesen, so daß ich für eine Sekunde Sterne sah. Sie blitzten wie explodierende Feuerwerkskörper vor meinen Augen auf.

Instinktiv winkelte ich den freien Arm an und schützte meine Kehle, während ich die Wolfsfratze dicht vor mir sah und die gelbweißen Reißzähne schimmerten.

Ein Schuß krachte, und das Echo rollte langsam durch die Halle. Aber nicht ich hatte geschossen, sondern Suko. Ich mußte mich erst einmal wehren.

Es war gut, daß mein linker Arm die Kehle schützte, denn der Werwolf hackte augenblicklich zu. Seine Zähne verfangen sich im Stoff der Jacke, zerrten und zogen daran, und eröffnete sein Maul weiter, um besser zubeißen zu können.

Da hatte ich meinen rechten Arm herumgeschwungen. Die Mündung der Waffe drückte ich für einen Moment hinter dem Ohr in das Fell der Bestie, dann zog ich durch.

Das geweihte Silbergeschoß drang tief in den Kopf der Bestie und zerstörte ihn durch seine Kraft.

Die Mächte des Lichts waren stärker als die der Finsternis, der Werwolf riß seinen Schädel noch in die Höhe und stieß ein letztes, schauriges Heulen aus, bevor er schlaff wurde und ich ihn von mir wälzen konnte.

Das hatte ich geschafft.

Etwas schwerfällig gelangte ich wieder auf die Beine. Suko stand mit gezogener Beretta im Raum. Er ließ seinen Arm kreisen, suchte nach anderen Gegnern, während der von ihm erledigte Werwolf vor seinen Füßen lag und sich nicht rührte. Bei beiden Bestien geschah das gleiche. Ihr Fell wurde grau und unansehnlich, dann fiel es langsam ab, und der normale Körper eines toten Menschen erschien.

»Noch vier«, sagte Suko.

Ich nickte. Die Hälfte hatten wir schaffen können, aber eben nur die Hälfte, während die anderen Bestien weiterhin auf ihre Chance lauerten, um uns zu erledigen. Davon mußten wir ausgehen und durften unsere Augen nicht verschließen.

Zwei waren aus dem Keller gekommen. Ein Beweis etwa dafür, daß die anderen ebenfalls noch dort lauerten? Sehr gut möglich, denn auf den oberen Etagen hatte sich nichts getan. Es war eine seltsame Stille, die uns empfing. Draußen schien die Sonne, aber hier in der Halle kam es uns kühl vor wie in einer Grabkammer. So fühlten wir uns auch, denn der Hauch des Todes hatte hier Einzug gehalten.

Suko näherte sich dem Keller. Die Tür stand offen, so daß wir in das düstere Rechteck hineinschauen konnten, hinter dem die Steintreppe begann, die nach unten führte.

Auf der Treppe hatte lange Zeit niemand gefegt, denn wir sahen den Staub dort liegen und auch die Spinnweben an den Wänden, die heftig zitterten, als wir sie passierten und sie von dem Luftzug berührt wurden.

Als wir die Stufen hinabschritten, knirschte es unter unseren Sohlen. Kleinere Steine wurden zu Mehl zerquetscht und vermischten sich mit dem auf den Stufen liegenden Staub.

Die Luft wurde immer schlechter. Sie nahm einen muffigen Geruch an, durchdrungen von Schimmel und Feuchtigkeit. Es war ein richtiger Gruselkeller.

Einen Lichtschalter hatten wir hinter der Tür nicht gefunden, allerdings entdeckten wir ihn am Ende der Treppe in Kopflöhe. Ich drehte den altmodischen, schwarz glänzenden Schalter.

Was unter der Decke aufglühte, war ein staubiges Etwas und erst beim zweiten Hinsehen als Birne zu erkennen. Die Lichtquelle war mehr als mäßig, allerdings besser als gar nichts, so daß wir auf das Einschalten der kleinen Bleistiftleuchte verzichten konnten.

Früher hatte man die Keller mehr als Gewölbe angelegt. In so einem standen wir nun.

Breite Gänge, hohe Decken, Verliese und eine Holztür, die offenstand und sich leicht bewegte.

Der hinter der Tür liegende Raum war dunkel.

Er wurde auch vom Flurlicht nicht mehr erhellt, so daß wir jetzt gezwungen waren, die Lampe einzuschalten.

Dünn war der Strahl, aber er reichte aus, um das Grausame zu erkennen. Rechts an der Wand standen zwei Holzkisten.

Nicht viel größer als die Spielzeugkisten vieler Kinder.

Allerdings war ihr Inhalt ein anderer.

Aus der ersten ragte ein hochkant gestellter Fuß, während auf dem Rand der zweiten Kiste eine Hand lag, als hätte sie die Person im letzten Augenblick aufzuraffen versucht, um aus der Kiste zu klettern.

An dem Fuß steckte ein Damenschuh.

Es fiel mir verdammt schwer, nahe an die Kiste heranzutreten, und einen Blick hineinzuwerfen, aber es gab keine andere Möglichkeit, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Die Kisten waren tatsächlich mit zwei Toten belegt. Einem Mann und einer Frau.

Ihre Mörder hatten sie einfach hineingestopft. Wir sahen zwei bleiche, verzerrte Gesichter, auf denen sich das Grauen widerspiegelte, was sie in den letzten Sekunden ihres Lebens hinter sich gebracht hatten. Es mußte eine Hölle gewesen sein.

Neben mir stöhnte Suko gepreßt. Auch er konnte diesen Anblick nur schwer verkraften. Seine flüsternde Stimme drang an mein Ohr. »John, auf wessen Konto geht diese grauenhafte Tat?«

Ich hatte längst einen Verdacht. Er war ungeheuerlich, aber

die Beweise lagen vor uns. Die Toten waren nicht von den Werwölfen angegriffen worden. Wir entdeckten Schußwunden in ihren Körpern.

»Die beiden Alten!« preßte ich hervor. »Das können nur die gewesen sein.«

»Und warum?«

Ich hob die Schultern. »Was weiß ich? Möglicherweise standen sie ihnen im Weg.«

»Vielleicht waren es sogar die echten Verwalter«, vermutete der Chineser.

»Durchaus möglich.«

Später sollte sich herausstellen, daß der Inspektor mit seiner Theorie recht gehabt hatte.

Wir durchsuchten den Keller weiter und gerieten in ein Weinlager. Es war schon gewaltig. Nicht nur Flaschen konnten wir sehen, auch große Fässer. Sie standen nebeneinander an der Wand. Als ich dagegenklopfte, klang es dumpf, nicht hohl. Für uns ein Zeichen, daß die Fässer gefüllt waren.

Der Weinkeller barg keine Überraschungen. Nur hatte sich hier die Luft verändert. Es roch nach ausgelaufenem und verdunstetem Wein. Falls die Alten sich mit ihren restlichen vier Werwölfen tatsächlich noch innerhalb des Hauses aufhielten, hatten sie sich sehr gut versteckt, denn gefunden hatten wir von ihnen nicht einen Zipfel.

Sie blieben weg ...

Wir erreichten wieder die Treppe und damit die Gegend, wo es heller war.

Ich wollte die Kollegen von der Mordkommission anrufen. Die beiden Toten mußten weggeschafft werden. Sie konnten hier nicht liegenbleiben.

Suko ging vor mir die Stufen hoch. Ich warf immer wieder einen Blick zurück in den Keller, wo ich das Licht gelöscht hatte und sich jetzt die Dunkelheit ballte.

Von den Wölfen sah ich keine Spur. Kein gelblich schimmerndes Augenpaar leuchtete durch die Dunkelheit. Die

Bestien hatten sich zurückgezogen, falls sie sich tatsächlich im Keller aufhielten.

Suko stand schon in der Halle. Die Waffe hatte er auf die Tür gerichtet, denn auch von dort konnte Gefahr drohen.

Als ich die letzte Stufe verließ, ging er einen Schritt vor, um mich passieren zu lassen.

Rechts ging ich an ihm vorbei. Die Tür lag mehr zur anderen, zur linken Seite hin. Rechts befand sich die Treppe.

Daß ich hinschaute, war reines Mißtrauen und vielleicht auch Zufall. Dabei traf mein Blick auch die gedrechselten Säbe, die das schräg laufende Geländer hielten.

Zwischen zwei Stäben sah ich etwas Dunkles, Längliches.

Ein Gewehrlauf!

»Deckung!« brüllte ich, als auch schon der Schuß peitschte und abermals der Teufel los war ...

Lupina hatte sich nicht mit der neuen Regelung abgefunden. Zwar ließ sie sich äußerlich nichts anmerken, aber innerlich verbrannte sie fast vor Haß.

Sie suchte nach einem Ausweg aus dem Dilemma.

Stunden vergingen. Unruhig bewegte sie sich durch die unterirdischen Anlagen. Einmal traf sie auf das gräßliche Monster Vampiro-del-mar. Der riesenhafte Unhold ging geduckt. Seine langen Zähne standen fast bis zum Kinn vor. In seinen Augen glitzerte es, ein Zeichen, daß er Blut wollte. Das Gesicht war eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Eingerissen und von zahlreichen Geschwüren und Pusteln bedeckt. Grauschwarzes Haar hing strähnig bis auf die Schultern. Wenn Vampiro-del-mar zuschlug, hatte kein Opfer eine Chance. Man konnte ihn in seiner Gefährlichkeit mit Xorron vergleichen. Freunde waren er und Lupina nicht gerade. Vampiro-del-mar sah in jedem Mitglied der Mordliga einen Rivalen, der ihm seine Opfer streitig machen konnte. Und hätte Dr. Tod nicht seine schützende Hand über Lupina oder auch Lady X ge-

halten, dann wäre der Kaiser der Vampire, wie er sich selbst nannte, schon an manchen Tropfen Blut gekommen. Er blieb stehen, als er Lupina sah, und fixierte sie aus seinen kalten, bösen Augen.

»Was willst du?« fragte die Werwölfin.

Vampiro-del-mar stieß ein knurrendes Geräusch aus, bevor er redete. »Ich habe gehört, daß du Ärger gehabt hast.«

»Und wenn schon.«

»Du willst weg, nicht?«

»Wüßte nicht, was dich das angeht.«

Der Kaiser der Vampire begann röhrend zu lachen. »Weg wollen wir auch. Ich halte es ebenfalls nicht mehr aus, ich will Blut, verstehst du?«

Lupina blieb gelassen. »Dann hol es dir doch, du Bastard.«

Sie wandte sich um und ließ das blutsaugende Monster kurzerhand stehen.

Vampiro-del-mar schaute ihr haßerfüllt nach. Am liebsten hätte er sich auf sie gestürzt, doch sie war kein Mensch, und die Bestien untereinander griffen sich nicht so leicht an.

Lupina streunte nicht ziellos durch die Gänge. Sie wollte an einen bestimmten Ort, damit ihr Plan endlich Gestalt annehmen konnte. Sie hatte ihn sich in den letzten Stunden ausgedacht, und er war so außergewöhnlich und gefährlich, daß noch niemand auf die Idee gekommen war, ihn durchzuführen.

Lupina wollte es versuchen. Und sie würde Dr. Tod damit hereinlegen. Natürlich barg der Plan große Risiken, doch die Sache war es Lupina wert, daß sie die Risiken einging. Wenn alles klappte, konnte sie von der Insel verschwinden.

Sie näherte sich dem Bereich, wo Dr. Tod seinen Zufluchtsort hatte. Jetzt mußte sie noch vorsichtiger sein, denn sie durfte sich auf keinen Fall erwischen lassen.

Es war nicht mehr weit bis zum Ausgang. Die Werwölfin sah sogar die große, graue Eisentür, die den Weg nach draußen markierte. Wenn sie die öffnete und auf diese Art und Weise zu fliehen versuchte, wäre das laienhaft gewesen, und sie hätte

nicht die Spur einer Chance gehabt. Sie versuchte es anders.
Als sie die Schritte hörte, blieb sie stehen. Ihr Fell sträubte sich, und sie spürte wieder die Wunde an ihrem Oberschenkel. Das Ziehen drang durch das gesamte Bein.
Aus einem Nebengang schob sich eine Gestalt.
Es war Lady X, die ebenfalls durch das unterirdische Labyrinth patrouillierte.
Lupina entspannte sich wieder. »Du bist es«, sagte sie.
Die Vampirin blieb stehen. Lauernd schaute sie die Bestie vor ihr an. »Hattest du einen anderen erwartet?«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Was soll dann der Quatsch?«
»Nur so.«
Lady X schwieg. Sie schaute dabei der Werwölfin unverwandt ins Gesicht.
»Du kannst mich nicht täuschen, Lupina. Irgend etwas hast du vor, das sehe ich dir an.«
»Rede keinen Unsinn.«
»Doch, du hast nicht aufgegeben.«
»Wir haben Frieden geschlossen, Morasso und ich, vergiß das nicht«, hielt Lupina ihr entgegen.
»Keinen Frieden. Unter Dämonen gibt es so etwas nicht. Höchstens einen Waffenstillstand.«
»Das kommt auf das gleiche raus.«
»Irrtum!« sagte Lady X. »Ich sehe die Sache ganz anders und möchte dir im Interesse der Allgemeinheit einen wirklich guten Rat geben. Verzichte auf irgendwelche Rachegeleüste. Laß deinen Plan fahren. Versuche nicht, zu fliehen. Beim nächsten Mal kann ich dir nicht helfen, das wirst du hoffentlich einsehen.«
»Habe ich dich um Hilfe gebeten?« fragte Lupina knurrend und aggressiv zurück.
»Nein, aber ohne mich ...«
»Ohne dich sähe es besser aus. Ich habe diesen Morasso gehabt und hätte ihn auch töten können, aber dann bist du dazwischengetreten und hast alles zunichte gemacht.«

»Ein Glück, denn wir brauchen ihn.«

»Ich nicht«, erwiderte Lupina kalt. »Ich brauche keinen von euch, auch dich nicht.«

Das Gesicht der Blutsaugerin verzog sich zu einer Grimasse.

»Ich hätte dich verrecken lassen sollen. Tatsächlich verrecken. Etwas anderes hast du nicht verdient.«

Lupina lachte nur und ging davon. Sie zog ein Bein etwas nach, was Lady X genau registrierte. Die Wunde mußte stark schmerzen. Ein Handicap für Lupina, wie sich Lady X eingestand. Vielleicht sogar ein gutes, denn so wurden ihre Fluchtchancen noch mehr reduziert.

Dabei ahnte die Vampirin nicht, welche Pläne Lupina in Wirklichkeit verfolgte.

Lady X sah keinen Grund mehr, noch weiterhin im Gang stehenzubleiben. Sie zog sich zurück, und sie war nach diesem Gespräch fest entschlossen, sich nicht mehr auf die Seite der Werwölfin zu stellen.

Irgendwie mußte sie im nachhinein Solo Morasso recht geben. Er hatte Lupina besser durchschaut als sie. Pamela Scott hob die Schultern und ging weg.

Lupina jedoch lauerte in der Nähe. Sie hatte nur darauf gewartet, daß sich die Blutsaugerin verzog, denn sie wollte ihren Plan jetzt durchführen.

Mittlerweile befand sie sich schon so lange auf der Insel und in dem unterirdischen Labyrinth, daß sie genau Bescheid wußte. Den Weg zu Solo Morasso kannte sie im Schlaf. Zwar konnten auch die Gänge durch Kameras überwacht werden, aber die roten Lampen glühten nicht. Ein Zeichen dafür, daß die Apparate ausgeschaltet waren und sich Solo Morasso sehr sicher fühlte.

Die Frage war, ob er sich in seinen Räumen aufhielt. Jenseits davon lagen die unterirdischen Anlagen, die die Piranha-Becken beherbergten. Dort saß Solo Morasso oft stundenlang und schaute den kleinen glitzernden Fischen mit den nadelspitzen Zähnen zu, wie sie durch das Wasser schossen.

Besonders spannend wurde es dann, wenn sie Beute bekamen. Innerhalb weniger Sekunden hatten sie die Nahrung bis auf die Knochen abgenagt.

Daran ergötzte sich Solo Morasso, und wenn er den Fischen zuschaute, wälzte er finstere Pläne. Wie gern hätte er seinen Erzfeind John Sinclair in so ein Becken gestoßen. Das jedoch war momentan nicht möglich, aber er hoffte auf die Gelegenheit, dies zu schaffen. Irgendwann einmal...

Er wurde sofort aufmerksam, als er das akustische Signal hörte. Jemand war an der Tür.

Mit einer gleitenden Bewegung stand Dr. Tod von seinem Stuhl auf und ging in den ersten Raum. Er drückte auf einen Knopf, die Tür schwang auf, und er sah sich der Werwölfin gegenüber, die soeben den Raum betrat.

Hinter ihr schob sich die Tür wieder zu. Sie glitt auf Rollen, und nur ein leises Summen war zu vernehmen.

»Du?« fragte Morasso kalt.

»Ja, ich.«

»Was willst du hier?«

»Mit dir sprechen.«

Da verzog Morasso das Gesicht. »Ich habe nichts mehr mit dir zu bereden. Sei froh, daß ich dich am Leben gelassen habe. Und jetzt verschwinde.«

»Nein, ich bleibe!«

Nach dieser Antwort war es sekundenlang still. Dann fragte Dr. Tod mit lauernder Stimme. »Du widersprichst mir immer noch?«

»Ja, und ich habe meine Meinung auch nicht geändert«, erwiderte sie gelassen, wobei die Werwölfin weiter vorging und sich dem Schaltpult näherte, hinter dem Dr. Tod seinen Platz gefunden hatte.

Morassos Hände ballten sich zu Fäusten. Er merkte plötzlich, daß da einiges nicht so gelaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte. Lupina schien ihre Meinung nicht geändert zu haben. Im Gegenteil, sie war fest entschlossen, den ursprünglichen Plan

weiterhin durchzuführen, obwohl sie bisher mit keinem Wort darüber gesprochen hatte.

Damit war für Solo Morasso der Zeitpunkt erreicht, wo er keine Rücksicht mehr kannte. Er piffte auf die Stärke der Mordliga. Jemand, der nicht voll zu ihm stand, hatte bei ihm nichts mehr zu suchen. Der mußte vernichtet werden.

Einen Griff brauchte er nur, um den Würfel des Unheils zu erreichen. Er nahm ihn zwischen beide Hände, konzentrierte sich und dachte dabei an den Todesnebel.

Genau darauf hatte Lupina gewartet. Sie wollte, daß Dr. Tod den Würfel zwischen die Hände nahm, und nun spielte sie ihre Schnelligkeit und die katzenhafte Gewandtheit aus, die in ihr steckte. Mit einem gewaltigen Sprung katapultierte sie sich nach vorn, flog über das Schaltpult hinweg, und Dr. Tod, dessen Augen sich weiteten, dachte in diesem Moment daran, wie sehr er die Werwölfin unterschätzt hatte.

Die Quittung dafür erhielt er einen Herzschlag später.

Mit einer wahren Urgewalt war Lupina über ihm, und diesem Angriff hatte er schon von der reinen Kraft her nichts entgegenzusetzen.

Der Aufprall und die Prankenhiebe schmetterten ihn zu Boden.

Wie im Krampf hielt er den Würfel des Unheils fest, doch mit einem zielsicheren Griff hatte ihn Lupina an sich gerissen, so daß Dr. Tod wehrlos war.

Man konnte diesen Würfel manipulieren.

Auch Lupina!

In ihrer Hand wurde er zu einer fantastischen Waffe. Für Sekunden verzerrte sich ihr Wolfsgesicht zu einem fast wahn-sinnigen Triumph, während Morasso geschlagen am Boden lag, aber nicht aufgeben wollte, denn er hatte einen Alarmknopf erreicht, dessen Signal auch von Xorron gehört wurde und ihn zu ihm rief.

Lupina sprang zurück. Für einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, Morasso in das Becken mit den kleinen Killer-

fischen zu schleudern, dann ließ sie es bleiben und konzentrierte sich auf den Würfel.

Sie wollte rasch verschwinden und die gefährliche Waffe mit sich nehmen, denn durch sie war sie fast unbesiegbar, das hatte Morasso oft genug vorexerziert.

Lupina konzentrierte sich. Nun kam ihr zugute, daß Dr. Tod die Funktion des Würfels oft genug erklärt hatte. Sie brauchte ihn nur noch zu aktivieren.

Das tat sie.

Dabei konzentrierte sie sich auf einen Punkt, der Tausende von Meilen entfernt lag.

In England.

Dort würde sie ihren Sohn finden.

Und Lupina schaffte es. Ihr Körper begann zu flimmern. Es schien, als würden die einzelnen Moleküle aus ihrem Verbund gerissen. Lupina spürte die Kraft, die ihr aus dem Würfel entgegenschlug, und merkte, wie er vibrierte, während sie ihn zwischen ihren Pranken hielt.

Lange konnte es nicht mehr dauern.

Da genau rollte die Tür zur Seite, und Xorron stürmte in den Raum. Lupina nahm ihn noch wahr, sie wurde für eine winzige Zeitspanne abgelenkt, die Dr. Tod eiskalt ausnutzte, vom Boden hochschuß und mit beiden Fäusten unter den Würfel hämmerte.

Mit diesem Schlag hatte Lupina nicht gerechnet. Sie konnte den Würfel nicht festhalten, im Nachgreifen schaffte sie es ebenfalls nicht, und sie vernahm Xorrorns irren Schrei.

Der Würfel machte sich selbständig, kippte zweimal in der Luft und wurde von den zuschnappenden Händen des Solo Morasso wieder aufgefangen.

Zu spät.

Auch zu spät für Xorron.

Die Wirkung des Würfels auf Lupina war nicht mehr zu stoppen. Es gab sie einfach nicht mehr. Sie hatte sich in Sekundenschnelle aufgelöst, um dorthin transportiert zu werden, wo ihr Ziel lag.

Xorron, der alles versucht hatte, griff ins Leere und prallte sogar noch gegen die Wand, wobei er einen röchelnden, tierischen Schrei der Wut ausstieß.

Lupina hatte es tatsächlich geschafft und war verschwunden.

Zurück blieben Dr. Tod und Xorron, beide enttäuscht.

Morasso taumelte zurück. Sein Gesicht war eine graue Maske. Er ärgerte sich schrecklich, und der Haß wollte ihn zerfressen. Einmal hatte er nachgegeben und sich übertölpeln lassen.

Durch die Gänge jaulten die Sirenen der Alarmanlage. Jeder wußte Bescheid, daß irgend etwas geschehen war.

Lady X tauchte als erste auf.

Als Morasso sie sah, drehte er durch. Er jagte auf sie zu, packte sie, umklammerte mit seinen dicken Wurstfingern die Kehle des weiblichen Vampirs und schüttelte ihn durch. »Du!« schrie er. »Du bist schuld, weil ich auf dich gehört habe!« Er schleuderte sie voller Zorn gegen die Wand und schlug ihr in den Magen.

Die Scott steckte den Schlag weg. Sie ahnte, was geschehen war. Trotzdem stellte sie die Frage.

»Sie ist verschwunden!« schrie Morasso. »Verdammt noch mal, sie ist weg. Sie hat mich überlistet, und du bist schuld, da du mir ihren Tod ausgeredet hast.«

Sie hat ihn übertölpelt, dachte Lady X. Sie hat es tatsächlich geschafft. Dr. Tod fing wirklich an, schlecht zu werden. Das mußte man sich genau merken ...

Zwischen den beiden Geländerpfosten blitzte es fahl auf. Man hört das Blei nicht, wenn es heraufsteigt, der tödliche Schlag kommt ganz plötzlich und reißt einen Menschen vom Leben in den Tod.

Bei mir blieb er aus, dafür hörte ich, wie die Kugel hinter mir irgendwo hineinhieb, was einen dumpfen Laut erzeugte. Ich prallte auf den Steinboden, überschlug mich mehrere

Male, gab mir dabei noch mehr Schwung, damit ich in den toten Winkel geriet und weg aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich kam, denn für den zweiten Schuß mußte der hinterhältige Schütze erst noch genau zielen. Das wollte ich ihm so schwer wie möglich machen.

Ein paarmal überrollte ich mich und vernahm abermals Schüsse.

Allerdings nicht aus einem Gewehr. Suko hatte sie abgegeben, sie stammten aus der Beretta.

Auf wen er gehalten und ob er getroffen hatte, wußte ich nicht. Ich hatte meine eigenen Probleme und rollte in der Nähe des Kamins aus, denn dort lag ich gut, der Killer mußte praktisch um die Ecke schießen, wenn er mich treffen wollte.

Das tat er nicht, sondern wartete ab.

Ich ging auf die Knie und warf einen Blick in die große Halle hinein.

Suko hatte hinter einem umgekippten Tisch Deckung gefunden. Mit der Platte stand er zum Ausgang hin, denn dort mußten Werwölfe aufgetaucht sein.

Suko sah mich und hob leicht die Hand. Er war also in Ordnung. Dann deutete er in Richtung Eingangstür und auch zur Galerie hoch. Er markierte damit die beiden Gefahrenpunkte.

Ich wußte Bescheid und wartete erst einmal ab. Ein Werwolf hatte nicht geschossen. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich zwischen den Pfosten und hinter dem Gewehrlauf ein bleiches Gesicht gesehen.

Das Gesicht eines Menschen. Leider wußte ich nicht, mit wem ich es zu tun hatte. Es kamen eigentlich nur zwei Personen in Frage. Clara und Jo.

Sie standen voll auf der Seite der Werwölfe, denn die führten den Monster-Club. Bisher war ihre Rechnung nicht aufgegangen. Wir lebten immer noch. Doch sie wollten alles daran setzen, um zwei unbequeme Zeugen loszuwerden.

Es war wieder still geworden. Auch die vier Werwölfe hielten

sich zurück und versteckt. Wenn sie durch die Tür kommen würden, dann mußten sie uns vor die Mündungen laufen, und das war unser großer Vorteil.

Diesmal waren sie schlauer. Zweimal hatten sie es mit einem Frontalangriff versucht, und beide Male waren sie voll ins Messer oder in die Kugeln gelaufen. Nun hielten sie sich zurück.

Noch einen Gegner konnten wir hinzuzählen. Auf der Treppe lauerte nur ein Partner des Ehepaars, wo hielt sich dann der zweite versteckt? Diese Frage beschäftigte mich, sicherlich dachte Suko ähnlich.

Weiterhin hockte ich neben dem Kamin und in sprungbereiter Haltung. Mittlerweile breitete sich in meinem Nacken ein kaltes Gefühl aus, das sich immer dann einstellte, wenn ich irgendeine Gefahr spürte. Und sie lauerte in der Nähe, davon war ich fest überzeugt.

Dann sah ich das Holz.

Wie es sich gehört, war es zu Scheiten zerhackt. Man hatte sie sorgfältig neben dem Kamin aufgestapelt. Gehalten wurden die Scheite von einem Gitter, damit sie nicht ineinanderfielen. Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als ich den Arm hob und einen Holzsplit zwischen die Finger nahm. Er hatte genau das Gewicht, das ich brauchte, war nicht zu schwer und auch nicht zu leicht. Ich wog ihn für einen Moment in der Handfläche, bewegte mich lautlos auf die Hallenmitte zu und schleuderte den Split dann über meinem Kopf sowie das Geländer auf die Treppe zu. Vielleicht hatte ich Glück und traf. Den Schützen erwischte ich nicht. Dafür hörte ich es poltern, und gleich darauf krachte ein Schuß.

In einem Reflex mußte der Schütze gefeuert haben.

Wie ein Wiesel war ich um den Kamin herum, hoffte dabei auf Sukos Rückendeckung und näherte mich in langen Sprüngen der untersten Treppenstufe.

Jo hockte weiter oben. Er hatte sich schräg auf die Stufen gekniet und schaute in die Halle hinein, nicht die Treppe hin-

unter. Allerdings mußte er mich aus den Augenwinkeln wahrgenommen haben, denn er zuckte mitsamt seinem Gewehr herum.

»Die Waffe weg!« brüllte ich.

Jo dachte nicht daran. Sein Gesicht verzerrte sich in wildem Schrecken, und dann drückte er ab.

Ich feuerte nicht, denn ich hatte gesehen, daß die Mündung des Gewehrs viel zu weit nach oben wies, so daß die Kugel über meinen Schädel hinwegpfeifen würde.

So war es auch. Ich hörte nicht einmal, wo sie einschlug, denn ich befand mich bereits auf dem Weg nach oben. Bevor Jo ein zweitesmal abdrücken konnte, hatte ich ihn schon fast erreicht, und mit einem letzten Schwung brachte ich auch mein rechtes Bein nach oben und traf mit der Schuhspitze haargenau.

Sie hämmerte so hart unter den Lauf der Waffe, daß mir die Zehen schon wehtaten, denn das Leder war nicht dick. Was ich beabsichtigte, das erreichte ich, denn Jo wurde das Gewehr aus den Händen geschleudert.

Ich hatte nicht auf ihn zu schießen brauchen, denn in diesem verdammten Fall war schon genügend Blut geflossen.

Im nächsten Augenblick war ich über dem Alten.

Er wehrte sich.

Nie hätte ich gedacht, daß in seinem ausgemergelt wirkenden Körper solche Kräfte steckten. Er trat um sich, biß und stieß immer wieder mit dem Kopf zu.

Ein paarmal erwischte er mich sogar, denn es war nicht einfach, auf den Stufen die Balance zu halten.

Als er mich anspie, geriet ich in Wut. Zudem dachte ich an die beiden Toten im Keller, und ich krümmte die Handkante, bevor ich sie nach unten fallen ließ.

Zuletzt noch sah ich die Angst in den Augen des Mannes, seinen verzerrten Mund, dann sackte er zusammen und blieb auf der Länge von drei Stufen liegen.

Das war erledigt.

»Brauchst du noch Hilfe?« Suko fragte mich dies, und die

brauchte ich tatsächlich. Allerdings keine körperliche Unterstützung, sondern Handschellen. Meine hatte ich nicht eingesteckt.

Das sagte ich dem Chinesen. Er warf mir ein Paar rüber, das ich auffing, einen Kreis um das Gelenk des Bewußtlosen schloß und den anderen um einen der beiden Pfosten, zwischen denen die Mündung des Gewehres hervorgelugt hatte.

Ich richtete mich auf und schaute am gemauerten Abzugsrohr des Kamins vorbei.

Suko hockte noch immer hinter seinem umgekippten Tisch in Deckung. Die Wölfe hatte er bisher nicht gesehen, und auch mit seinen Schüssen hatte er kein Glück gehabt.

»Die haben sich verkrochen, John!« rief er mir zu, während ich das Gewehr unbrauchbar machte.

»Dann holen wir sie.« Ich wandte mich um und wollte die Treppe hinuntergehen.

Im selben Augenblick sprang draußen der Motor eines Wagens an. Wir horchten auf.

Dann war Suko wie der Blitz hoch, flankte über den umgekippten Tisch hinweg und jagte dem Ausgang entgegen. Wie auch ich war der Chinese sicher, daß sich draußen etwas tat und die verfluchten Bestien fliehen wollten.

Mich hielt ebenfalls nichts auf der Treppe. Nur hatte ich im Rücken keine Augen.

Das war mein Pech.

Als ich starten wollte, erschien aus dem Dunkel des Etagengangs die große Gestalt eines Werwolfs. Der sah mich, lief noch zwei Schritte, stieß sich mit einem gewaltigen Sprung ab und flog genau auf mich zu ...

Suko stand der Tür viel näher als sein Partner. Bisher hatte er nur einen Werwolf gesehen, auf ihn geschossen, aber nicht getroffen. Und nun vernahm er den Wagenmotor draußen vor dem Haus. Das konnte nur einen Grund haben.

Flucht!

Irgend jemand wollte hier aufräumen und sich schnell verdünnisieren. Etwas anderes konnte sich Suko nicht vorstellen, und er wollte diesem Jemand einen Riegel vorschieben. Nein, so leicht würde er es ihm nicht machen.

Als er über den gekippten Tisch gesprungen war, hatte er es nicht mehr weit bis zur Tür. Drei große Schritte benötigte er, hieb seine Hand auf die schwere Klinke und wuchtete die Tür auf.

Es war draußen dunkler geworden. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel, die Sonne war verdeckt. Dafür hatte die Schwüle zugenommen.

Der Wagen stand in der Nähe. Es war ein Jeep mit geöffnetem Heck, und am Steuer hockte eine Frau.

Clara!

Doch die interessierte den Chinesen nicht. Viel wichtiger waren die drei Werwölfe, die mit langen, geschmeidigen Sprüngen auf den Jeep zuhetzten. Sie waren aus irgendeinem Schlupfwinkel entwischt, den Suko nicht hatte einsehen können.

Auch Clara hatte den Chinesen gesehen. Ihr Schrei klang auf, und er hörte sich für Suko wie der jaulende Ton einer Sirene an. Der Schrei alarmierte auch die Wölfe.

Während zwei von ihnen auf den Jeep zuhetzten, stoppte der dritte seinen Lauf und stieß ein heftiges Knurren aus.

Er war in der Nähe des abgestellten Bentley gelaufen, glitt nach links und duckte sich hinter dem Wagen zusammen.

Suko konnte ihn nicht sehen.

Clara hatte den Jeep nicht weit entfernt angehalten. Ihr Gesicht war zu einer Grimasse geworden.

»Zerfetzt ihn!« brüllte sie. »Zerfetzt diesen Bullen!« Sie hatte die Hände geballt und trommelte auf das Lenkrad.

Suko konnte nur den Kopf schütteln. Dieses Weib war wahnsinnig.

Vorsichtig und mit schußbereiter Beretta näherte er sich dem

silbergrauen Wagen. Der Motor des Jeeps tuckerte im Leerlauf. Auch dieses Fahrzeug mußte Suko im Auge behalten, schließlich war es mit zwei Werwölfen besetzt.

Im selben Augenblick startete Clara.

Sie war raffiniert. Jeder hätte angenommen, daß sie mit ihrer Ladung flüchten würde. Dem war nicht so. Sie tat genau das Gegenteil, rammte den Rückwärtsgang ins Getriebe und fuhr auf Suko zu.

Schnell und zügig geschah dies, so daß der Chinese zur Seite springen mußte, wollte er nicht von dem Jeep erfaßt werden. Clara lachte wie irre und kurbelte am Lenkrad. Sie wollte ihren Feind unbedingt erwischen.

Suko wurde abgelenkt. Staubwolken quollen hoch und nahmen ihm die Sicht.

Das nutzte der dritte Werwolf aus. Bisher hatte er sich hinter dem Bentley ruhig verhalten. Als er sah, wie Clara den Gegner ablenkte, wollte er ebenfalls eingreifen.

Er schoß hinter dem Wagen hervor, seine Gestalt wurde gewaltig, und wie ein rächender Geist tauchte er aus den Staubwolken auf.

Suko hatte sich mehr auf den Wagen konzentriert, weil seiner Meinung nach von ihm die größere Gefahr ausging. Die Ansicht mußte er ändern, als er den dritten Werwolf so plötzlich vor sich sah.

Er hörte das heisere Fauchen, dieses tierhafte Schreien, das gleichzeitig das Signal zum Angriff war.

Der Chinese warf sich nach rechts, knickte in den Knien ein und dachte an die Wunde, die man ihm heute durch einen Werwolfangriff zugefügt hatte.

Er mußte schnell sein, sehr schnell.

Suko schoß.

Gleichzeitig mit dem Aufflackern des fahlen Mündungslichts griff der Werwolf an.

Seine Richtung konnte er nicht mehr ändern, und auch die Kugel änderte die ihre nicht. Es klatschte wie ein Faustschlag,

als sie in den Körper des Werwolfs hieb. Suko kam nicht schnell genug weg, er wurde von dem fallenden Tier erfaßt, das den Chinesen unter sich begrub.

Mit dem Waffenlauf hieb der Inspektor zu. Er bohrte ihn in die weiche Stelle unter das Kinn des Werwolfs, drückte den Kopf zur Seite, aber beide Kiefer hatten nicht mehr die Kraft, noch zuzubeißen.

Sie blieben offen, und in das Gesicht des Tieres trat ein Ausdruck, den man fast mit dem eines sterbenden Menschen vergleichen konnte. Suko mußte die Bestie wegstemmen, die noch einmal zuckte und dann erledigt war.

Ein gellender Schrei alarmierte ihn. Er war voller Wut ausgestoßen worden, allerdings nicht von einem Werwolf, sondern von einem Menschen.

Von Clara!

Sie hatte den Tod ihres fünften Freundes miterleben müssen, und ihr Haß kochte über. Hektisch bewegte sie sich auf dem Fahrersitz, knüppelte den Vorwärtsgang ins Getriebe, kurbelte am Lenkrad und drehte den Wagen in eine enge Kurve.

Das tat sie bewußt, denn sie wollte den Chinesen aufs Korn nehmen.

Verzerrt war ihr Gesicht. Auf der staubigen Frontscheibe wurde das Licht gebrochen und verwischte die Konturen. Der Motor wurde überdreht, als sie das Gaspedal bis zum Bodenblech durchtrat, und die Reifen wirbelten noch mehr Staub auf.

Ein Jeep ist zwar kein Rennfahrzeug, doch die Beschleunigung reichte aus, vor allen Dingen deshalb, weil die Distanz zu dem am Boden liegenden Suko sehr kurz war.

Vor seinen Augen wuchs der Jeep in die Höhe, wurde zu einem regelrechten Ungeheuer aus Blech, das sich rasend schnell inmitten der Staubwolke näherte.

Der Inspektor mußte weg, sonst wurde er überrollt.

Er zog die Beine an, stemmte sich ab und schnellte in die Höhe. Dann warf er sich mit einem gewaltigen Hechtsprung

zur Seite, zog in der Luft liegend die Beine wieder an und wurde dennoch von der Stoßstange gestreift, denn er spürte den harten Aufprall, als das Metall ihn traf.

Zum Glück hatte er seinen Körper zusammengekrümmt. Er landete hart auf dem Boden, überschlug sich, wurde zu einem wirbelnden Bündel Mensch, das eingehüllt in eine Staubwolke war, dann hatte der Jeep ihn passiert und raste weiter.

Suko lebte. Es war Clara nicht gelungen, ihn zu überfahren.

Er kam sofort auf die Knie und mußte leider dem in der Wolke aus Staub entschwindenden Fahrzeug nachblicken.

Der Chinese hatte seine Waffe nicht aus den Fingern gelassen.

Er hob den rechten Arm und wollte hinter dem Wagen herschießen, dann ließ er die Hand sinken, denn es hatte keinen Zweck, da die Staubwolke zu dicht war und ihm die Sicht nahm. Zudem hatte der Jeep schon an Distanz gewonnen und fuhr immer schneller.

Zu Fuß konnte Suko ihn nicht verfolgen. Ihn einzuholen schaffte nicht einmal ein Weltmeister. Er mußte den Bentley nehmen. Mit großen Sätzen jagte der Inspektor auf den Silbergrauen zu. Einen Schlüssel besaß er, doch als er ihn ins Schloß steckte, da blieb er in einer starren Haltung stehen, als hätte ihn ein Blitzschlag getroffen.

Er konnte fahren.

Aber wo steckte John?

Blitzschnell überlegte Suko. Er zählte nach. Acht Wölfe waren es gewesen. Vier hatten sie gemeinsam erledigt, einen hatte er vor wenigen Sekunden geschafft, zwei hockten im Jeep bei Clara.

Blieb noch einer.

Und John Sinclair!

Sukos Herz schlug plötzlich schneller. Sollte es der letzte Wolf tatsächlich geschafft haben, den Geisterjäger zu besiegen?

Vorher hatte mich nichts gewarnt. Aber der Werwolf zeigte sich sehr siegessicher. Und das war mein Glück, denn er stieß ein drohendes Knurren aus, als er sich in der Luft befand.

Ich reagierte gedankenschnell.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Im Bruchteil einer Sekunde war mir klar geworden, welch eine Gefahr in meinem Rücken lauerte, und ihr wollte ich einen Großteil der Wirkung nehmen. Deshalb wuchtete ich mich vor, um den Rest der Treppe hinter mich zu bringen und dem Angriff der Bestie ein wenig die Wucht zu nehmen.

Er traf mich trotzdem.

Bis zur letzten Stufe schaffte ich es, da krachte das Tier in meinen Rücken. Ich hatte mich noch ein wenig gedreht, so daß ich nur von einem Prankenhieb getroffen wurde, aber der reichte aus, um meine Kleidung aufzufetzen und mich zu Boden zu schleudern.

Hart schlug ich auf die Fliesen, schrie auf, weil mir meine Schulter wehtat, rollte mich herum und trat noch in der Bewegung mit beiden Beinen zu, um den Werwolf von mir zu schleudern.

Meine Tritte verpufften. Die Füße streiften zwar das Tier, mehr geschah nicht. Entscheidend konnte ich die Bestie nicht auf Distanz halten.

Im Gegenteil, meine Attacke hatte ihre Wut nur noch mehr angestachelt. Die Gier nach Blut leuchtete aus den kalten, gelben Raubtieraugen. Ich dachte unwillkürlich an Nadine Berger, die auch zu einem Wolf geworden war, doch ihre Augen sahen anders aus. Sie hatten den menschlichen Ausdruck behalten. Der Werwolf wollte mich zerreißen. Er setzte alles daran, so mußte ich einen weiteren Hieb nehmen, der mich nach hinten katapultierte, bis ich gegen die Wand krachte.

Anstatt nachzusetzen, richtete sich das dämonische Tier auf. Dadurch verlor es wertvolle Sekunden, die ich gewann. Die Zeitspanne war sogar so groß, daß ich den Dolch ziehen und die Beretta wegstecken konnte.

Ich hatte es gelernt, die Waffe zu schleudern, und warf sie so wuchtig wie möglich aus dem Handgelenk.

Einmal drehte sie sich in der Luft. Dann traf sie genau die Brust des angreifenden Tieres.

Bis zum Griff verschwand der Dolch im Fell, und der Treffer schüttelte die Bestie vom Kopf bis zu den Zehenspitzen durch. Sie drückte noch einmal ihren Körper hoch, riß die Augen dabei auf und schaute mich an, wobei ihr Blick schon trübe wurde. Beide Pranken hob der Werwolf. Sie berührten den Dolchgriff, und es hatte den Anschein, als wollte er sich die Waffe aus dem Körper ziehen.

Das geschah nicht. Er besaß nicht mehr die Kraft. Wie im Zeitlupentempo kippte er zur Seite, wollte sich noch fangen, doch seine Beine waren zu schwach, um das Gewicht halten zu können. Schwer klatschte er auf die roten Fliesen der Diele, wo er liegenblieb und der Auflösungsprozeß begann.

Ich kam mit zitternden Beinen in die Höhe. Das war gerade noch mal gutgegangen. An seiner Stelle hätte auch ich dort liegen können. Als ein Opfer der dämonischen Bestie.

Ich schüttelte mich, wenn ich daran dachte, ging auf das erledigte Monster zu, bückte mich und zog mein Messer aus dem dichten, braunschwarzen Fell. An einer anderen Stelle wischte ich die Klinge sauber und steckte sie ein.

Dann warf ich einen Blick die Treppe hoch.

Auf ihr lag mein Gefangener. Aus eigener Kraft konnte er sich nicht befreien. Es sei denn, er riß das Geländer mit ab, und das würde Jo kaum schaffen.

Siedendheiß fiel mir Suko ein. Ich dachte zurück und daran, daß ich den Motor eines Fahrzeugs gehört hatte.

Da hatte doch jemand fliehen wollen. Ob es Suko gelungen war, diesen Jemand zu stoppen, wußte ich nicht, da ich genug mit mir selbst zu tun gehabt hatte.

Jetzt sah es anders aus.

Rasch durchquerte ich die Halle und zog die Tür auf, die wieder ins Schloß gefallen war.

Suko rannte mir entgegen. In der Hand schwenkte er den Ersatzschlüssel des Bentley.

»John!« rief er erleichtert.

»Was ist denn geschehen?«

»Verdammt, John, die sind weg!«

Ich begriff noch nicht so schnell und fragte: »Wer denn?«

»Clara und zwei Bestien. Sie kam mit einem Jeep, ich konnte sie nicht aufhalten, sondern nur den einen.« Er deutete dorthin, wo ein Werwolf am Boden lag und sein graues Fell verlor.

Ich schaltete rasch. »Wie lange ist es her?«

»Wenn wir uns beeilen, können wir sie noch einholen.«

»Und wo sind sie hin?«

Der Chinese gab mir keine Antwort, sondern lief bereits auf den Bentley zu.

Da er schon den Schlüssel in der Hand hielt, ließ ich ihn auch fahren. Der Motor lief, als ich den Wagenschlag zuwarf. Suko gab so hart Gas, daß wir beide in die Sitze gepreßt wurden. Dabei knirschte er mit den Zähnen.

»Das ist vielleicht ein Mist!« keuchte er. »Ich konnte sie nicht stoppen.«

»Denk nicht mehr daran! Überlege lieber, wo sie hingefahren sein können.« Das sagte ich, als das Haus bereits nur noch im Rückspiegel zu sehen war.

»Vielleicht nach Stanmore.«

Ich wurde plötzlich weiß, da das Blut aus meinem Gesicht verschwand. »Mach keinen Ärger.«

»Doch, es gibt nur die eine Straße, und die Richtung haben sie eingeschlagen.«

»Dann gib Gas, verdammt!« Mit Schrecken dachte ich daran, was geschehen konnte, wenn zu allem entschlossene Werwölfe in den Ort einfielen.

Die zahlreichen Menschen, die Angst, die Panik ...

Hoffentlich bewahrheiteten sich meine Befürchtungen nicht.

Im Laufe der Zeit war es Lady X klargeworden, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie hatte sich in Lupina geäuscht und doch mit einer größeren Loyalität zur Mordliga gerechnet. Ein folgenschwerer Irrtum, wie sich nun herausstellte, und Solo Morasso war zu recht sauer. Er hatte sogar vorgehabt, die Scott in das Becken mit den Piranhas zu schleudern, dann jedoch dachte er nüchterner und auch daran, daß er seine Mordliga nicht noch weiter dezimieren wollte.

Nur noch drei standen auf seiner Seite. Es wurden immer weniger. Auf die Hälfte war seine Mannschaft reduziert worden. Bei Tokata und Marvin Mondo hatte er nicht eingreifen können, deshalb brauchte er sich bei ihnen keine Vorwürfe zu machen. Bei der Werwölfin Lupina allerdings sah es anders aus.

Sie war freiwillig verschwunden, sogar noch unter seinen Augen, und hatte es mit Hilfe des Würfels geschafft, sich in einen Nebelstreifen aufzulösen.

Wo steckte sie jetzt?

Morasso wollte eine Antwort auf diese Frage, denn er war fest entschlossen, sich so nicht behandeln und reinlegen zu lassen. Er wollte Lupina zurückholen.

In die Reihe der Mordliga sollte sie nicht mehr einkehren, nur zur Bestrafung wollte er sie noch einmal haben, und sie würde sich wundern, denn sie hatte seine Macht unterschätzt wie viele andere vor ihr ebenfalls.

Als seine erste Wut verraucht war, ließ er Lady X zu sich kommen. Auf Xorron und Vampiro-del-mar konnte er verzichten. Diese beiden Ungetüme eigneten sich nicht zum Schmieden von Plänen, sondern nur für deren Ausführung. Da allerdings gingen sie vor wie Dampfwalzen oder Panzer. Durch kaum etwas zu stoppen.

Auch als Vampirin waren der Scott Gefühle nicht völlig fremd. Und ein mulmiges oder seltsames Gefühl hatte sie schon, als sie zu Dr. Tod zitiert wurde.

Der erwartete sie in seiner Kommandozentrale sitzend. Er

fühlte sich innerhalb dieses Bunkersystems wohl, das noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammte und von ihm mit Hilfe der Mafia umgebaut worden war, so daß es jetzt der modernen Technik entsprach.

Technik und Magie waren hier eine Lebensgemeinschaft eingegangen, die bis vor kurzem funktioniert hatte. Diese Störungen wollte er nun abbauen.

Falls es noch ging.

Pamela Scott schlich wie eine reuige Sünderin näher. Sie hatte den Blick gesenkt, wagte kaum Solo Morasso anzuschauen. Von ihrer alten Selbstsicherheit war so gut wie nichts mehr übriggeblieben. So wie sie gingen Versager.

Das wußte auch Morasso. Dementsprechend hart konnte er sie anpacken. Er fühlte, wie der Haß in ihm hochstieg. Am liebsten hätte er jetzt einen Eichenpfahl genommen und ihn Lady X in den Körper gestoßen, doch er beherrschte sich und sagte statt dessen: »Du weißt genau, welche Fehler du begangen hast!«

»Ja.«

»Kannst du mir eine Erklärung abgeben?«

Ohne den Blick zu heben, schüttelte die Vampirin den Kopf.

»Deiner Antwort entnehme ich, daß wir Lupina abschreiben oder laufenlassen sollen!«

Jetzt hob sie den Kopf. »Das auf keinen Fall. Wir müssen sie kriegen und für ihre Tat...«

»Und wo, bitte, finden wir sie?«

»Das ist schwer.«

»Da siehst du es. Schwer ist es. Verdammt schwer. Aber ich will von dir wissen, was sie vorhat. Ihr habt oft genug zusammengesteckt und euch unterhalten. Sie muß dir doch etwas gesagt haben, zum Henker. Wo kann sie sein?«

»Es ist mir unmöglich, dir eine genaue Antwort darauf zu geben«, erklärte die Vampirin.

»Dann überlege!«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie sucht ihren Sohn, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wie kam sie überhaupt dazu?«

Lady X schaute den Chef der Mordliga an. »Darüber habe ich nie mit ihr gesprochen. Sie wollte mir auch nichts sagen. Sie fing nur damit an, daß sie einen Sohn hätte.«

»Was hat sie mit ihm vor?« wollte Dr. Tod wissen.

»Lupina träumte immer von einer Allianz der Werwölfe. Sie wollte die Königin sein, den Plan hat sie nie aus den Augen verloren, und sie wird ihn zusammen mit ihrem Sohn auch ausführen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Wenn wir ihren Sohn haben, dann können wir auch an sie herankommen.«

»So ähnlich.«

»Dann denke genau nach, was sie dir alles gesagt hat.«

»Sie hat davon gesprochen, daß sie nach England wollte.«

Lady X lächelte plötzlich, weil es ihr wieder eingefallen war.

»Natürlich, England, sogar in die Nähe von London. Dort scheinen alle Fäden zusammenzulaufen. Zudem haßt sie John Sinclair ebenso wie wir. Wenn sie ihren Sohn gefunden hat, werden die beiden gegen John Sinclair angehen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Das glaubst du also?«

»Ja, Morasso, es ist London. Dort muß er leben, dort wurde er großgezogen, dort...«

Mit einer Handbewegung schnitt Morasso ihr das Wort ab.

»Ich will hier nichts von der Vergangenheit hören, sondern etwas von der Gegenwart und der Zukunft. Wir können davon ausgehen, daß sie sich in der Nähe von London befindet?«

»Ja.«

Ein diabolisch wirkendes Grinsen lag auf Dr. Tod's Lippen.

»Besser konnte es eigentlich nicht kommen. Da habe ich jemanden sitzen, dem ich vor kurzem noch einen großen Gefallen getan habe, weil andere ihm einen Teil seiner Macht streitig machen wollten. Logan Costello!«

»Was soll er denn?« fragte Lady X.

»Costello wird für mich seine Leute ausschicken. Er hat gute Beziehungen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er den Aufenthaltsort unserer lieben Lupina und deren Sohn nicht herausbekommen könnte.« Morasso lachte heiser und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das ist es genau.« Und Lady X fiel ein Stein von der schwarzen Vampirseele. Endlich hatten sie die Lösung gefunden. Zwar auf Umwegen, doch die Vorzeichen standen günstig.

Lupina und ihr Sohn ahnten nicht, welches Netz im fernen Feuerland über sie gesponnen wurde ...

Clay Danton war Busfahrer.

Nicht nur die Subway verkehrte zwischen Stanmore und der City, sondern auch ein Bus. Und die Strecke fuhr er seitüber fünfzehn Jahren, so daß ihn nichts mehr erschüttern konnte. Er kannte auch die meisten Fahrgäste, denn es waren immer dieselben, die einstiegen und ans Ziel gebracht werden wollten. Meist ältere Menschen, aber auch junge Hausfrauen und vor allen Dingen Kinder, die zur Schule mußten. Fast jeden Fahrgast begrüßte Danton mit Namen, und er hatte auch des öfteren für seine Mitfahrer ein paar persönliche Worte. Schließlich stammte er aus Stanmore und kannte fast alle Schicksale der Einwohner dieses kleinen Londoner Vorortes. Als an diesem Morgen die blonde Frau einstieg, war er doch überrascht. Sie hatte er noch nicht gesehen. Die Person war noch jung, höchstens zwanzig, und sie lachte, als sie in Dantons Gesicht schaute.

»Kennen Sie mich nicht mehr, Mr. Danton?«

»Nein, wirklich nicht. Müßte ich das?«

»Und ob.«

»Wieso denn?«

»Als kleines Mädchen haben Sie mich immer auf den Knien geschaukelt, Mr. Danton.«

Wie Schuppen fiel es Clay Danton von den Augen. »Linda!« rief er. »Himmel, du bist Linda Längster.«

»Richtig, Mr. Danton.«

Der Busfahrer strahlte. Sein dunkler Oberlippenbart zitterte.

»Nein, das ist eine Freude. Himmel, bist du gewachsen. Wenn ich daran denke, wie dich deine Mutter immer gebracht hatte und ...« Er schüttelte den Kopf, als könnte er es noch immer nicht richtig fassen.

»Halten wir nicht den Betrieb auf, Mr. Danton?« fragte Linda lachend.

»Ach, Unsinn. Was machst du eigentlich jetzt?«

»Ich studiere in Oxford.«

»Toll. Dann hast du es ja geschafft. Gratuliere. Aber du warst schon immer ein intelligentes Mädchen, das habe ich damals genau gemerkt.«

Linda warf lachend ihre blonden Haare zurück und hauchte Danton einen Kuß auf die Wange. »Das ist lieb von Ihnen, Mr. Danton.«

»Mach nicht so etwas«, drohte der Busfahrer scherzend.

»Sonst nehme ich dich wieder auf die Knie.«

»Dagegen würde mein Freund etwas haben.«

»Schade.«

»Wieviel habe ich zu zahlen?«

Danton nannte den Preis. Linda erhielt ihren Fahrschein und drückte sich an dem Fahrer vorbei, der noch einmal seinen Kopf hob und über die Schulter hinweg rief: »Wir reden später noch ein wenig in aller Ruhe miteinander.«

»Okay.«

Noch immer lächelnd drückte Danton auf den Knopf, der die Türen automatisch verschloß.

So etwas hatte er schon lange nicht mehr erlebt. Aber da sah man wieder, wie aus Kindern Leute wurden und man selbst alterte.

Bevor er startete, warf er einen Blick durch die breite Scheibe zum Himmel hoch.

Da standen die grauen Wolken wie eine Wand. An ihren Rändern hatten sie eine schwefelgelbe Farbe angenommen, in der ein leichtes Rosa durchschimmerte.

Das sah ihm ganz nach Gewitter aus. Vielleicht schaffte er es noch, vor dem Regen Stanmore zu erreichen, denn die Haltestelle hier befand sich mitten in der Landschaft. Rechts und links der Straße bildeten Äcker die Begrenzung, und weit hinter ihnen begann ein dichter Wald.

Als Danton anfuhr, fielen die ersten Tropfen. Sie waren dick wie Taubeneier und klatschten gegen die Scheibe. Lange Wasserbahnen bildeten sich.

Danton schaltete die Wischer und die Scheinwerfer ein. Er kannte die Gewitter im Mai. Wenn sie einmal richtig losbrachen, blieb kein Auge mehr trocken. Dann war es, als würde der Himmel seine Schleusen öffnen, und die Straßen wurden zu einer wahren Rutschbahn, so daß unvorsichtige Fahrer das Aquaplaning unterschätzten und im Graben landeten.

Danton fuhr aus diesem Grunde vorsichtiger. Verspätung hatte er sowieso, und aufholen würde er die Zeit nicht.

Die Linie führte über Stanmore hinaus, schlug dann einen Bogen, nahm noch einige einsam stehende Haltepunkte mit, denn die Menschen, die in diesem Gebiet ihre Gehöfte oder Häuser hatten, waren auf den Bus angewiesen.

Dann fiel der Regen mit Brachialgewalt. Im Nu war alles grau. Der Fahrer konnte kaum etwas sehen, ein dichter Vorhang nahm ihm die Sicht, den auch die beiden Scheinwerfer kaum durchbrechen konnten.

Auf der Straße sammelte sich das Wasser. Schon nach einer halben Minute hatten sich gewaltige Pfützen gebildet, in die die Wassertropfen einschlugen wie kleine Granaten.

Und es wurde immer mehr.

Schon bald glich das dunkle Asphaltband der Fahrbahn einem gewaltigen See.

Die vier schweren Reifen des Fahrzeugs wirbelten das Wasser hoch, und nicht nur der Regen umtoste den Bus, auch

der Sturm rüttelte an den Aufbauten und fuhr wie mit gierigen Händen über die Äcker, wo er das halbhoch stehende Korn dem Boden entgegenbog oder an den Ästen der einsam wachsenden Bäume rüttelte.

Der Bus war nicht einmal zu einem Drittel besetzt. Die Fahrgäste verhielten sich ruhig. Einige hatten Angst vor dem Unwetter, und als der erste Blitz seine Zickzack-Linie in die Wolken malte, schrie eine Frau leise auf.

Der nachfolgende Donner war so laut, daß er fast den Bus gesprengt hätte. Jedenfalls hörte es sich so an.

Die Fahrgäste zuckten zusammen. Auch Clay Danton hatte einen Schreck bekommen. Er fuhr noch langsamer, denn vor sich sah er wieder einen gewaltigen See. Die Straße war nicht besonders. Schäden vom vergangenen Winter hatte man nicht ausgebessert, was sich nun rächte, denn in den Mulden sammelte sich das Wasser, und gewaltige Fontänen spritzten zu beiden Seiten des Busses hoch, als die Reifen durch die tübe Flut schmatzten.

Clay Danton war sehr konzentriert. Seine Blicke glitten nicht nur nach vorn durch die breite Scheibe, sondern auch in den Rückspiegel.

Hinter ihm war die Straße frei. Es regnete so stark, daß es sich einige Fahrer sichtlich überlegten, ob sie weiterfahren oder nicht lieber stoppen sollten.

Doch dann sah er die beiden Scheinwerfer. Helle Augen, verwaschen in der vom Himmel fallenden Flut wirkend. Und der Wagen fuhr schnell. Danton sah, daß er innerhalb von Sekunden ziemlich aufgeholt hatte. Ein Wahnsinn bei diesen Witterungsbedingungen. Wenn er so weitermachte, konnte er nicht heil an sein Ziel gelangen.

Clay reagierte gut. Er fuhr mit seinem schweren Bus so weit an den linken Rand der Straße, wie es eben möglich war. Jetzt hatte er genügend Platz geschaffen, daß der andere Wagen ihn überholen konnte.

Noch immer tobte das Gewitter.

Der Donner folgte den aufzuckenden Blitzen so schnell, daß er sich anhörte wie ein nie abreißendes Knattern aus einem Maschinengewehr.

Komisch wurde es Danton schon, denn der ihm folgende Wagen wurde weiterhin hart gefahren.

Und er schleuderte.

Der Busfahrer sah, wie die beiden Scheinwerfer von einer Seite zur anderen tanzten. Mal waren sie links, dann wieder rechts, aber immer wieder konnte das Fahrzeug in der Spur gehalten oder wieder zurückgezogen werden.

»Der ist verrückt«, murmelte Danton. »Völlig durchgedreht. Der hat einen Vogel ...« Er sprach nicht mehr weiter, weil ihm der Schreck die Kehle zuschnürte, denn der Wagen war jetzt so nahe, daß er ihn trotz des strömenden Regens erkennen konnte.

Es war ein Jeep!

Dazu noch offen.

Und in ihm saßen drei Personen. Eine Frau fuhr. Sie war klatschnaß. Kleidung und Haare klebten an ihrem Körper. Ihre beiden Begleiter hockten zusammengekauert auf den Rücksitzen. Von den Gesichtern konnte Danton nicht viel erkennen, er hatte auch keine Zeit, genauer hinzuschauen, weil er sich auf seine Arbeit konzentrieren mußte.

Dann befand sich der Wagen im toten Winkel, und einen Atemzug später sah er ihn schon an der rechten Seite. Der Jeep wurde noch einmal schneller und ging eine weit gezogene Kurve bei diesem Wetter viel zu schnell an.

»Das kann nicht gutgehen«, flüsterte Danton. »Das ist Irrsinn.« Er sah die Konturen des Jeeps im fahlen Licht eines aus den Wolken stoßenden Blitzstrahls.

Und er sah, wie das Heck des Wagens wegrutschte. Die Reifen hatten plötzlich keinen Kontakt mehr zur Straße.

Der Jeep erhielt einen Drall nach links.

»Meine Güte«, hauchte Danton.

Da war der Graben.

Als der Jeep hineinkrachte, war dies auch von den Fahrgästen bemerkt worden. Fast alle sprangen von ihren Sitzen hoch und konnten sehen, wie der Jeep weiterrutschte, seine Fahrerin in die Luft geschleudert wurde und von den gewaltigen Kräften wie eine leblose Gliederpuppe auf einen Baum zuflog.

Der fallende Regen deckte gnädig den weiteren Vorgang ab, aber er konnte nicht verbergen, daß hier etwas Schreckliches geschehen war. Ein Unfall, bei dem man helfen mußte.

So sah es Clay Danton.

Stotternd bremste er. Der Unfall des anderen hatte ihn gewarnt. Sicher brachte Danton den Bus zum Stehen.

»Bleibt ihr drin!« schrie er den Fahrgästen zu, als er sah, daß einige Anstalten machten, sich zu erheben. Das war nur etwas für ihn. Schließlich wiederholte er jedes Jahr seine Kurse in Erster Hilfe.

Normalerweise hätten seine Worte nicht viel genutzt. Die Neugier der Menschen war unbezwingbar, aber da sich draußen das Unwetter abspielte, zogen es die Fahrgäste vor, im Bus sitzenzubleiben. Nur Linda Längster nicht. Sie wollte ebenfalls helfen und kümmerte sich nicht um das Unwetter.

Als Danton die Bustür aufstieß, bekam er einen ersten Vorgeschmack von dem, was ihn erwartete.

Der Regen peitschte in das Fahrzeug und damit auch in sein Gesicht. Noch nicht richtig draußen, war er schon bis auf die Haut durchnäßt, beugte sich vor, stemmte sich gegen Wind und Regen an, und lief auf die Unfallstelle zu.

Er hatte schwer zu kämpfen. Wasser und Wind hämmerten gegen ihn und stoppten seinen Lauf. Nur mühsam kam er von der Stelle. Wenn er den Mund öffnete, lief Wasser hinein, und über sein Gesicht rannen regelrechte Bäche aus den naß anliegenden Haaren.

Es war wirklich kein Vergnügen, sich da voran zu kämpfen, doch es ging um Menschenleben, da mußte man alles andere vergessen.

Der Wagen war kaum zu erkennen. Er hatte sich tief in die weiche Erde gebohrt, lag halb auf der linken Seite, und sein Heck stand noch in die Höhe.

Aber wo steckten die beiden Mitfahrer?

Clay Danton sah sie nicht. Auch dann nicht, als er am Rand der Straße stehenblieb. Da war wirklich nichts zu erkennen, nur das Wrack und ein wenig dahinter, wo der Baum stand, sah er die Fahrerin. Ein lebloses Bündel auf dem Boden, mehr nicht. Sie mußte mit voller Gewalt gegen den Baum geprallt sein.

Aus ...

Clay Danton rief nach den beiden. Er rutschte in den Graben hinein, um besser nachschauen zu können, vielleicht waren sie von dem umkippenden Wagen begraben worden.

Bis zu den Schienbeinen versank er im Wasser, das durch den Straßengraben gurgelte, aber er konnte die beiden Passagiere nicht entdecken. Sie blieben verschwunden.

Was sollte er tun?

Vielleicht hätte er das Unheil bemerkt, wenn der Regen nicht so dicht gefallen wäre. Eine Klaue schob sich neben ihm durch das nasse Gras. Das Fell war ebenfalls naß und klebte wie eine Schicht auf den Knochen.

Blitzschnell griff die Klaue zu.

Und sie umklammerte den linken Knöchel des Busfahrers, der gellend aufschrie, doch sein Ruf wurde nicht gehört. Er ging unter im Krachen eines gewaltigen Donners ...

»Bleiben Sie doch hier, Mädchen!« So hatten die übrigen Fahrgäste gerufen, doch Linda Längster ließ sich nicht aufhalten. Sie mußte einfach etwas tun, sonst hätte sie kein reines Gewissen gehabt.

Auch sie wurde vom Sturm und Regen getroffen. An der nassen Buswand stützte sie sich ab, damit das Unwetter sie nicht von den Füßen riß. Blitz auf Blitz jagte über den Himmel,

gelbfahle, gezackte Linien, die unregelmäßig die Wolken auf-rissen und spalteten, als wollten sie diese auseinanderfetzen. Angst hatte Linda vor einem Gewitter noch nie gehabt, und so kämpfte sie sich weiter vor. Eine schlanke, zerbrechlich wirkende Gestalt, von den Kräften der Natur gebeutelt und geschüttelt.

Den Fahrer, der sie als kleines Kind auf den Knien geschau-kelt hatte, konnte sie nicht mehr sehen. Der Regen hatte ihn verschluckt.

Sie taumelte weiter. Die Fahrbahn war glatt. Wassermassen umspülten ihre Füße und gurgelten schmatzend weiter.

Nur allmählich erschienen die Umrisse des in den Graben gestürzten Wagens.

Auch den Busfahrer entdeckte sie. Er stand neben dem Wagen, und sie wollte ihm schon etwas zuschreien, als er plötz-lich seine Arme hochriß und im nächsten Augenblick ver-schwunden war.

Jemand mußte ihn von den Beinen gerissen haben.

Angst ergriff Linda ...

Sie überlegte, ob sie weitergehen sollte, gab sich einen inner-lichen Ruck und lief die nächsten Schritte.

Sie führten ins Verderben ...

Der Regen hatte uns gerade noch gefehlt, aber nicht nur er, auch ein Gewitter kam hinzu. Der Himmel war bedeckt vom bizarren Muster der Blitze, die dicht aufeinanderfolgten und ein regelrechtes Netz bildeten.

Ein herrliches, gewaltiges Naturschauspiel, auf das ich hin und wieder einen Blick werfen konnte. Im Gegensatz zu Suko. Der Chinese mußte fahren, und das war bei diesem Wetter kein Kinderspiel. Eine wahre Sturzflut fiel vom Himmel, und es gab nirgendwo ein Anzeichen dafür, daß der Regen irgendwann in den nächsten Minuten nachlassen würde.

Wir mußten voll hindurch.

Eigentlich fuhr Suko viel zu schnell. Er konnte nur auf sich selbst und auf die gute Straßenlage des Bentley vertrauen, denn der Regen hatte das Asphaltband in einen nie abreißen- den See verwandelt. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würden wir schweben, es fehlte der direkte Kontakt zur Straße. Einen Trost hatten wir. Den Gegnern würde es nicht anders ergehen. Auch sie hockten in ihrem Jeep und glitten mehr, als daß sie fuhren. Wahrscheinlich waren wir sogar schneller, so daß wir sie irgendwann eingeholt haben mußten.

Sei es auf der Straße oder im Graben.

Dann ging Suko runter mit der Geschwindigkeit. Als er bremste, hatte ich das Gefühl, quer in die Karpaten zu segeln, wie man so schön sagt, bis der Chinese den Bentley wieder im Griff hatte und langsam weiterfuhr.

Ich erkannte den Grund für diese vorsichtige Fahrweise.

Es war ein Bus, der am linken Straßenrand parkte. Als wir rechts an ihm vorbeifuhren, schaute ich durch die Scheibe auf seine Längsfront.

Schemenhaft erkannte ich hinter einigen Fenstern die bleich wirkenden Gesichter der Fahrgäste. Von einem Fahrer entdeckte ich nichts, und Sukos Stimme riß mich aus meinen Gedanken.

»Da vorn, John! Sie liegen im Graben!«

Tatsächlich. Da hatte Clara wohl die Kurve unterschätzt, war von der Fahrbahn abgekommen und im Graben gelandet. Ein schrecklicher Gedanke folgte bei mir. Sollte der Fahrer etwa ausgestiegen sein, um nach den Verletzten zu schauen?

Wenn ja, lief er den Bestien genau in die Arme.

Nicht den Fahrer sahen wir, sondern eine Frau. Deutlich konnten wir ihr langes Haar erkennen und den unheimlich wirkenden Schatten, der sie vom Boden her ansprang.

»Halten!« schrie ich und stieß schon den Wagenschlag auf, während ich gleichzeitig den Gurt löste.

Ich ließ mich buchstäblich aus dem Wagen fallen, landete auf der Straße, sprang sofort wieder auf die Füße und begann zu

rennen, wobei ich nicht mehr an die Glätte dachte, ausrutschte und mich nur mit urkomisch wirkenden Armbewegungen fangen konnte.

Auch Suko verließ den Wagen. Er hatte das gleiche Ziel wie ich. Die lebensgefährliche Szene spielte sich neben der Straße im Graben ab.

Obwohl wir eine gute Distanz hatten, konnten wir nicht schießen. Zu leicht hätten wir die Frau treffen können und nicht die Bestie.

Ich war etwas schneller als Suko und sah, wie beide neben dem Jeep verschwanden.

Dann hörte ich die Schreie. Sie klangen seltsam dünn durch das Rauschen des Regens.

Mit einem gewaltigen Satz sprang ich dorthin, wo ich die beiden vermutete, und zog noch im Sprung den Dolch. Er war handlicher, ihn konnte ich dort effektiver einsetzen.

Es war höchste Eisenbahn. Das Mädchen wehrte sich nur noch mit einer Hand. Es lag auf dem Rücken, die Kleidung zerrissen, während der rechte Arm von der Pranke des Werwolfs auf den nassen Boden genagelt wurde.

Das drohende Knurren, die gefletschten Zähne, all das mußte das Girl in Panik versetzen.

Ich kam über ihn, ohne daß er mich bemerkt hätte. Aber er spürte die Klinge, die tief in sein Fell am Rücken drang, und er schleuderte seinen Körper nicht nur hoch, sondern auch zurück, so daß ich ebenfalls nicht verschont blieb und einen Hieb einstecken mußte, der mich zur Seite und zu Boden schleuderte.

Dicht neben dem querstehenden Hinterteil des Jeeps blieb ich liegen. Dabei konnte ich zusehen, wie sich die Bestie im Todeskampf wand, um sich schlug, gegen den Wagen krachte und in ihn hineinfiel.

Sie blieb auf dem Gesicht liegen, und der Griff des Silberdolchs ragte wie ein Mahnmal aus dem nassen Fell. Aber es gab noch einen zweiten Werwolf. Ausruhen konnte

ich mich nicht, fuhr herum, sprang wieder auf die Füße und sah zwei wirbelnde, schemenhafte Körper.

Suko und die Bestie!

Sie kämpften gegeneinander. Die grellen Blitze und der krachende Donner gaben den Fight eine schaurige Untermalung. Ich hatte Zeit, mich um das Mädchen zu kümmern. Es war völlig erschöpft und schluchzte, als ich ihr auf die Beine half. »Laufen Sie zum Bus zurück!« drängte ich. »Beeilen Sie sich! Schnell!«

Sie schüttelte den Kopf und deutete neben den Wagen.

Erst jetzt sah ich den Mann.

War er tot?

Ich warf mich neben ihm nieder, sank mit den Knien im feuchten Boden ein und drehte den Mann behutsam auf die Seite.

Blaß und naß war sein Gesicht. Ich fühlte nach seinem Puls und sah dabei, daß der Mann am Kopf nicht verletzt war. Er lebte.

Und dann hörte ich einen klatschenden Schlag und einen röhrenden Schrei. Im nächsten Augenblick taumelte aus dem Regenvorhang eine schreckliche Gestalt in meine Richtung. Es war der Werwolf, und er hatte seine Arme in die Höhe gerissen, als gäbe es über ihm ein Seil, an dem er sich festhalten konnte. Das war aber nicht der Fall.

Durch zahlreiche Schläge von der Dämonenpeitsche getroffen, sank er zu Boden und fiel auf sein schreckliches Gesicht. Sein Rücken bäumte sich noch einmal hoch, dann war es vorbei.

Der letzte Werwolf aus dem Monster-Club lebte nicht mehr!

»John, komm mal rüber!« vernahm ich Sukos Stimme.

Ich sah den Schatten meines Freundes und erkannte, daß Suko winkte. Er hatte eine Tote entdeckt. Und zwar war es Clara. Sie bot einen schlimmen Anblick, denn sie mußte aus

dem Wagen geschleudert worden und mit dem Kopf gegen einen Baumstamm geprallt sein.

Das konnte kein Mensch überleben.

Clara hatte für ihre Taten bezahlt. Ich hätte sie gern lebend gehabt, denn sie hätte uns sicherlich weiterhelfen können. Wir hatten zwar einiges erreicht, aber das Rätsel war noch längst nicht gelöst.

Lupinas Sohn!

Was hatte es damit auf sich? War es wirklich dieser geheimnisvolle Orapul, den wir bisher noch nicht zu sehen bekommen hatten und dessen Name wie der eines Phantoms durch den gesamten Fall geisterte?

Noch wußten wir keine Antwort.

LUPINAS SOHN

Der Sturm heulte und tobte mit einer wahren Urgewalt. Riesige Wolken jagten über den Himmel. Er hatte seine Schleusen geöffnet und einen Regen auf die ausgetrocknete Erde geschickt, der schon bald einer Sintflut glich.

Als nie abreißende Vorhänge fielen die Wassermassen aus den tiefhängenden Wolken. Sie überspülten Felder, Dörfer und Städte. In tiefer gelegenen Niederungen an den Flüssen wurde Hochwasseralarm gegeben, und die ersten Keller liefen voll, da die Rohrleitungen die Wassermassen nicht fassen konnten. Es war ein böses Unwetter. Die Hölle schien ihren Rachen geöffnet zu haben, um den Menschen zu zeigen, wessen sie fähig war.

Peitschend hallte der Donner über das Land und verrollte irgendwo in der Ferne als grummelndes Echo.

Blitz auf Blitz folgte. Ein fahlgelbes Verwirrspiel aus gezackten Linien und Pfeilen, zu Netzen verflochten, für Bruchteile von Sekunden als abstraktes Muster in den düsteren Wolken stehend, um dann wieder zu verschwinden, als hätte jemand ein Tuch darüber ausgebreitet.

Das Land erlebte an diesem Tag ein schaurig-schönes Naturschauspiel, ein Frühlingsgewitter, wie es nur selten vorkommt, und von einer Größe und Dauer, an die sich selbst ältere Leute kaum noch erinnern konnten.

Auch die Natur stöhnte unter der Last des Gewitters. Bäume bogen sich im Sturm. Zweige wurden geschüttelt. Die schwächeren fielen ab, und der Wind spielte mit ihnen. Die Regenfluten ergossen sich über Äcker, Weiden und Wälder. Vieh suchte Schutz vor dem Unwetter, und manche Blitze jagten wie Speere in einsam stehende Bäume, teilten und verbrannten sie.

Wieder einmal stand der Mensch den Kräften der Natur hilflos gegenüber. In den größeren Städten hatten Polizei und Feuerwehr Großeinsatz.

Die Wagen wühlten sich förmlich durch die Straßen, die man schon mit Seen vergleichen konnte.

Der Himmel schien seine Wut an der Welt auszulassen und sie für ihr Tun zu bestrafen.

Wer eben konnte, verkroch sich in den Häusern und Wohnungen. Ältere Menschen beteten oder zündeten Kerzen an, damit dieses mörderische Gewitter so rasch wie möglich vorbeiging.

Sie flehten und hofften, andere fluchten über das Wetter, doch beeinflussen konnten es weder die einen noch die anderen.

Das Unwetter tobte sich weiter mit einer wahren Brachialgewalt über dem Land aus. Es hinterließ seine Spuren. Verletzte, drei vom Blitz erschlagene Menschen und eine ertrunkene Frau, die in ein Überschwemmungsgebiet geraten war und sich selbst nicht hatte helfen können.

War das Unwetter für die Menschheit wie eine Geißel, so wurde es von der Schattenwelt nur begrüßt. Dämonen interessierten sich sehr für Witterungsverhältnisse. Ihnen waren Sturm, Nacht und Dunkelheit lieber als das Licht des Tages. Je schauriger und unheimlicher die äußeren Bedingungen waren, um so wohler fühlten sie sich.

Sie suchten sich meist die Orte und Plätze aus, die von den Menschen gemieden wurden. Alte Burgen, Schlösser, verfallene Abteien oder Friedhöfe.

Dort fanden sie immer eine Heimat und den Unterschlupf, der sie vor allzu früher Entdeckung schützte.

Auch die alte Ruine des ehemaligen Burgturms war den Kräften der Natur voll preisgegeben. Der Wind wütete regelrecht. Er heulte und piffte um den Turm, der wie ein alter Zigarettenstummel in den nachtdunklen Himmel ragte.

Die Regenmassen klatschten gegen die Ruine und fanden gemeinsam mit dem Wind den Weg in die Öffnungen und Spalten der alten Turmruine. Es piffte und heulte in dem Gemäuer.

Krachend entlud sich über der Ruine der Donner. Blitze jagten dem Boden entgegen, und mehr als einer war schon in den Turm eingeschlagen.

Normalerweise ließ sich dort niemand blicken, aber der Mann, der vor dem Gewitter Zuflucht gesucht hatte, gehörte in die Gegend. Es war Barry Mason, der Förster. Er hatte sich auf einem Pirschgang befunden und war von dem Unwetter überrascht worden.

Auf dem freien Feld wollte er nicht bleiben, dort hätte er zu leicht vom Blitz erschlagen werden können. Zum Glück fiel ihm die alte Ruine ein. Das Gemäuer war zwar nicht dicht, es tropfte immer Wasser durch, aber dem konnte man ausweichen.

Mit seinem Hund Rex erreichte er die Ruine in dem Augenblick, als die ersten Tropfen fielen.

Dann begann das Unwetter, und selbst der Förster konnte nur den Kopf schütteln. So etwas hatte er noch nie erlebt. Er starrte in die Blitze, hörte den Donner und hatte das Gefühl, als würde dieser die Welt auseinandersprenge.

Rex war unruhig. Nervös lief er hin und her, schaute mehrmals zurück, wenn ein Blitz den dunklen Himmel spaltete, als wäre ein Vorhang in zwei Teile zerrissen worden.

Barry Mason mußte seinen treuen Begleiter jedesmal beruhigen. »Bleib ruhig, Rex!« murmelte er und vergrub seine Finger in das dichte Fell am Nacken. »Uns passiert schon nichts.«

Rex jaulte dann, als hätte er die Worte genau verstanden.

Über eine halbe Stunde tobte das Gewitter bereits. Der Förster hatte sich an die peitschenden Donnerschläge längst gewöhnt. Er zuckte nicht einmal mehr zusammen, nur wenn der Blitz in der Nähe oder in den Turm einschlug, dann erfaßte ihn Furcht, denn einmal hatte er ein bläuliches Licht über die Mauer laufen sehen, bevor es im Boden verschwand. Getan hatte es ihm zum Glück nichts.

Wie lange mußte er noch warten?

Längst hatte er zu Hause sein wollen. Sicherlich machte sich seine Frau Sorgen, aber hier konnte er nicht telefonieren, und irgendwann mußte das Unwetter schließlich weiterziehen.

Es war wie verhext. Die Gewitterfront schien sich direktüber

diesen Landstrich zusammenzuballen. Sie zog einfach nicht vorbei und entlud sich mit aller Kraft.

Eigentlich war es faszinierend, diesen gewaltigen Kräften der Natur zuzuschauen, und auch der Förster ertappte sich bei dem Gedanken, daß er die Folge von Blitz und Donner regelrecht genoß und ihr positive Seiten abgewann.

Bis zu dem Zeitpunkt, als Rex, sein Hund, auf einmal verrückt spielte.

Bis jetzt hatte er, von einigen Ausnahmen abgesehen, ruhig in der Ecke gesessen. Plötzlich sprang er wie von der Tarantel gebissen in die Höhe, bellte laut und fordernd und rannte zum Eingang, wo er beide Vorderpfoten einstemmte und stehenblieb.

»Rex, was hast du?« rief der Förster, näherte sich seinem Hund und wollte ihn am Halsband zurückzerren.

Rex knurrte nur, stemmte sich gegen Masons Griff und wollte nicht auf seinen alten Platz.

Es hatte nur wenige Situationen in den letzten Jahren gegeben, wo Rex so reagiert hatte. Und wenn, dann war immer etwas im Busch gewesen, so wie jetzt.

An dem Gewitter konnte es nicht liegen. Daran hatte sich der Hund längst gewöhnt. Also mußte es etwas anderes sein. Eine Störung von außen.

Nur - woher kam sie?

Der Förster kniete neben seinem Hund nieder, streichelte das Fell. »Ist ja schon gut, Rex. Hör auf, da ist nichts. Wirklich ...« Barry Mason hatte seinen Blick erhoben und schaute nach draußen. Was er sah, hinderte ihn am Sprechen, denn das war einfach unwahrscheinlich, und augenblicklich zuckte ein wahnsinniger Gedanke durch seinen Kopf.

Verdammt, das ist ein UFO!

Was er mit einem UFO verglich, war ein blaugrauer Nebelstreif, der sich auf dem naheliegenden kleinen Hügel niedergesenkt hatte und aus den Wolken gefallen sein mußte. Wie eine Spirale sah es aus und trotzte sogar dem Wind.

Es war auch durch den Regenvorhang zu sehen, nur wurde das von ihm ausgehende Licht durch die Regentropfen gebrochen, so daß er verschwommen wirkte.

Rex wurde immer wilder. Er zerrte, kratzte mit den Läufen und wollte raus. Irgend etwas mußte von dieser Erscheinung ausgehen, das ihn verrückt spielen ließ. Unheimlich war es schon, das gab auch der Förster zu. Er spürte, wie es kalt seinen Rücken hinablief. So etwas hatte er noch nie gesehen, aber den Gedanken an ein UFO verwarf er wieder.

Nein, UFOs fielen nicht so zusammen wie dieser Nebelstreifen, denn er drängte sich über dem Boden, als hätten ihn unsichtbare Hände zusammengedrückt.

Wieso?

Ein drohendes Knurren ließ den Förster zusammenzucken. Rex hatte es ausgestoßen, und Barry Mason kannte das Zeichen. Wenn er ihn jetzt noch hielt, würde der Hund ihn unter Umständen anfallen.

Er lockerte den Griff.

Darauf hatte der Hund gewartet. Mit einem heftigen Ruck riß er sich los. Er schleuderte seinen Kopf zurück und raste bellend und mit weiten Sätzen hinaus in den strömenden Regen, ohne sich um Blitz und Donner zu kümmern.

Rex wollte die Erscheinung sehen.

Auch der Förster, aber sein Sichtbereich wurde schlechter, denn der bläuliche Nebel war völlig verschwunden, und der Platz schien ihm leer zu sein.

Der Förster verspürte Angst. Ihm fielen wieder alte Geschichten ein, die er mal gelesen hatte. Gefährliche Wesen aus dem All kamen auf die Erde, um die Menschheit zu terrorisieren und zu unterdrücken. Als er das Bellen des Hundes hörte, atmete er direkt auf, da er nun wußte, daß er keinen Traum erlebte, sondern alles Wirklichkeit war.

Rex war wie von Sinnen. Er schlug Haken. Barry Mason verfolgte ihn mit seinen Blicken und sah dann, wie Rex das Ziel erreicht hatte und kläffend an ihm hochsprang.

Und dann geschah das Grauenhafte!

Ein klagender, schreiender Ton, zu vergleichen mit dem eines kleinen Kindes, übertönte selbst den Donner, und Barry Mason ahnte, daß sein Hund Rex diesen Ton ausgestoßen und somit sein letztes Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Der Magen des Mannes zog sich zusammen. Heiß stieg es seine Kehle hoch, Tränen traten in seine Augen, denn er hatte sehr an seinem Hund gehangen, und er hielt es nicht mehr aus, wollte sehen, was da geschehen war, und rannte hinein in die graue fahle Dunkelheit, um vielleicht noch etwas zu retten.

Regen und Sturm trafen ihn. Gewaltige Wasserfluten, die sich über seinen Körper ergossen, im Nu die Kleidung durchnäßten, heftig gegen sein Gesicht klatschten, in die Augen rannen und die Pupillen mit einem Wasserfilm überdeckten.

Der Boden war glatt. Große Pfützen bedeckten ihn, in die die Regentropfen einschlugen wie ein Trommelfeuer.

Barry Mason kam nicht so schnell voran, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Sturm blies manchmal so heftig, daß er ihn fast von den Füßen gerissen hätte. Es heulte, pfiß und tobte um ihm herum. Ihm kam es vor, als hätte der Himmel seine Schleusen geöffnet, um mit diesem Unwetter die Menschen für ihre Sünden zu bestrafen. Ein paarmal rutschte er aus und konnte sich nur mühsam auf den Beinen halten.

»Rex, zurück!« Er schrie den Namen seines Hundes, war jedoch nicht sicher, ob ihn das Tier noch hören konnte, zudem riß ihm der Wind die Worte von den Lippen.

Das Wasser rann über sein Gesicht. Der Weg führte jetzt bergauf, dorthin, wo sich alles abgespielt hatte, und er vernahm plötzlich ein triumphierendes Heulen.

So laut und schrecklich, daß es sogar die Geräusche des Unwetters übertönte.

Obwohl der Förster Angst um seinen Hund hatte und er ihm unbedingt zur Seite stehen wollte, konnte er nicht mehr weiterlaufen. Er mußte stehenbleiben, riß seine Augen auf und schaute hinein in den dichten Vorhang aus Wasser.

Schattenhaft sah er die Szene!

Eine gewaltige Gestalt stand auf dem kleinen Hügel. In Höhe des Kopfes begann es gelb zu schimmern, so daß Barry Mason den Eindruck hatte, als würden dort Haare wachsen.

Dies konnte natürlich eine Täuschung sein, aber auszu-schließen war es nicht ...

Dann wieder das Heulen.

Schaurig, unheimlich klang es durch die fahle Dunkelheit.

Ein Laut, der dem Förster eine Gänsehaut über den Rücken jagte und ihn zittern ließ.

Er wagte nicht mehr, einen weiteren Schritt nach vorn zu gehen. Die Furcht nagelte ihn auf der Stelle fest. Instinktiv ahnte er, daß er unter Umständen sein Leben verlieren konnte, wenn er sich dem unheimlichen Tier jetzt näherte.

Ein Tier, das vielleicht aus einer anderen Welt kam. Sogar von einem anderen Planeten.

Barry Mason schüttelte sich. Er sah durch den Regen die huschende Bewegung, dann war die unheimliche Person plötzlich verschwunden. So, als hätte es sie nie gegeben.

Aber es hatte sie gegeben.

Der Förster hatte den Beweis Minuten später, als er durch das nasse Gras den Hügel hinaufschritt und die dunklen Teile auf dem Boden liegen sah, die auch nicht vom Regen zur Seite gespült wurden.

Es war sein Hund.

Die andere Bestie hatte ihn im wahrsten Sinne des Wortes zerrissen!

Ich war froh über den Kaffee, und Suko freute sich über seinen Tee. Beides hatte Glenda Perkins zubereitet, dafür nahm sie freiwillig eine Überstunde in Kauf, und Shao mußte schon los, um uns neue Sachen zu bringen.

Das hatte seinen Grund.

Wir saßen in klatschnasser Kleidung am Schreibtisch und

zitterten um die Wette. Zwar hielten uns Decken einigermaßen warm, doch auf der Haut bildete sich mehr als einmal eine Gänsehaut. Freiwillig waren wir natürlich nicht so naß geworden, die Folge eines Unwetters, in das wir hineingeraten waren.

Lupinas Sohn!

Wir wußten nicht, wer er war und ob er tatsächlich Orapul hieß, auf jeden Fall hatten wir den ersten Hinweis auf einer Tür gelesen, die das Turmverlies des Hauses führte, in dem sich der Monster-Club befand.

Unsere Silberkugeln, die Dämonenpeitsche und der Dolch hatten unter den Bestien aufgeräumt, wir konnten auch den Mann festnehmen. Die Frau allerdings floh mit einem Jeep. Zudem nahm sie noch zwei Werwölfe mit. Die beiden letzten. Suko und ich verfolgten die drei. Es gab nur eine Straße, die sie hatten nehmen können, und wir waren in unserem Bentley schneller. Allerdings hatten wir dabei das Pech, in ein mörderisches Unwetter zu geraten. So schlimm und gewaltig, wie ich es selten erlebt hatte. Es gelang uns, die Werwölfe zu stellen, außerdem einen Busfahrer sowie einen weiblichen Fahrgast im letzten Augenblick aus den Klauen der Bestien zu befreien. Der Himmel hatte kein Einsehen mit uns, es goß weiter, und so waren wir noch naß, als wir wieder in unserem gemeinsamen Büro saßen. Tee und Kaffee hatten wir. Trockene Kleidung würde uns Shao bringen.

Natürlich drehten sich unsere Gespräche nur um ein Thema.

Lupinas Sohn!

Wie war es möglich, daß sie einen Sohn hatte? Oder hatte man uns mit einem gewaltigen Bluff gelehmt?

Nein, daran wollten wir nicht glauben. Der Job hatte uns gelehrt, daß gerade das Unmögliche möglich wurde, und warum sollte Lupina keinen Sohn haben?

Wenn ja, wer war dann der Vater? Wir hatten darüber gesprochen, und Suko hatte grinsend gemeint. »Vielleicht du?«

»Wieso ich?«

»Du hast dich schließlich mal in die schöne Werwolfdame verknallt.«

Der Blick, den Suko sich von mir eingefangen hatte, war scharf wie ein Messer gewesen. Er hatte auf den Fall angespielt, der mir noch immer irgendwie nachhing. Ich selbst war mal zu einem Werwolf geworden und hatte sogar um Lupina gekämpft, weil ich sie unbedingt besitzen wollte. Das war vorbei, aber seit diesem Zeitpunkt verfolgte mich die Werwölfin voller Haß.

Suko lehnt sich in seinen Schreibtischstuhl zurück, hielt die Tasse mit Tee in der Hand und schaute mich über ihren Rand hinweg an. »Glaubst du im Ernst, daß sich Lupina hier in der Gegend herumtreiben wird, um ihren Sohn zu suchen?«

»Bestimmt.«

»Schade, daß diese Clara tot ist. Von ihr hätten wir einiges erfahren können.« Suko spielte damit auf den Unfall an, den die Fahrerin des Jeeps erlitten hatte. Sie war gegen einen Baum gerast und dabei umgekommen.

»Dafür haben wir ihren Mann.«

»Ist er denn vernehmungsfähig?«

Ich hob die Schultern. »Die Kollegen sagen ja. Sobald Shao zurück ist, können wir uns um ihn kümmern.«

Wie aufs Stichwort erschien die Chinesin. Das heißt, wir hörten sie nur, wie sie mit Glenda im Vorzimmer sprach.

Suko rief: »Wollt ihr uns hier erfrieren lassen?« Zur Demonstration nieste er.

»Eine Erkältung täte dir mal ganz gut«, rief Shao zurück.

»Dann wärest du wenigstens einmal länger zu Hause.«

Suko warf mir einen finsternen Blick zu. »Die fängt schon an wie Sheila.«

Damit meinte er die Frau unseres gemeinsamen Freundes Bill Conolly, die sehr darauf achtgab, daß sich ihr Mann nach seiner Hochzeit nicht mehr in unnötige Gefahr begab. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß auch die Conollys immer wieder zu einem Zielpunkt dämonischer Angriffe wurden.

Zwei Tüten trug Shao. Hemden, Hosen, Jacken und frische Unterwäsche waren darin verstaut. Sie packte alles aus, verschwand dann aus dem Büro, das wir zu einer Umkleidekabine umfunktionierten. Handtücher hatte sie ebenfalls mitgebracht. Wir rieben uns notdürftig trocken. Unter eine der zahlreichen Duschen zu steigen, die sich ebenfalls im Yard-Gebäude befanden, blieb uns keine Zeit. Die Vernehmung drängte, und wir wollten diesem Jo kräftig auf den Zahn fühlen.

Die Chinesin verschwand auch bald wieder. Unsere nasse Kleidung nahm sie mit.

Glenda brachte frischen Kaffee und Tee. »Braucht ihr mich noch?« erkundigte sie sich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, du kannst Feierabend machen.«

Ein Telefonanruf genügte, um den Beamten Bescheid zu geben, die Jo hereinführten.

Ich hatte inzwischen seinen vollständigen Namen herausgefunden. Er hieß Jo McIntire.

Als er zwischen den beiden Kollegen das Büro betrat, wußte ich, daß er eine harte Nuß für uns werden würde. Sein Gesicht zeigte einen verkniffenen Ausdruck. Die grauschwarzen Haare standen wirr vom Kopf, seine Hände waren mit einer stählernen Acht gefesselt, und in den Augen lag ein trotziger, haßerfüllter Ausdruck.

Ich deutete auf den dritten Stuhl. »Setzt ihn dahin.«

Die beiden Beamten drückten Jo McIntire nieder und verließen das Büro.

Ich blickte den Mann an. Er saß genau zwischen Suko und mir, befand sich im Kreuzfeuer, und so etwas Ähnliches wie ein Kreuzverhör sollte es auch werden.

Ich hatte vor, direkt eine volle Breitseite auf ihn abzuschießen. Rücksicht durfte ich bei diesem Mann nicht nehmen, er kannte diesen Begriff auch nicht und war bereit, über Leichen zu gehen, was er uns hinlänglich bewiesen hatte. Er hatte uns heimtückisch in den Rücken schießen wollen!

»Ihre Frau ist tot«, sagte ich.

McIntire verzog nicht einmal die Lippen. Er starrte mich nur an und sagte kein Wort.

»Macht Ihnen das gar nichts?« erkundigte sich Suko.

Der Mann hob die Schultern. »Ich lebe!«

»Für wen? Für Orapul?«

»Möglich.«

Die nächste Frage stellte ich. »Ist er tatsächlich Lupinas Sohn, so wie es an der Tür stand?«

Da grinste der Alte schief. »Möglich.«

»Und was hat es mit ihm auf sich?«

»Keine Ahnung.«

»Schlecht lügen können Sie gut«, stellte Suko fest. »Aber nicht gut genug. Ich würde Ihnen in Ihrem eigenen Interesse raten, mit mehr Informationen herauszurücken.«

Da lehnte sich McIntire zurück und begann zu lachen. Es war kein lautes Lachen, sondern eher ein leises, glucksendes oder kicherndes. Er riß dabei weit den Mund auf und hob seine Arme, so daß er uns die gefesselten Hände präsentierte. »Ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt, zum Teufel. Ihr habt mich gefangen, na und? Andere bekommt ihr nicht. Sie sind stärker, auch wenn der Monster-Club nicht mehr existiert, gibt es Kräfte, gegen die ihr nicht anrücken könnt. Ich bin nur ein kleines Rädchen im Getriebe, aber ich besitze einen guten Schutz. Es wird euch noch leid tun, Clara umgebracht und mich gefangen genommen zu haben, das schwöre ich euch.«

»Ich oder wir haben Clara nicht umgebracht«, stellte ich richtig. »Sie ist selbst gegen einen Baum gerast und hat es nicht überlebt.«

»Aber ihr seid schuld.«

»Nein.« Mehr sagte ich nicht. Ich hatte keine Lust, mit ihm darüber zu diskutieren, zudem wollte ich erfahren, was es mit Lupinas Sohn auf sich hatte.

»Wo finde ich Orapul?« schoß ich die nächste Frage ab.

»Ich kann es nicht sagen.«

»Aber er war in eurem Turm.«

»Ja, er wollte seine Diener um sich haben.«

Ich wunderte mich, wie gesprächig der Alte plötzlich war.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Und ich war gespannt, ob er mir auch die nächste Frage beantworten würde.

»Gehörten Sie und Ihre Frau auch zu seinen Dienern?«

»Nein.«

»Was waren Sie dann?«

Er zögerte mit einer Antwort. Schließlich sagte er: »Wir haben ihn nur großgezogen.«

»Was?«

»Überrascht, wie?«

Nein, überrascht war ich nicht. Schon im Turm hatte mir Clara, Jos tote Frau, durch die Tür zugerufen, daß sie als Pateneltern Orapuls unter seinem Schutz standen. Dennoch war es ein Hammer!

»Dann haben Sie und Ihre Frau ihn aufgezogen?« hakte ich noch einmal nach.

»Natürlich. Warum auch nicht? Wir fanden ihn in einem Wald und nahmen ihn mit in unser Haus.«

»Und wo liegt das? Oder war es der Turm?«

»Nein, da sind wir später hingezogen, weil er es so wollte. Wir lebten noch nicht lange dort. Die Besitzer sind verreist ...«

»Und Sie haben das Hausmeister-Ehepaar umgebracht«, vollendete ich den Satz.

»Das stimmt.«

Er sprach über einen Mord, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit der Welt, und so etwas erschreckte mich zutiefst. Hier stand ich vor einem menschlichen Abgrund. Dieser Mann dachte nicht mehr so wie ich, er war von den dämonischen Kräften schon beeinflußt worden, daß alles andere nicht mehr zählte, obwohl man ihn rein äußerlich als einen Menschen bezeichnen konnte.

Er starrte mich an. Seine Augen waren klein, der Blick eiskalt und noch immer lauernd.

»Sie haben sich also mit den Wölfen in dem Turm verzogen«, fuhr ich fort. »Und weshalb war Lupinas Sohn nicht dort?«
»Er sucht jemanden!«

»Wen?«

»Seine richtige Mutter!«

Er brauchte den Namen Lupina nicht auszusprechen, jeder wußte genau Bescheid. Also hatten sich unsere Vermutungen bestätigt. Lupina würde kommen und ihren Sohn abholen. Wahrscheinlich hatte sie es schon getan.

»Wann soll das geschehen?«

»In dieser Nacht.«

»Und wo?«

Da lachte er kalt. »Das weiß ich nicht.«

»Sie wollen es nicht sagen!« mischte sich Suko ein.

Er hob die Schultern. »Ihr wollt doch beide haben. Was soll ich mich darum kümmern?«

Einen dritten Grad gibt es nicht, obwohl es von Polizisten-hassern immer behauptet wird. Es werden keine Gefangenen gefoltert, um Informationen aus ihnen herauszupressen. Auch wir hatten uns bisher strikt an die Regel gehalten und würden uns auch weiterhin daran halten. Das stand fest.

Ich war Menschenkenner genug, um es McIntire anzusehen, daß wir kaum noch etwas aus ihm herausbekommen würden. Trotzdem wollte ich noch wissen, wer die acht Werwölfe gewesen waren.

»Orapul hat sie sich geholt. Einfach so. Er pflanzt ihnen den Keim ein, und sie wurden zu Werwölfen, denn sie sollten seine Schutzmacht bilden.«

So ähnlich hatte ich es mir vorgestellt. Wahrscheinlich gehörten die Menschen zu den Vermißten, die täglich in London verschwanden und nie wieder auftauchten.

Ich schaute McIntire an, der meinen Blick gelassen standhielt. In der kommenden Nacht wollte sich Lupina mit ihrem Sohn treffen. Leider wußten wir nicht, wo das geschehen würde,

aber wir hatten immerhin eine heiße Spur. Es war der Turm, in dem sich das für Orapul vorgesehene Verlies befand.

Dort konnten wir auf ihn warten.

Mein Blick glitt nach draußen. Auch über London hatte dieses schreckliche Unwetter getobt. In einigen Stadtteilen hatte es mittlere Katastrophen gegeben. Überschwemmungen, Überspülungen durch Wasser, Brände von eingeschlagenen Blitzen verursacht.

Jetzt hatte sich das Unwetter verzogen. Zudem war der Himmel wieder hell, ein verwaschen wirkendes Blaugrau, hier und da mit einigen Wolkenfetzen bedeckt. Die Sonne kämpfte sich allmählich durch. Bis es dunkel wurde und die Nacht sich über das Land senkte, dauerte es noch einige Stunden.

Wir konnten eigentlich davon ausgehen, daß sich Lupina in der Nacht mit ihrem Sohn treffen würde. Sehr wahrscheinlich sogar um Mitternacht, denn das ist die Zeit dieser Bestien. Zur Tageswende hockten sie sich manches Mal zusammen, um den Mond anzuheulen, der ihnen die Kraft gab, weiterzuleben. Wir hatten da unsere Erfahrungen und nahmen an, daß es auch diesmal nicht anders sein würde. Da uns bis Mitternacht noch genügend Zeit zur Verfügung stand, wollten wir sie nicht unnütz verstreichen lassen. Zudem war es zwecklos, den Gefangenen noch weiter zu verhören, er würde nichts mehr sagen. Ich griff zum Hörer und bat die beiden Beamten herein, die McIntire gebracht hatten.

Rasch waren sie zur Stelle und nahmen ihn mit. Wieder flankierten sie ihn.

Kurz vor der Tür drehte McIntire seinen Kopf und hob beide Arme in die Höhe. Er drohte uns mit seinen Fäusten. »Glaubt nur nicht, daß ihr gewinnen könnt!« kreischte er. »Lupina und ihr Sohn werden euch zerreißen!«

Ich gab keine Antwort, auch Suko sagte nichts. Erst als sich die Tür hinter den drei Männern geschlossen hatte, übernahm der Chinese das Wort. »Es war so, wie wir es uns gedacht haben. Sollen wir noch einmal zu dem Haus fahren?«

»Klar. Wenn sich etwas tut, dann nur da oder in dessen unmittelbarer Umgebung«. Ich stand schon auf und wollte zur Jacke greifen, als sich das Telefon meldete.

Suko saß näher am Apparat. Er nahm den Anruf entgegen, der unseren Plan völlig über den Haufen warf ...

Die Besatzung des Reviers Stanmore war sauer. Kein Wunder, denn man hatte sie bei diesem schrecklichen Unwetter aus den Unterkünften geholt.

Zudem war noch die Mordkommission eingetroffen und hatte zwei Leichen aus dem alten Haus geholt. Jeder der Beamten kannte die Toten. Es war ein Hausmeister-Ehepaar, das dem Viscount of Merrydale den Haushalt geführt hatte. Der Viscount befand sich irgendwo in der Welt und warf sein Geld unter die Leute. Er hatte nicht wissen können, was sich in seinem Landhaus alles abspielte.

Zwei Ermordete! Und vom Tatort nicht weit entfernt ein geheimnisvoller Vorgang, um den der Mantel des Schweigens gehüllt worden war.

Zwei Ereignisse, die irgendwie zusammenhingen. Die Polizisten tappten allerdings im Dunkeln.

Man hielt sie wieder einmal für nicht kompetent.

Vier Leute zählte die Besatzung. Normalerweise führen zwei von ihnen Streife, an diesem späten Nachmittag jedoch nicht. Sie waren alle vier naß wie die Hunde und mußten sich erst einmal umziehen, während draußen noch immer der Regen gegen die Scheiben trommelte und das Land unter Wasser setzte.

Als erster war Sam Braddock, der Revierleiter, fertig. Als er den Revierraum betrat, verzog er das Gesicht. Es roch immer noch feucht und muffig. Das Fenster konnte man nicht öffnen, der Regen hätte sonst die Bude überschwemmt.

Hinter seinem Schreibtisch nahm Braddock Platz und holte eine Zigarre aus seinem Etui. Eine gute Zigarre liebte er über alles. Er rauchte sie entweder im Revier oder bei sich zu Hause

im Keller, weil seine Frau sich schrecklich darüber aufregte, wenn der Rauch die Gardinen einhüllte und sie vergilbte. Als die ersten blaugrauen Wolken gegen die Decke stiegen und es ihm langsam besser ging, hörte er, wie die Eingangstür zugeschlagen wurde. Jemand kam.

Braddocks Gesicht verzog sich. Nicht jetzt noch mal dieses Theater, dachte er, die anderen sollten ihn in Ruhe lassen, zum Henker.

Die Tür wurde aufgedrückt. So wie der Mann ging - Braddock hörte es am Klang der Schritte - kannte er sich gut aus. Es war also kein Fremder.

Dann stieß er die Tür zum Revierraum auf.

Eine massige Gestalt stand auf der Schwelle. Die Kleidung war tropfnaß, aus den Haaren rann das Wasser und lief über das Gesicht des Mannes. Die Nässe machte den Ankömmling zu einer traurigen Gestalt.

Trotzdem konnte Braddock die Angst auf dem Gesicht des Mannes lesen. Noch nie hatte er bei Barry Mason, dem Förster, so einen Ausdruck gesehen, und sie kannten sich wirklich seit mehr als zwanzig Jahren, waren befreundet und im gleichen Cricket-Club.

Braddock stieß eine Rauchwolke aus, die ihm für wenige Augenblicke die Sicht auf den Förster vernebelte. Mason ging torkelnd ein Paar Schritte vor und stützte sich auf dem Handlauf des schmalen Trennungstresens ab.

»Mensch, Barry, was ist geschehen?« fragte der Beamte.

»Ich - ich bin mit den Nerven völlig fertig!« keuchte der Förster. »Ich habe was gesehen, das ist ...« Er schüttelte den Kopf, hob dann das Gesicht, und Braddock glaubte sogar, Tränen in den Augen des Freundes zu sehen.

»Sie hat ihn zerrissen.«

»Wer?«

»Die Bestie!«

»Welche Bestie?«

»Es - es war ein riesiger Bär oder ein Wolf, ich glaube ...«

Braddock stand auf. Er hatte mittlerweile gemerkt, daß sein Freund ein sehr entscheidendes Erlebnis hinter sich hatte. Der Revierleiter öffnete den Durchgang innerhalb der Barriere, so daß Mason zu ihm konnte.

»Setz dich erst mal hin«, sagte Braddock und führte den Förster zu einem Stuhl, auf den er sich fallen ließ und dabei den Kopf zurückwarf.

Der Beamte hatte eine Notration. Alter irischer Whisky, der in Situationen wie dieser half. Er flößte dem Förster einen kräftigen Schluck ein. Mason schluckte zweimal und beugte sich nach vorn, wobei er das Gesicht verzog, weil der Alkohol scharf durch seine Kehle rann.

»Geht's wieder?« fragte Braddock.

Das Nicken des Försters fiel schwach aus.

»Dann berichte mal«, sagte der Polizist und zog sich einen Stuhl heran. Neben dem nassen Mann nahm er Platz. Der benötigte noch einen weiteren Schluck, um reden zu können. Dann erzählte er. Braddock hörte so gespannt zu, daß er nicht bemerkte, wie die anderen drei Beamten den Revierraum betraten. Er konzentrierte sich voll und ganz auf die Erzählung. Die klang so unwahrscheinlich und horrorhaft, daß es dem Revierleiter kalt den Rücken hinunterlief.

Normalerweise hätte er jemand, der ihm solche Dinge erzählte, für einen Spinner gehalten. Hier jedoch dachte er anders. Erstens kannte er Barry Mason lange genug, und zweitens waren in der unmittelbaren Umgebung seltsame Mordfälle geschehen, für die man den einfachen Beamten keinerlei Erklärung gegeben hatte.

»Und?« fragte der Förster. »Was sagst du dazu?«

Braddock hob die Schultern. »Well, was soll man dazu schon sagen? Ist ziemlich unwahrscheinlich, das alles.«

»Sehe ich auch so.« Barry Mason lachte vibrierend auf. »Aber ich habe es mit eigenen Augen erlebt und gesehen. Wirklich, ich schwöre es dir. Du mußt mir glauben.«

Mit der flachen Hand schlug Braddock auf den Schreibtisch.

»Das tue ich auch, Barry, verdammt, das tue ich. Und ich ziehe meine Konsequenzen aus deinem Erlebnis.« Bevor der Förster noch etwas sagen konnte, hatte sich Braddock schon vorgebeugt und nach dem Hörer des Telefons gegriffen.

Er rief eine Londoner Nummer an.

Sie gehörte Scotland Yard!

Normalerweise hatte der Mann dünnes blondes Haar. Doch ein guter Friseur hatte es ihm zu einer Dauerwelle gedreht. Die flache Stirn konnte es nicht verbergen und auch nicht das Gesicht mit der langen, etwas abfallenden Nase und dem zum Hals hin weisenden Kinn. Was auf der Oberlippe wuchs, sollte wohl einen Bart darstellen. Über einen seichten Flaum, der zudem noch rötlich schimmerte, kam er jedoch nicht hinweg. Daß der Mann auf den Vornamen Tonio hörte, paßte auch nicht. Der Zuname lautete Trent.

Tonio Trent, also.

Heimat: Chicago. Beruf: Killer.

Das sagte eigentlich alles über ihn aus. Trent wurde da eingesetzt, wo man besonders brutal vorgehen mußte. Es gab nur wenige Menschen auf der Welt, die sich die Mafia auf Eis legte und für spezielle Aufgaben verwahrte.

Trent gehörte dazu. Als Logan Costello, der große Boß aus London, jetzt in der Zwickmühle saß, hatte er Trent angefordert. Er bekam ihn sofort, denn die anderen Mafiafürsten im Ausland wußten inzwischen, daß Logan Costello zu einer wahren Macht geworden war. Während es in den größeren italienischen Städten Machtkämpfe zwischen den einzelnen Familien gab, herrschte Logan Costello allein über London. Er teilte mit niemandem. Wenn jemand versuchte, sich seine Kontrolle zu entziehen, dann schlug er diese Rebellion eisenhart nieder. Zumeist half ihm Dr. Tod dabei, denn Costello war der rechte Arm des Mordliga-Chefs in London, denn hier saß auch der Todfeind der beiden, Geisterjäger John Sinclair.

Nun aber lief der Fall umgekehrt. Dr. Tod steckte zwar nicht gerade in großen Schwierigkeiten, aber in London konnte Logan Costello doch besser agieren als er, der er fast am Südpol hockte und auf seine Chancen wartete. Costello mußte dafür sorgen, daß Lupina verschwand. Sie sollte umgebracht werden, und dafür hatte sich Costello den Killer Tonio Trent geholt.

Trent würde das übernehmen. 100.000 Dollar waren ihm dafür sicher, und er erhielt noch eine besondere Waffe. Eine technische Maschinenpistole, sehr klein und handlich, aber brandgefährlich. Zudem war das Magazin mit geweihten Silberkugeln geladen.

Costello hoffte, daß es half. Er selbst hatte die Silberkugeln besorgt und sie auch mit Wasser aus der Kirche geweiht. So mußte es einfach klappen.

Logan Costello war zudem nachdenklich geworden. Morasso in Schwierigkeiten, das paßte ihm überhaupt nicht, denn bisher hatte der Mordliga-Chef mit all seinen Verbindungen zum Dämonenreich schützend seine Hand über ihn gehalten. Nun schien er doch einiges an Ärger zu haben, wenn nicht sogar echte Probleme. Leider ließ sich Dr. Tod darüber nicht aus. Er befahl und fertig. Zudem wagte Costello auch nicht, ihn nach irgendwelchen Dingen zu fragen. Morasso konnte da sehr hart und auch tödlich reagieren.

Deshalb nahm Costello alles hin, wie es war.

Er hatte Tonio Trent zu sich bestellt. Irgendwie mochte er den Killer nicht, wie er dastand in seinem verwaschenen Jeansanzug, dem billigen T-Shirt darunter, die nikotingelben Finger um den Griff der Maschinenpistole gelegt.

Trent sog noch einmal an seiner Zigarette und hätte sich fast noch die Finger verbrannt. Im letzten Augenblick ließ er sie in den Ascher fallen.

»Ich habe doch richtig gehört, nicht wahr? Ich soll eine Wölfin erledigen oder einen Wolf?«

»Genau.«

»Und das für Hunderttausend?«

»Ist dir das zu wenig?« fragte Costello kalt, wobei sich seine dunklen Augen leicht zusammenzogen.

»Nein, aber mir scheint der Betrag zu hoch zu sein.«

»Du kannst ihn ja ablehnen.«

Da lachte Trent blechern. »Hättest du wohl gern, wie? Nein, das Geschäft gilt, du bekommst dein Wölflchen auf einem silbernen Tablett serviert, das verspreche ich dir«

»Nimm das Maul nicht zu voll. Lupina ist clever und gefährlich. Zudem ist da noch ein zweiter Wolf.«

»Beide harke ich mit einer Garbe weg.«

»Wir werden sehen.«

»Wann soll es losgehen?« fragte Trent.

»Heute noch. Und zwar wirst du in Richtung Stanmore fahren. Da hat sich einiges getan.« Das hatte es tatsächlich.

Morasso, der seine Leute auch unter den Polizisten hatte, war informiert worden. Zwar nicht haargenau, doch er brauchte die Fakten nur zu addieren, um zu dem für ihn positiven Ergebnis zu gelangen.

»Ich kenne Stanmore nicht.«

»Du erhältst eine Karte.«

»Ist das alles?«

»Eigentlich ja. Doch das Wichtigste kommt noch. Du wirst nicht allein arbeiten.«

»Was?« Trent riß den Mund auf. Sein Gesicht verzerrte sich und zeigte scharfe Falten. »Das darf nicht wahr sein. Ich habe bisher immer allein gearbeitet.«

»Aber diesmal nicht.«

»Dann scheiße ich auf den Job.«

»Wäre es dir ernst, würdest du jetzt schon nicht mehr leben«, erwiderte Costello gelassen. »Ich weiß zu deinem Glück, daß es nur Schau ist. Zudem brauchst du das Geld nicht zu teilen.«

»Ich habe nur einmal mit einem Partner ein Geschäft gemacht. Das ist voll in die Hosen gegangen. Er blieb auf der Strecke, ich konnte mich retten.«

»Diesmal wird es nicht passieren. Du arbeitest mit dem besten Partner zusammen, den ich mir überhaupt vorstellen kann. Er ist dir sogar noch über.«

»Auf den Wundermann bin ich gespannt.«

»Mann?« Costello lachte, bevor er auf einen Knopf drückte, so daß eine der vier Türen aufschwingen konnte. »Komm rein, Lady X!«

Tonio Trent hatte sich langsam umgedreht. Seine Augen wurden immer größer, und sogar die fahle Gesichtshaut wechselte, als ihm das Blut in den Kopf stieg. Wer da ins Zimmer trat war tatsächlich eine Frau, ein Rasseweib. Gekleidet in schwarzes, weiches Leder. Die Haare ebenfalls schwarz und das Gesicht bleich. Dabei die Lippen zu einem Lächeln verzogen, das überheblich und stolz wirkte.

Lady X - die Vampirfrau - näherte sich dem Profikiller und schaute ihn kalt an.

Trent versuchte zu grinsen, das mißlang ihm, denn der Ärger spülte wie eine Woge hoch. Okay, fürs Bett hätte er die Kleine gern genommen, aber nicht auf einen heißen Trip, wo es um Mord ging. Nein, da war sie an der falschen Adresse.

»Ist er das?« fragte Lady X.

Costello nickte.

Die beiden musterten sich. Im Gesicht der Vampirin regte sich nichts. Trent jedoch konnte seine Gefühle nicht verbergen. Er schüttelte sich ein paarmal, als hätte man Wasser über ihn ausgegossen, und seine Halsmuskeln zuckten.

Es war ungeheuer, was man da von ihm verlangte. Nein, das durfte es nicht geben. Da spielte er nicht mit.

Seine innere Erregung unter Kontrolle haltend, wandte er sich langsam um. Er blickte Costello an.

»Was ist?« fragte dieser.

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein, kein Witz, Ihr werdet zusammenarbeiten.«

Trent schüttelte den Kopf. »Ohne mich. Das Spiel geht zu weit, da steige ich erst gar nicht ein.«

»Du kannst nicht mehr aussteigen«, erwiderte der Mafioso gelassen. »Glaub mir, Lady X ist eine Partnerin, wie du sie dir besser nicht wünschen kannst.«

»Sie soll sich zum Teufel scheren!« zischte der Killer.

»Da komme ich gerade her«, erwiderte die Blutsaugerin gelassen und öffnete ihren Mund.

Tonio Trents Augen wurden groß. Was er da sah, das kannte er eigentlich nur aus den einschlägigen Horrorstreifen. Vor ihm stand ein weiblicher Vampir.

Zuerst sagte er einmal nichts, öffnete nur den Mund und holte tief Luft. Er wollte es nicht glauben, seine Hände verkrampften sich, und seine Gesichtshaut nahm eine noch rottere Farbe an.

Dann jedoch verwandelte sich seine Wut in schallendes Gelächter. Er lachte so laut und kreischend, daß das Büro des Mafioso ausgefüllt wurde, denn so war noch nie bei ihm gelacht worden.

»Mit der soll ich zusammenarbeiten?« prustete er. »Mit der dämlichen Memme?«

»Hüte deine Zunge!« zischte Costello scharf.

»Haben wir hier eine Maskenschau?« erkundigte sich Trent noch immer lachend. »Ich dachte immer, es ginge hier um ein hartes Geschäft. Die Süße soll ihr komisches Gebiß aus dem Mund nehmen, bevor ich es ihr rausreiß.«

»Es ist echt!«

»Das kannst du jedem anderen erzählen, Costello, nur mir nicht. Es ist nicht echt, ihr wollt mich auf den Arm nehmen und mich zum Narren halten.«

»Irrtum!« Es waren die ersten Worte, die Lady X sprach.

Messerscharf hatte sie erkannt, daß es mit einem Mann wie Tonio Trent keine gemeinsame Aktion geben konnte. Er würde sich immer gegen sie stellen, und sie erledigte die Sache auf ihre spezielle und vampirtypische Art und Weise.

Zudem brauchte sie Blut.

Die Maschinenpistole, die sie über die Schulter gehängt trug,

warf sie kurzerhand zu Boden. Der Killer selbst hielt seine Waffe so, daß die Mündung nicht auf die Scott wies. Dann sprang sie. Es war ein kräftiger, raubtierhafter Sprung, mit dem sie blitzschnell die Entfernung überbrückte. Bevor Trent eine Abwehrbewegung machen konnte, hatte Lady X den granitharten Killer gepackt und wühlte ihre Hände in seine Haare. Ruckartig zog sie daran. Sie ließ nicht los, auch wenn Trent vor Schmerz keuchte, warf ihn gegen die nahe Wand und bog den Kopf weiter nach hinten.

Jetzt spannte sich die Haut an seinem Hals. Deutlich hob sich eine bläulich schimmernde Ader darunter ab.

Blut für Lady X!

Hart schlug sie ihre beiden aus der Oberlippe wachsenden Hauer dort hinein. Mit allem hätte Trent gerechnet, nur damit nicht. Der Killer wurde völlig überrascht.

Logan Costello aber saß wie ein Denkmal hinter seinem Schreibtisch und schaute nur zu. Er hütete sich, denn es wäre für ihn tödlich gewesen, ein Mitglied der Mordliga anzugreifen. Vielleicht war es sogar gut, wie Lady X reagierte.

Sie ließ ihr Opfer nicht los. Tonio Trent hing in einer Schräglage. Er versuchte sich noch zu wehren, doch seine Bewegungen wurden matt und matter. Zuerst schaffte er es nicht mehr, die Maschinenpistole zu halten, dann gaben auch seine Beine nach, er sackte schwer in die Knie, wurde jedoch weiterhin von Lady X gehalten.

Sie hatte ihr Opfer.

Endlich ...

Costello wäre am liebsten hinausgelaufen. So gnadenlos er auch seinen Feinden gegenüber war, dies hier konnte er nicht sehen. Dazu hatte er keinen Bezug, zudem kroch Furcht in ihm hoch, denn wenn er Solo Morasso nicht so gehorchte, wie der es verlangte, würde es ihm ähnlich ergehen wie Tonio Trent. Was sie machte, das tat sie perfekt. Lady X saugte auch noch den letzten Tropfen Blut aus den Adern des Mannes, und sie reihte ihn damit ein in die Galerie ihrer Opfer.

Tonio Trent, einer der Starkiller der Mafia, wurde zu einem Vampir!

Plötzlich löste die Blutsaugerin ihre Hände aus den Haaren des Mannes und ließ ihn kurzerhand fallen.

Schwer schlug er zu Boden. Doch er spürte es nicht mehr. Er würde nie mehr etwas spüren, auch nicht, wenn er sich wieder rührte und zu einem unheilvollen Leben erwachte.

Lady X aber schaute den Mafiachef an. Blut war um ihre Lippen verschmiert, die Augen erinnerten an zwei schwarze Eisstücke. »So ist es besser«, sagte sie.

Sie erntete ein Nicken. Costello antwortete nicht.

Der gesamte Fall war nicht ohne Pikanterie, denn ein Vampir, der eine mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole trug, den gab es wohl nur einmal ...

Man merkte, daß ein Unwetter getobt hatte. Entwurzelte Bäume, zur Hälfte abgerissene Hausdächer, zerstörte Scheiben und das Heulen der Feuerwehrsirenen, das unsere Fahrt durch London begleitete. Einmal kamen wir überhaupt nicht weiter. Gleich drei Straßen waren wegen einer Überschwemmung abgesperrt worden.

Nach dem Unwetter hatte kurz die Sonne geschienen. Jetzt war sie hinter den Abendwolken verschwunden, und als wir in Stanmore, am nördlichen Ende von London, eintrafen, da hatte uns bereits die Dämmerung eingeholt.

Von einer Polizeiwache war der Anruf gekommen. Ein Beamter namens Braddock hatte gut geschaltet und uns über die Aussage eines Försters informiert, der angeblich ein wolfsähnliches Tier gesehen hatte.

Da gab es eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatte er Lupina entdeckt oder Orapul, ihren angeblichen Sohn. Genau wußten wir es noch nicht, aber wir rechneten mit fast hundertprozentiger Sicherheit damit.

Orapul! Dieser Name spukte durch meinen Kopf. Ich war

gespannt auf ihn, und da sich alle Spuren im nördlichen Teil Londons verdichteten, glaubte ich, daß wir ihn hier finden würden.

Zuerst einmal war der Förster an der Reihe. Sein Bericht brachte uns sicherlich weiter.

Der Mann hatte sich noch immer nicht erholt, als wir ihn kennenlernten. Er machte einen erschöpften Eindruck, war nervös und fahrig. Ich glaubte nicht einmal, daß er unsere Namen richtig verstanden hatte.

Aber er redete zu unserer Überraschung ziemlich flüssig. Wahrscheinlich weil er den Bericht über sein Erlebnis bereits zum zweitenmal abspulte.

Durch geschicktes Zwischenfragen erfuhren wir auch Einzelheiten. Als er von dem seltsam hellen Oberteil des Tieres sprach, da waren wir fast sicher, daß es sich bei der Beschreibung eigentlich nur um Lupina handeln konnte.

Lupina, die Königin der Wölfe!

Sie hatte sich also von der Mordliga gelöst. Gar nicht so überraschend für uns, denn diese Werwolffrau hatte schon immer ihren eigenen Kopf besessen. Sie war so wenig zu zähmen wie eine Katze, das schaffte auch ein Solo Morasso nicht.

»War das ihre erste Begegnung mit diesem Tier?« wollte ich wissen.

»Ja, meine erste.«

»Und sie können uns den genauen Ort zeigen?«

»Natürlich. Er liegt in meinem Revier.«

»Dann nichts wie hin«, sagte ich lächelnd.

Braddock bot sich an, mitzufahren, wir winkten jedoch ab. Das schafften wir allein.

Sollten Lupina oder ihr Sohn dort auftauchen, reichte es, wenn sich so wenig Menschen wie möglich in Gefahr begaben. Die Königin der Wölfe war unberechenbar, griff nicht frontal an, sondern stellte es so geschickt an, daß ihre Opfer kaum eine Chance hatten, ihr zu entgehen.

Auch den Förster wollten wir nicht unbedingt länger als

nötig bei uns haben. Unter seiner natürlichen Hautfarbe war er ziemlich blaß geworden. Während der Fahrt sprach er kein Wort.

Wir fuhren durch eine typische englische Flachlandschaft. Viele Weiden, Felder, hin und wieder ein paar einsam stehende Häuser und die grauen Bänder der Straßen, die das Grün der Landschaft unterbrachen.

Barry Mason gab sich sehr schweigsam. Hin und wieder schaute er auf und erteilte mir Anweisungen, wie ich zu fahren hatte. Ansonsten saß er mit gesenktem Kopf wie eine Statue auf der Sitzbank.

Er hatte nicht nur seinen treuesten Begleiter, den Hund, verloren, sondern auch etwas gesehen, was man so ohne weiteres nicht erklären konnte.

Schließlich erreichten wir eine frisch geteerte Straße. Sie führte in die Nähe des Hügels bei der alten Ruine, von der uns der Förster berichtet hatte.

Am Ende der Teerfahrbahn, wo sie in eine andere Straße mündete, wies Barry Mason nach links.

»Sehen Sie die Ruine da?« fragte er mich.

Ich nickte.

»Da müssen wir hin.«

Zu Fuß wären wir wohl besser drangewesen, denn als wir von der Straße abbogen, da schmatzten die vier Reifen über einen nassen, seifigen Rasen und schleuderten zudem das Wasser gewaltiger Pfützen hoch, die auf dem flachen Gelände wie Seen standen.

Ich mußte mit der Geschwindigkeit herunter, denn wir rutschten wie auf Glatteis. Die Ruine würde wohl kaum große Aufschlüsse geben. Ich hatte mich dazu entschlossen, erst dem Hügel einen Besuch abzustatten. Also lenkte ich den schweren Wagen in diese Richtung.

Der Hügel war noch höher als eine normale Böschung. Nur etwas länger gestreckt. An seinem Fuß hielten wir an, stiegen aus und mußten den Rest der Strecke laufen.

Der Förster ging mit. Schweigend und mit gesenktem Kopf tappte er neben uns her. Spritzer flogen hoch, wenn wir in Lachen traten. Es wehte ein etwas schärferer Wind. Am Himmel zeigten sich dicke, graue Wolken. Irgendwie wirkten sie auf mich wie die Vorboten eines drohenden Unheils, und ich fröstelte plötzlich.

Suko bemerkte es und warf mir einen fragenden Blick zu.

Ich gab ihm eine Antwort. »Lupina ist gefährlich«, murmelte ich. »Sehr sogar.«

»Und nicht nur sie.«

Ich verstand die Gedankengänge meines Freundes.

Er dachte an den Rest der Mordliga. Ob die Monster auch in diese Gegend kamen? Auszuschließen war es nicht. Sollte das tatsächlich zutreffen, dann sah ich schwarz. Dann konnten nicht nur wir, sondern auch die anderen Menschen in der Nähe sich auf etwas gefaßt machen.

»Hier war es«, sagte der Förster und deutete zu Boden, als wir auf der Hügelkuppe stehengeblieben waren.

Die Spurensuche gestaltete sich als schwierig. Der Regen hatte alle Spuren gelöscht. Suko und ich gingen größere Kreise, die Blicke zu Boden gerichtet

Nein, da war nichts. Das Gras lag fast flach auf der Erde.

Dafür hatten die Wassermengen gesorgt.

Ich strich durch mein Haar und hob die Schultern. Nichts deutete mehr auf Lupina hin. Es wäre auch schon mehr als ein Zufall gewesen.

Ich drehte dem Wind den Rücken zu und schaute zur Ruine hinüber. Eine Steinwurfweite und noch ein paar Yards dazu, größer war die Entfernung bis dorthin nicht.

Der Förster hatte meinen Blick bemerkt. »Dort habe ich vor dem Regen Schutz gesucht«, erklärte er.

»Sie werden trotzdem naß geworden sein. So auffällig wie das Ding da aussieht.«

»Es geht. Es gibt einige Stellen, die ziemlich trocken sind. Dort ist auch noch das Dach einigermaßen in Ordnung.«

Suko dachte ein wenig weiter. »Diese Ruine da steht ziemlich gut. Sie könnte unter Umständen ein Unterschlupf sein.«

»Wäre ein bißchen einfach.«

»Wo soll Lupina sonst hin?«

Eine gute Frage. Wie ich die Werwölfin kannte, hatte sie bestimmt schon einen Plan gefaßt. Trotzdem wollten wir uns die Ruine einmal näher anschauen. Wenn wir dort nichts fanden, wollten wir uns noch einmal im dem Werwolfsturm umschauen, wo wir das Nest dieser Bestien entdeckt hatten. Abermals verzichteten wir auf den Wagen und gingen zu Fuß. Bergab war es noch rutschiger. Mason stampfte voran. Er wollte es endlich hinter sich wissen.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß von der alten Hausruine eine Gefahr ausging. Nicht faßbar, sondern schwammig abstrakt. Ich ließ das Gemäuer nicht aus den Augen.

Fragmente eines ehemaligen Hauses entdeckten wir. An einer Seite noch existierte so etwas wie ein Dach. Es hing schräg und wurde von zwei Mauern gehalten.

Für mich grenzte es schon an ein kleines Wunder, daß der Sturm das Dach nicht weggeblasen hatte.

Fahl war das Licht. Und auch irgendwie klar. Ein graues Dämmern, das immer mehr zunahm und bald in Dunkelheit übergehen würde.

Ich dachte an den Begriff Büchsenlicht.

Unsere Schritte klatschten über den nassen Boden. Beruhigt war ich längst nicht, auch wenn wir inzwischen die Hälfte der Strecke hinter uns und den Bentley passiert hatten.

Da peitschten Schüsse.

Es war ein trockenes, hartes Tack-tack, eine grausame Todesmelodie, die ich leider oft genug gehört hatte.

Maschinenpistole, dachte ich noch, während ich mich zu Boden warf und aus den Augenwinkeln wahrnahm, wie der Förster aufschrie und die Arme hochriß, bevor er zu Boden fiel ...

Erwischt!

Verdammt, es hatte den Mann erwischt.

Wieder eine Garbe. Diesmal kürzer und auch nicht so gut liegend. Kugeln hieben in den Boden, schleuderten Dreck und Wassertropfen hoch. Einige streiften mein Gesicht, während ich mich wie Suko um die eigene Achse rollte, um aus dem Gefahrenbereich zu gelangen. Mein Instinkt hatte mich nicht getrogen. In der verdamnten Ruine lauerte die Gefahr.

Auf dem Bauch liegend kam ich zur Ruhe. Ich war natürlich wieder naß. Nur gut, daß wir regenfesteste Jacken trugen.

Vorsichtig hob ich den Kopf und peilte mit einem Auge über geknickte Grashalme hinweg. Aus meiner Perspektive kam mir die Ruine noch größer und auch drohender vor. Welche Gefahr und wer dort lauerte, das wußte ich nicht. Ich wußte nur, das derjenige bewaffnet war.

Mit einer Maschinenpistole!

So eine Waffe ist in der Hand eines sicheren Schützen tödlich. Wenn er weiterschoß, mußte er uns irgendwann einmal treffen. Wahrscheinlich sparte er mit Munition und war zufrieden, weil er einen von uns erwischt hatte.

Ob Barry Mason tot war, wußte ich nicht. Alles war viel zu schnell gegangen. Eins jedoch war sicher. Ich mußte ihn so rasch wie möglich aus der Gefahrenzone bringen und alles einsetzen, wozu ich in der Lage war.

Er lag links von mir. Ich konnte ihn sehen, wenn ich den Kopf drehte. Suko entdeckte ich nicht. Allerdings hatte der Chinese gemerkt, daß ich mich bewegte. In meinem Rücken vernahm ich seine Stimme.

»John, ich hole mir den Förster. Liege näher dran.«

»Okay, aber sei vorsichtig.«

»Lebensmüde bin ich nicht.«

Ich schaute wieder nach vorn und hörte nur, wie sich der Chinese bewegte. Den Geräuschen nach zu urteilen tat er es wie ein Rekrut in der Grundausbildung, ziemlich flach über dem Boden, damit er ein so kleines Ziel wie möglich bot.

Als die Geräusche verstummten, hatte er den niedergeschossenen Förster erreicht.

Schon zwei Atemzüge später hörte ich seinen Kommentar.

»Der Mann lebt noch. Zwei Einschüsse, aber nicht tödlich. Ich schaffe ihn zum Bentley.«

Es war das einzige, was Suko für den Mann tun konnte. Und dann mußte er so rasch wie möglich in die Hände eines Arztes, denn wir selbst konnten für ihn kaum etwas tun.

Liegenbleiben wollte ich auch nicht. Ich mußte sehen, wer dieser heimtückische Schütze war. Vorsichtig bewegte ich mich ein Stück weiter, und zwar dorthin, wo eine Kugel blinkte, die in den Boden gefahren war und mir Wasserspritzer ins Gesicht geschleudert hatte.

Ich sah das Geschoß. Es war in einem spitzen Winkel durch Wasser gebremst worden und lag nun so, daß ich es in die Hand nehmen konnte.

Mit zwei Fingern pulte ich es hervor und hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger.

Im nächsten Augenblick wurden meine Augen groß. Das Blinken, das mir vorher aufgefallen war, hatte mich wirklich nicht in die Irre geführt. Was ich zwischen den Fingern hielt, war tatsächlich eine Silberkugel!

Selten in meinem Leben war ich so überrascht worden. Der Schock verengte mir fast die Atemwege, und ich hörte mein eigenes Herz schlagen.

Jemand hatte mit einer Silberkugel-MPi geschossen!

Aber wer?

Durch meinen Kopf rasten die Gedanken. Im Augenblick vergaß ich die unmittelbare Gefahr und damit auch die Tatsache, daß ich praktisch wie auf dem Präsentierteller lag. Mich interessierte nur die Kugel.

Wer schoß damit?

Hatte der unbekannte Schütze einen Grund, mit Silberkugeln zu schießen? Eine wahrlich ungewöhnliche und auch teure Munition, davon konnte ich ein Lied singen. Die Rechnungen,

die vom Kloster St. Patrick an Scotland Yard gingen, waren nicht zu verachten. Denn im Kloster saß Father Ignatius und drehte die Kugeln in mühsamer Handarbeit.

Und jetzt wurde ich mit den Kugeln beschossen, die auch wir immer einsetzten.

Das gab mir Rätsel auf, das verstand ich nicht. Was steckte nur dahinter? Wer verbarg sich in der verdammten Ruine?

Ich drehte den Kopf und warf einen Blick über die Schulter, weil ich Suko zusehen und ihn auch informieren wollte. Der Chinese hatte sich schon zu weit mit dem Verletzten zurückgezogen, also blieb es bei meinem ursprünglichen Plan.

Ich drückte meinen Körper hoch, gelangte auf die Knie und holte tief Luft. Es würde eine riskante Sache werden, die ich vorhatte, und ich startete so schnell wie ein Sprinter, um mich im Zickzacklauf der Ruine zu nähern. Meine Füße wirbelten über den Boden. Wasser spritzte hoch, ich rutschte, der Untergrund war seifig, mit den Armen ruderte ich, um mein Gleichgewicht zu behalten, und ich schaffte es tatsächlich, nicht der Länge nach hinzufallen.

Es griff mich auch niemand an. Keine Silberkugel wurde auf mich abgefeuert, der unbekannte Schütze hielt sich zurück.

Alles sah sehr verlassen und still aus. Ich allerdings traute dem Frieden nicht. Ich hatte keinen weglaufen sehen, demnach mußte sich der Schütze noch in der Ruine verbergen.

Da er mit Silberkugeln geschossen hatte, ging ich nicht unbedingt davon aus, es mit einem Feind zu tun zu haben. Das alles konnte sich auch um ein Mißverständnis handeln, deshalb hoffte ich, daß es sich irgendwann aufklären würde.

Ich bewegte mich vorsichtig an der Außenmauer der Ruine entlang und suchte den Eingang, in dem der Förster verschwunden war, als er vor dem Unwetter Schutz gesucht hatte. Über Geröll mußte ich steigen, dann konnte ich das nahezu menschengroße Loch sehen.

Dahinter war es dunkel.

Lauerte dort eine Gefahr?

Mein Magen zog sich schon zusammen, als ich die Beretta aus der Halfter holte, denn ich stand vor dem Eingang wie auf dem Präsentierteller für einen im Hinterhalt lauernden Schützen.

Mein Mißtrauen war unbegründet. Unangefochten konnte ich den Eingang passieren und mich dort hinstellen, wo auch der Förster gestanden hatte und das seltsame Geschehen um Lupina beobachtet hatte.

Man hatte in der Tat einen guten Ausblick. Ich sah Suko am Bentley. Von ihm konnte ich allerdings nur die Beine erkennen, die aus dem Wagen schauten, der Oberkörper war im Wageninnern verschwunden, als Suko sich um den Verletzten kümmerte.

Dahinter lag der Hügel. Auch von meinem Standort aus gut zu sehen. Nur was half mir das alles, wenn ich von Lupina oder Orapul nichts fand?

Wieder wurde ich an die unbekannte Person erinnert, die auf mich mit Silberkugeln geschossen hatte. Ob sie tatsächlich ein Freund war und sich ebenfalls auf der Jagd nach Lupina befand? Auszuschließen war das nicht, denn sonst hätte der Unbekannte nicht gefeuert.

Daran mußte ich denken, als ich auf das zweite Loch in der Eingangswand starrte. Es lag dem ersten schräg gegenüber, und mein Entschluß stand fest, die Deckung durch das zweite Loch zu verlassen.

Geduckt bewegte ich mich weiter, schob meinen Oberkörper hindurch, war dabei sehr vorsichtig und hatte diese Trümmerruine praktisch wieder verlassen. Es gab keinen Innenhof des Hauses, sondern mit Gras und Unkraut überwucherte Steine.

Sie lagen kreuz und quer, in einem wirren Durcheinander, die Natur hatte sie zum größten Teil überwuchert. Farne, Gras, Pflanzen und Buschwerk, hin und wieder mal ein Mauerrest, der sich noch gehalten hatte und wie ein abgebrochener Finger aus dem Grün lugte.

Von dem unbekannten Schützen entdeckte ich keine Spur. Auch keine Mündung, die hinter irgendeiner Deckung hervorschaute, einfach nichts. Mein Mißtrauen blieb trotzdem. Ich suchte nach Spuren im nassen Gras. An einigen Stellen war es niedergetrampelt.

Als ich meinen Blick nach links wandte, da wurden meine Augen plötzlich groß.

Über einen Steinberg konnte ich hinwegsehen und entdeckte einen Wagen. Es war ein dunkelgrüner Rover. Mit der Kühlerschnauze stand er entgegengesetzt zur alten Ruine. Ich schaute auf das Heck und die grünlich getönte Scheibe.

Etwas lief kribbelnd über meinen Rücken. Die Gefahr war vorhanden, ich spürte sie sehr deutlich, nahm sie mit jeder Faser meines Körpers auf und bewegte mich vorsichtig näher auf den Wagen zu.

Still war es nicht. Irgendwo fielen von den Sträuchern Tropfen zu Boden, wenn die Gewächse vom Wind bewegt wurden. Ich wollte mir den Wagen näher anschauen und gelangte unangefochten bis zu ihm. Dicht daneben blieb ich stehen, bückte mich und brachte mein Gesicht bis dicht an die Scheibe, damit ich hindurchschauen konnte.

Das Innere war leer. Ich entdeckte keinerlei Spuren, die auf die Fahrer oder Besitzer hinwiesen, aber ich sah etwas anderes. In der Scheibe spiegelte sich eine Bewegung in meinem Rücken. Das stellte ich trotz der schlechten Lichtverhältnisse fest.

Da kam jemand.

Genau konnte ich die Gestalt nicht erkennen. Auf jeden Fall kreiselte ich mit schußbereiter Beretta herum und starrte genau in die Mündung einer Maschinenpistole ...

Wer war schneller?

Er oder ich, das war die Frage. Sollte es wie im Western ausgehen? Für einen Moment war ich wirklich versucht, es auszu probieren, hielt mich dann jedoch zurück und starrte den Mann, der die Maschinenpistole hielt, ins Gesicht.

Er also hatte mit Silberkugeln geschossen. Irgendwie war ich ein wenig enttäuscht. Es gibt Menschen, die sind einem auf Anhieb sympathisch, andere unsympathisch.

Bei ihm war es so. Der Kerl war mir unsympathisch. Er hatte eine blasse Haut, die fahlblonden Haare zu Locken gedreht. Er war mit einem Jeansanzug bekleidet, der nasse Flecken zeigte, ein Zeichen, daß der Mann auch im Gras gelegen hatte.

Da er nichts sagte und seine Überraschung sicherlich so groß war wie die meine, beschloß ich die Unterhaltung zu beginnen.

»Sie haben also auf mich geschossen, Mister.«

»Das kann ich immer noch.«

»Sicher, nur würde ich auch schnell sein. Und schießen hat man mir beigebracht. Es würde wohl keinem von uns nützen, wenn wir jetzt aufeinander feuern würden.«

Die Antwort verunsicherte ihn, denn er senkte die Mündung um eine Idee.

Mein Mißtrauen blieb. Ich mißtraute diesem Typ wirklich, obwohl seine Waffe mit Silberkugeln geladen war, aber mein Gefühl sagte mir, daß irgend etwas nicht stimmte. Die Waffe paßte nicht zu ihm. Die Maschinenpistole war ein seltenes Exemplar. Keine bei uns gebräuchliche, sondern eine tschechische Skorpion, eine sehr handliche Maschinenpistole.

Mein Bluff stand natürlich auf tönernem Füßen. Er konnte mich mit einer Garbe immer schneller erwischen als ich ihn. Deshalb hoffte ich, daß er es nicht auf einen Ernstfall ankommen lassen würde.

Noch war es besser zu verhandeln, zudem wollte ich Zeit gewinnen, denn Suko würde mißtrauisch werden, wenn ich nicht zurückkam.

»Was suchen Sie hier?« fragte ich.

»Das gleiche kann ich Sie fragen.« Erst jetzt fiel mir der etwas schleppende Dialekt auf, den er sprach. So redete kein Engländer. Ich tippte auf Amerikaner.

»Ich bin Polizeibeamter.«

Er grinste geringschätzig, bevor er fragte: »Ein Bulle?«

»So kann man es auch nennen«, erwiderte ich gelassen. »Ich frage mich nur, was Sie hier suchen.«

»Das geht dich nichts an, Bulle.«

»Vielleicht Lupina oder deren Sohn Orapul?«

An dem Zucken der Haut dicht unter den Augenlidern konnte ich erkennen, daß ich ins Schwarze getroffen hatte. Also doch. Er machte ebenfalls Jagd auf die Werwölfin.

Nur - welchen Grund hatte er dafür? Was veranlaßte ihn, sich so um Lupina oder deren Sohn zu kümmern?

»Haben Sie eine Grund?«

»Ja«, sagte er mit einer monotonen Stimme. »Ich werde sie töten.«

»Nur so?« Unser Gespräch gefiel mir nicht. Es kam wenig Konkretes dabei heraus, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß mein Gegenüber auf irgendein Ereignis wartete.

War er nicht allein?

Diese Möglichkeit konnte ich nicht von der Hand weisen, denn Lupina allein war schon stark. Wenn sie ihren Sohn als Unterstützung dabei hatte, wurde sie noch stärker, und als einzelner gegen beide anzukämpfen, war eine haarige Sache. Bevor ich allerdings eine Antwort erhielt, griff ein anderer ein. Ich sah ihn nicht, aber ich hörte ihn.

In meinem Rücken.

»Leg ihn um, Trent!«

Diese Stimme kannte ich.

Sie gehörte Lady X!

Suko wußte, wie man mit einen Schwerverletzten umzugehen hatte. So vorsichtig und behutsam wie möglich schaffte er den Förster auf den wartenden Bentley zu. Er schleifte ihn über den Boden, vermied hastige Bewegungen, denn auch er konnte nicht erkennen, wie schwer die Verletzungen tatsächlich waren.

Immer wieder ließ der Chinese seine Blicke über den Körper

des Mannes gleiten. Manchmal sah er ein Zucken im Gesicht, und er sah das Blut, das aus den beiden Schußwunden sickerte. Suko geriet ins Schwitzen. Er war froh, als er den Wagen dicht vor sich sah und die Tür öffnen konnte. Der Verletzte lag noch neben ihm. Suko mußte ihn anheben, um ihn in den Wagen zu legen. Sehr behutsam ging er dabei zu Werke, die Tür an der Beifahrerseite zum Fond hatte er geöffnet.

Aus dem Kofferraum holte Suko eine Decke. Dabei warf er auch einen Blick nach vorn und sah seinen Partner John Sinclair schon an der Ruine. Soeben tauchte er durch einen Eingang in das Gemäuer und war verschwunden.

Suko nahm die Decke, breitete sie über der Sitzbank aus und kümmerte sich wieder um den verletzten Förster. Behutsam hievte er ihn in die Höhe. Nur keine falsche Bewegung, die dem Verletzten schaden konnte.

Der Chinese schaffte es, den Förster in den Fond zu legen. Er winkelte dessen Beine ein wenig an und drehte sie, so daß der Mann ganz in den Wagen paßte.

Über Funk wollte Suko einen Arzt herbeiholen und hatte vor, aus dem Wagen zu tauchen, als der Schwerverletzte die Augen aufschlug. Das geschah schnell, quasi mit einem Ruck, und sein trüber Blick richtete sich auf den Inspektor.

Suko lächelte. Er hoffte, daß der andere ihn erkennen würde und nicht erschrak.

»Was - was ist geschehen?« flüsterte Mason. Er wollte sich noch aufrichten, Suko konnte diese Bewegung nicht rechtzeitig stoppen, und er sah, wie Mason das Gesicht verzog, denn in seinem Körper explodierten jetzt die Schmerzen.

Er atmete röchelnd, öffnete den Mund und begann zu stöhnen.

»Bleiben Sie um Himmels willen ruhig liegen«, sagte der Chinese besorgt. »Keine falsche Bewegung.«

»Was - was ist mit mir?«

»Man hat Sie angeschossen. Zwei Kugeln stecken in Ihrem Körper. Aber Sie schaffen es. Ich werde jetzt Hilfe holen ...«

»Nein - nein ...« Mason versuchte nach Suko zu greifen.

»Lassen Sie mich nicht allein - bitte ...«

»Ich telefoniere vom Wagen aus.«

Der Förster wollte noch etwas sagen, öffnete zwar den Mund, doch keine Laut drang mehr über seine Lippen. Er war zu schwach, um noch reagieren zu können.

Suko warf ihm einen besorgten Blick zu. Er sah kaum noch Blut, deshalb ging er davon aus, daß der Förster unter Umständen innere Blutungen hatte.

Jede Sekunde, die er nun noch wartete, konnte verlorene Zeit sein. Suko öffnete auch die Beifahrertür und griff zum Telefon. Die Tür zog er dabei nicht zu.

Durch die Scheibe schaute er in die graue Dämmerung in der die Konturen der alten Ruine verschwommen und verwaschen wirkten.

Und von der Ruine hörte er die Schüsse.

Jemand feuerte mit einer Maschinenpistole!

Lady X stand hinter mir. Und sie hatte den Befehl gegeben, mich zu töten. Mit einer Maschinenpistole, in deren Magazin Silberkugeln steckten.

Das sollte begreifen, wer wollte. Ich jedenfalls schaffte es nicht. So etwas ging in meinen Schädel nicht hinein. Da befahl eine Vampirin ihrem Komplizen, einen Todfeind mit Silberkugeln vom Leben zum Tode zu befördern.

Das muß man sich mal vorstellen! Eine Blutsaugerin, die selbst eine Heidenangst vor Silberkugeln hatte.

Ich kam da nicht mit. Welches Spiel hier getrieben wurde, durchschaute ich nicht.

Und noch eine Überraschung wartete auf mich. Der Kerl vor mir schoß nicht sofort, er wollte die Situation noch auskosten, das bewies er mir, indem er die Lippen zurückzog und seine Zähne zeigte.

Mich interessierten nur zwei. Es waren spitze Vampirzähne,

die rechts und links aus seinem Oberkiefer ragten. Also stand vor mir ebenfalls ein Blutsauger.

Und er trug die mit Silberkugeln geladene Waffe bei sich! Für mich ging plötzlich die Welt unter. Das konnte begreifen, wer wollte, ich auf keinen Fall, denn mir war in meiner Laufbahn schon verdammt viel untergekommen und passiert, so etwas noch nicht.

»Na los, worauf wartest du? Schieß den Bastard zusammen!« Lady X hatte das letzte Wort noch nicht richtig ausgesprochen, als ich auch schon handelte. Jetzt noch zu zögern wäre reiner Selbstmord gewesen.

Ich hechtete nach rechts und lag noch in der Luft, als ich bereits den Stecher meiner Beretta durchzog und feuerte. Dabei hoffte ich, den Blutsauger mit einem Schnappschuß zu erwischen.

Aber auch er bewegte sich. Meine Kugel fehlte, und vor der Mündung seiner Waffe blitzte es auf.

Ich sah kleine Explosionen, hatte plötzlich eine Heidenangst, schlug auf den Boden, überrollte mich, hörte das Klatschen der Kugeln, wie sie in die Erde hieben, und dachte mit Schrecken an Lady X, die ja ebenfalls immer mit einer geladenen Maschinenpistole durch die Gegend rannte.

Wenn ich in ein Kreuzfeuer geriet, konnte ich einpacken. Mein Sprung war mit aller Kraft ausgeführt worden. Ich rutschte über das regennasse Gras wie auf einer Seifenlauge weiter, hörte ein hartes Tackern und feuerte in die Richtung, in der ich Lady X vermutete.

Es wäre reiner Zufall gewesen, wenn ich sie getroffen hätte. Soviel Glück war mir nicht vergönnt, ich konnte froh sein, daß ich hinter einem flachen Mauerrest Deckung fand, wo ich einigermaßen vor den Salven sicher war.

Wieder hackte eine Garbe.

Wahrscheinlich ein Querschläger, der an meinen Nacken entlangschrammte.

Ich zuckte zusammen, spürte den Schmerz, konnte mich

darum nicht kümmern, sondern zog meine Beine an, damit ich mit dem gesamten Körper hinter der provisorischen Deckung lag und vor den nächsten Kugeln einigermaßen geschützt war. Das Schießen hatte aufgehört. Mein Herz schlug ungemein schnell und laut. Erst jetzt kam der Schock, und ich stellte fest, daß ich verdammt viel Glück gehabt hatte.

Sogar meine Hände zitterten, so daß ich Sekunden brauchte, um mich wieder zu fangen.

Ein paarmal atmete ich tief durch. Auf meiner Stirn vermischte sich der Schweiß mit dem Regenwasser.

Geschossen wurde nicht mehr, dafür hörte ich Schritte, meine Gegner suchten nach einer anderen Taktik.

An den Schritten erkannte ich, daß sie versuchten, mich in die Zange zu nehmen. Links und rechts vor mir hörte ich sie, und meine Haut auf dem Rücken zog sich zusammen.

Vampire hassen das Kreuz!

Ich aber trug eins bei mir. Ein besonderes Kreuz, von den Erzengeln geweiht und mit ihren Zeichen versehen. Es war die stärkste Dämonenwaffe, die ich besaß, und ich war fest entschlossen, sie gnadenlos gegen die Blutsauger einzusetzen, sollten diese sich in meine Nähe wagen.

Vorerst ließen sie sich nicht blicken. Ich riskierte es, meinen Kopf zu heben und über die Deckung hinwegzuschauen.

Nein, ich sah sie nicht.

Zudem war das Licht verdammt schlecht geworden, die Dunkelheit hatte immer mehr zugenommen. Allerdings bemerkte ich, wie sich an bestimmten Stellen Zweige bewegten, nicht vom Wind, das sah anders aus, aber es war mir zu riskant, noch einen Schuß abzufeuern, denn meine Deckung würde einen konzentrierten Gegenangriff von zwei Seiten wohl kaum aushalten.

Deshalb suchte ich mir einen anderen Standort. Ich zog mich langsam zurück.

Dabei glitt ich über den Boden, behielt den Kopf weiterhin oben, um zu sehen, ob sich etwas tat. Mein Kreuz hing jetzt vor

der Brust. Ein heller, blitzender Fleck in der Dunkelheit, der mir irgendwie Sicherheit und Vertrauen gab.

Zudem rechnete ich mit Suko, mußte allerdings zugeben, daß ihm eine Entscheidung nicht leichtfallen würde, denn er hatte sich um einen Verletzten zu kümmern.

So richtete ich mich darauf ein, allein gegen zwei Vampire zu kämpfen. Wovon einer eine Frau war, die mich bis aufs Blut haßte, denn durch einen für sie unglücklichen Zufall war sie zu dem Vampir geworden, der ich eigentlich hätte werden sollen. Jetzt, wo die Spannung ein wenig abgeflacht war, spürte ich wieder den Schmerz. Ich tastete zum Hals und stellte fest, daß die Kugel eine Furche gerissen hatte. Das Blut rann daraus hervor und lief mir so tief in den Nacken, bis es vom Hemdkragen aufgesaugt wurde.

Stellungswechsel!

Den mußte ich vornehmen und orientierte mich zurück, wo man mit Mühe noch Fragmente einer ehemaligen Mauer erkennen konnte. Da war ich unter Umständen sicherer.

Während ich mich bewegte, hielt ich den Kopf nie still.

Immer wieder schaute ich nach links und rechts, ich mußte irgendwie herausfinden, wo meine Gegner steckten.

Für einen Moment hielt ich inne, da ich mir im klaren war, daß es nicht viel half, wenn ich mein Kreuz weiterhin nur um den Hals hängen hatte. Deshalb nahm ich es in die Hand.

In der Rechten hielt ich die Beretta, die Finger der Linken umklammerten das Kreuz.

Es war wirklich Intuition gewesen, daß ich das Kreuz mit der Kette über den Kopf gestreift hatte, denn Sekunden später mußte ich es einsetzen, als es zu einer Eskalation kam.

Lady X hatte es geschafft, sich anzuschleichen. Sie konnte sich fast lautlos bewegen, zudem trug sie dunkle Kleidung, so daß sie fast mit der Dunkelheit verschmolz und kaum zu erkennen war. Und sie hatte es geschafft, bis dicht in meine Nähe zu kommen.

Mein Instinkt warnte mich nicht. Ein Instinkt, der sich

während meiner unzähligen Abenteuer immer mehr entwickelt hatte.

Als ich den Kopf wieder nach links drehte, sah ich die Gestalt.

Sie wirkte wie ein Schatten, der sich vor dem dunklen Hintergrund abhob und immer größer wurde.

Dann kreiselte der Schatten herum, schwenkte die Waffe, und richtete die Mündung nach unten, um die Kugel in meinen Körper zu jagen.

Es war Lady X, die eine endgültige Entscheidung wollte.

Die Zeit, meinen rechten Arm herzubringen und auf die Vampirin zu zielen, blieb mir nicht mehr, sie wäre schneller gewesen, aber ich hatte noch das Kreuz, und das schleuderte ich der Blutsaugerin gedankenschnell entgegen ...

Suko schien auf dem Sitz einzufrieren, als er die Schüsse vernahm. John konnte nicht gefeuert haben, denn er schleppte keine Maschinenpistole mit sich herum.

Demnach kam dafür nur die Gegenseite in Frage.

Das war schlimm.

Suko hatte plötzlich Angst um seinen Freund, er dachte allerdings auch an den Verletzten, der dringend ärztliche Hilfe brauchte, und mußte sich nun in Sekunden entscheiden, wie es weitergehen sollte.

Suko faßte einen Entschluß. Er drückte die Tür zu, rutschte auf den Fahrersitz und startete.

Schnell durfte er auf keinen Fall fahren, aber mit dem Wagen war er immer schneller als zu Fuß.

Der Chinese hörte das Stöhnen des verletzten Försters. Er biß die Zähne zusammen, schaltete das Licht ein und schaute den hellen Speeren nach, die schon fast das zerstörte Gemäuer erreicht hatten.

Er blendete auf. Aus den hellen Balken wurden strahlende Streifen, die breit und genau ihr Ziel trafen.

Nicht nur die Ruine wurde getroffen, auch die Gestalt, die vor ihr erschien und für einen Moment die Arme hochriß, weil sie so überrascht war.

Suko erkannte einen Mann in einem hellen Anzug. Die MPi, die er in der Hand hielt, gefiel Suko weniger.

Der Mann huschte blitzschnell aus dem Lichtschein.

Zwei Sekunden später hatte der Chinese Ruhe. Dann erfolgte die Reaktion des anderen.

Kaum zu hören war der Motor des Bentley. Deshalb vernahm Suko die Schüsse um so deutlicher. Er sah die Kugeln nicht, aber das Geräusch, mit dem sie in das Autodach einschlugen, war bekannt genug.

Sofort stoppte der Chinese, löschte das Licht, dachte auch an den Verletzten, hörte ein Splintern, wußte, daß ein Scheinwerfer zu Bruch gegangen war, und ließ sich aus dem Fahrzeug fallen.

Weich landete er auf dem nassen, nachgiebigen Boden, überrollte sich und zog noch in der Bewegung seine mit Silberkugeln geladene Beretta.

Suko erwartete eine weitere Garbe, die jedoch blieb aus.

Auch konnte er nichts mehr erkennen, die Ruine war zu weit von ihm entfernt und wurde von der Nacht verschluckt.

Vor Zorn knirschte der Chinese mit den Zähnen. Die andere Seite hatte ihn nicht mehr dazu kommen lassen, den Arzt zu alarmieren. Er dachte an den Schwerverletzten und daran, daß er ihn im Wagen hatte zurücklassen müssen.

Das gleiche Problem wie Suko hatte sein Gegner ebenfalls.

Auch er würde den Chinesen kaum erkennen können, wenn er sich der Ruine näherte.

Suko vertraute auf sein Glück. Dabei reagierte er geschickt und lief im Zickzack auf die Ruine zu.

Seine Füße schleiften durch das Gras.

Die dabei entstehenden Geräusche gefielen ihm überhaupt nicht.

Und wieder wurde geschossen.

Das harte Tack-tack war dem Chinesen nicht mehr unbekannt. Er warf sich zu Boden, hechtete noch weiter, aber die Einschläge der Garbe blieben aus.

Der Inspektor schaltete schnell. Nicht der Kerl im hellen Anzug hatte geschossen, sondern jemand anderer. Und der mußte sich irgendwo in der alten Ruine versteckt halten, für Suko gab es keine andere Möglichkeit.

Er huschte hoch, war wie ein Schatten und jagte in Schlangenlinien auf das Gemäuer zu, um seinen Gegner zu überraschen und zu stellen.

Überrascht wurde *er* allerdings. Genau in dem Augenblick, als Suko gegen eine überwucherte Wand prallte, hörte er die Stimme der Vampirin Lady X ...

Das Kreuz mußte treffen.

Ich zitterte und hoffte, daß es geschah, doch ich hatte die Reaktion der Vampirin unterschätzt.

Sie schoß nicht, nein, das wäre tödlich gewesen, denn das Kreuz war so wuchtig geworfen worden, daß es sie vorher noch erwischte hätte. Es konnte sie überhaupt nicht verfehlen. Doch sie griff zu einem anderen Trick und hatte dabei noch das Glück der Hölle.

Blitzschnell bewegte sie ihre Maschinenpistole, traf mit dem Lauf das geweihte Kreuz und schleuderte es wuchtig zur Seite, so daß es ins Gras fiel und liegenblieb.

Meine Aktion hatte selbst die Blutsaugerin aus dem Konzept gebracht. Sie mußte sich erst wieder fangen und besinnen, was natürlich Zeit in Anspruch nahm.

Ich hatte meine Chance, die ich eiskalt ausnutzte. Wuchtig stieß ich mich vom Boden ab und prallte gegen sie. Die linke Hand hatte ich vorgestreckt, riß die Scott damit um und hoffte, daß sie auf das Kreuz fallen würde, doch sie drehte ihren geschmeidigen Körper in der Luft und prallte an der anderen Seite zu Boden.

Nicht weiter tragisch, ich hatte noch die Beretta.

Als ich schießen wollte, traf mich der Tritt. Glück, Zufall oder Können, das wußte ich nicht zu beurteilen, jedenfalls spürte ich ihn direkt unter meinem Gelenk, und es war in der Tat ein harter Schlag, der meine Hand traf.

Der Arm wurde zur Seite geschleudert. Mit dem Gelenk prallte ich sogar noch gegen einen Stein und hatte Mühe, meine Beretta überhaupt festzuhalten.

Bis ich mich wieder fangen konnte, hatte Lady X ihrerseits ihre Chance ergriffen und war in die Dunkelheit getaucht wie ein Schatten. Wären die Lichtverhältnisse besser gewesen, hätte ich sie gestoppt, so aber mußte ich ins Leere schießen, denn ein Ziel sah ich nicht.

Dafür bemerkte ich das Licht.

Es waren zwei gelbe Streifen, die helle Tunnels in die Dunkelheit stachen.

Scheinwerfer!

Lange blieb das Licht nicht, denn ich hörte Schüsse. Es war das harte Belfern einer Maschinenpistole, das Licht verlöschte, und einen Atemzug später hörte ich die Scott hinter mir schreien.

»Weg von hier!«

Dieser Befehl wurde sofort ausgeführt. Hastige Schritte erklangen dumpf auf dem weichen Boden, hinter mir klirrte der Lauf einer Maschinenpistole, als er mit einem Stein kollidierte, und noch eine Schußgarbe hackte durch die Dunkelheit. Die Kugeln lagen gar nicht mal so schlecht. Sie trieben mich wenigstens in die Knie.

Dumpf erklang das Geräusch, das entsteht, wenn eine Autotür ins Schloß fällt. In der nächsten Sekunde mahlte ein Anlasser.

Ich ließ alle Vorsicht fahren und rannte so schnell es ging meinem neuen Ziel entgegen.

Das unbekannte Gelände, mit Stolperfallen übersät, wurde mir zum Verhängnis. Die Hälfte der Strecke hatte ich nicht einmal geschafft, als der Wagen schon längst weg war. Er fuhr

ohne Licht, es hatte auch keinen Sinn, hinter ihm herzuschießen, das wäre Munitionsverschwendung gewesen. Und mit dem Bentley die Verfolgung aufzunehmen? Nein, das konnte ich nicht riskieren. Schließlich lag in unserem Wagen ein Schwerverletzter. Lady X und ihr Begleiter namens Trent waren erst einmal entkommen, so schlimm diese Tatsache auch wahr, ich hatte mich damit abzufinden. Ziemlich sauer drehte ich mich um und hörte schon Sukos Stimme. Der Chinese rief nach mir.

»Hier bin ich. Warte, ich komme!«

Ich nahm die gleiche Strecke wie auf dem Hinweg, lief unter dem noch bestehenden Dach entlang und trat durch die Öffnung, die einmal eine Tür gewesen war. Suko erwartete mich mit schußbereiter Waffe.

»Die kannst du wegstecken«, sagte ich und deutete auf die Pistole in seiner Rechten. »Sie sind entwischt.«

Der Chinese nickte. »Das habe ich mir gedacht.«

Ich wechselte das Thema. »Was ist mit dem Förster?«

Suko hob die Schultern. »Er lebt ...«

»Mehr auch nicht, wie?«

»So ungefähr. Ich bin kein Arzt, aber ich meine, daß es für ihn nicht gut aussieht. Ich war dabei, über Funk eine Ambulanz anzurufen, als ich die Schüsse hörte. Und dann hat jemand auf den Bentley gefeuert. Ein Kerl im hellen Anzug.«

»Das war ein Vampir.«

»Und Lady X?«

»Ja, sie ist auch dabei. Ein tolles Duo, kann ich dir sagen.«

Mehr erzählte ich vorläufig nicht. Wir hatten es eilig, wieder zu unserem Wagen zu kommen, da wir uns um Barry Mason kümmern mußten.

Im Schein der Innenbeleuchtung erkannte ich, daß er nicht bei Bewußtsein war. Sein Atem ging flach und unregelmäßig. Zorn stieg in mir hoch. Wenn er uns unter den Händen wegsterben würde, dann ...

Ich dachte nicht mehr weiter, denn Sukos Stimme lenkte mich

ab, als er per Autotelefon einen Notarztswagen rief. Er machte es sehr dringend, das war genau in unserem Sinne.

Für Barry Mason konnten wir nichts mehr tun, sondern nur hoffen, daß alles glattging.

Ich schaute mir, als Suko den Hörer eingehängt hatte, die Frontpartie des Wagens an.

Auf dem Boden lagen zahlreiche Splitter. Sie blinkten selbst in der Dunkelheit. Als ich mich bückte, konnte ich feststellen, daß der rechte Scheinwerfer hin war.

Regelrecht weggepustet von der Garbe. Das starke Blech hatte auch noch einiges abgekriegt, wie durch ein Wunder allerdings war der Reifen verschont geblieben.

Fahren konnten wir, wenn auch ohne Beleuchtung. Trotzdem saßen wir hier fest. Mit einem Verletzten auf der Rückbank war es unmöglich, die Verfolgung des Rover aufzunehmen. Mich störte es nicht einmal sonderlich, denn ich hatte das Gefühl, daß unsere Gegner nicht weit fahren würden, weil sich der gesamte Fall auf diese nördliche Ecke der Riesenstadt London konzentrierte.

Hier würde irgendwann auch Lupina erscheinen. Dessen war ich mir sicher.

Und hoffentlich brachte sie ihren Sohn mit.

Eine Großfahndung anzukurbeln, hatte keinen Sinn. Wären es normale Gangster gewesen, okay, aber eine Großfahndung auf zwei Vampire zu veranstalten, hätte für die daran teilnehmenden Beamten äußerste Lebensgefahr bedeutet.

Es war besser, wenn wir unsere Gegner allein jagten.

Allerdings waren uns im Augenblick die Hände gebunden, wir mußten warten, bis der Rettungswagen eintraf.

Suko kümmerte sich um den Verletzten, wischte ihm hin und wieder den Schweiß von der Stirn und ließ den Förster keine Sekunde aus den Augen. Dessen Lippen zitterten, die Haut auf seinem Gesicht zuckte mehrmals, und Suko sah ihm an, daß er litt.

Da wir noch Zeit hatten, telefonierte ich mit meinem Chef, Sir

James Powell. Es war immer gut, ihn auf dem laufenden zu halten, denn wenn übergeordnete Entscheidungen getroffen werden mußten, und das ging oft blitzschnell, mußte Sir James über die Voraussetzungen Bescheid wissen. Er befand sich noch im Büro, seit er wußte, daß der Fall mit dem Monster-Club noch weiterlief.

In Stichworten informierte ich ihn. Auch er zeigte sich überrascht, daß ein Vampir mit Silberkugeln um sich schoß und daß Lupina einen Sohn hatte.

Geahnt hatte er es natürlich, wie wir auch, nur erhielt er von mir jetzt die direkte Bestätigung. Und er sagte: »Sie wissen ja, John, jeder Werwolf ist einer zuviel.«

»Ich habe verstanden, Sir.«

»Und wie geht es Ihnen persönlich?«

Ich hatte gewußt, daß die Frage kommen würde, und mir auch schon eine Antwort zurechtgelegt. »Jeder Mensch macht mal Krisen durch. Auch mir ergeht es nicht anders. Ich habe mich wieder gefangen.«

»Damit hatte ich gerechnet.«

»Und wo kann ich Sie erreichen, Sir, wenn sich Dinge ereignen, die ...«

Der Superintendent unterbrach mich. »Ich muß in den Club, John. Die Nummer haben Sie ja.«

»Natürlich, Sir.« Damit hängte ich ein.

Suko blickte mich über die Rückenlehne der Vordersitze hinweg an. »Was sagt der Alte?«

»Er kann sich auch keinen Reim auf die Geschichte machen.«

»Es ist auch verdammt schwer. Ein Vampir, der mit Silberkugeln schießt. Wo haben wir das schon mal erlebt?«

»Noch nie.« Und da hatte ich nicht gelogen. Mir spukte noch eine andere Vermutung im Kopf herum, über die ich mit Suko reden wollte. »Lupina befindet sich in der Nähe, Lady X ebenfalls. Hat Solo Morasso zum großen Halali auf uns geblasen, oder weshalb hat er seine Diener zu uns geschickt?«

»Da bin ich überfragt.«

Ich verzog den Mund zu einem Lächeln. »Stell dir Lupina doch mal vor, Suko. Sie war schon immer ein wenig eigenwillig. Irgendwie paßte sie nicht in das Schema der Mordliga. Ich erinnere dich nur an den Fall in Sibirien. Da wollte sie auch ihren eigenen Weg gehen. Und hier sieht es mir ganz danach aus, als habe sie etwas Ähnliches vor.«

»Was sich Morasso natürlich nicht gefallen lassen wird.«

»Genau. Er hat zu viele Mitglieder seiner Mordliga verloren, und er wird alles dransetzen, um die restlichen zu behalten, und zweitens wird er nicht wollen, daß er Konkurrenz bekommt. Mit anderen Worten: Er kann es sich gar nicht leisten, daß Lupina einen eigenen Weg geht, und er wird deshalb dafür sorgen, da sie diesen Weg nie einschlagen kann. Deshalb hat er Lady X geschickt.«

»Mit einem Mordauftrag«, ergänzte Suko.

»Und mit einem Helfer, der eine mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole trägt. Paßt doch - oder?«

Da gab Suko mir recht. Auch wenn er die Theorie als ein wenig gewagt empfand.

Ich war anderer Meinung und sagte halblaut: »Wenn ich nur wüßte, was Lupina jetzt noch alles vorhat!«

»Sie wird sich mit ihrem Sohn zusammentun.«

»Klar. Und dann?«

Da war der Chinese ebenso ratlos wie ich. Wir mußten die Ereignisse eben auf uns zukommen lassen.

Ich schaute auf die Uhr. Es wurde immer später, und noch immer war kein Notarztwagen da.

Dafür geschah etwas anderes. Da die Wagentüren offenstanden, konnten wir genau hören, was draußen vor sich ging. Und gemeinsam vernahmen wir aus der Ferne das schaurige Heulen. Es schwang wie eine unheilvolle Warnung weitüber das flache Land und trieb uns eine Gänsehaut über den Körper. Lupina war in der Nähe. Und sie hielt sich anscheinend für stark genug, dies unter Beweis zu stellen ...

Noch jemand hörte das Heulen.

Lady X und Tonio Trent. Sie fuhren zwar in ihrem Rover, doch sie hatten zwei Seitenscheiben nach unten gekurbelt.

Als das schaurige Geräusch aufklang drückte Trent das Bremspedal in Richtung Wagenboden. Der Rover stand.

Stille umgab die beiden Vampire. Sie sagten vorerst nichts, sie schauten sich nur an und lauerten darauf, daß sich das Geheul wiederholen würde.

Es blieb ruhig. Einmal hatte gereicht. Lupina verkündete damit, daß sie ihr Ziel erreicht hatte. Beide Vampire verstanden die Bedeutung dieses Lautes sehr wohl.

»Sie hat ihn!« flüsterte Lady X. »Verdammt, sie hat ihn.«

»Und?«

»Damit sind sie zu zweit und außerdem doppelt so stark, du Idiot.«

»Wieso? Wir sind auch zu zweit.«

Lady X lachte gallenbitter. »Ich glaube, du hast noch nicht begriffen, gegen wen es da geht. Lupina ist brandgefährlich, sonst wäre sie nicht zu einem Mitglied der Mordliga geworden. Das kannst du dir immer vor Augen halten. Sie nennt sich selbst die Königin der Wölfe, und das nicht ohne Grund. Ihren Sohn hat sie wahrscheinlich gefunden, und wenn sie sich mit ihm zusammenschließt, worauf ja alles hindeutet, wird sie es auch schaffen, die übrigen Werwölfe um sich zu scharen und ihrem Kommando zu unterstellen. So sieht es aus.«

»Noch ist es nicht soweit«, erwiderte der männliche Vampir.

»Wenn wir uns nicht beeilen, kann es leicht so werden. Das mußt du begreifen.«

»Hast du dir die Richtung gemerkt, aus der das Heulen kam?« wollte Trent wissen.

»Nein.«

»Das ist natürlich schlecht. So werden wir sie nie finden.«

»Reg dich wieder ab. Das Heulen kann von überall gekommen sein. Es ist zu schwer, das herauszufinden.«

»Wie du meinst.«

Lady X stieß ihren Artgenossen an. »Fahr weiter. Einfach so. Wir treffen bestimmt auf sie.«

Trent zeigte seine Vampirzähne. »Da bin ich mir nicht einmal so sicher.«

»Aber ich. Fahr los!«

Der Blutsauger gab wieder Gas. »Und was machen wir am Tag, wenn die Sonne scheint?«

Lady X lachte kalt. »Die Sonne kann mir nichts anhaben. Ich habe mich daran gewöhnt. Solltest du jedoch ein Vampir der alten Art sein, versteck dich im Kofferraum.«

»Das werde ich auch.«

»Dann kannst du nur hoffen, daß wir Lupina bis zum Sonnenaufgang gefunden haben. Und ihren Sohn ebenfalls.«

»Das müßte zu schaffen sein.«

Die Scott erwiderte auf diese optimistische Antwort nichts. Sie hatte so ihre Bedenken, denn sie brauchte sich nur zu erinnern, daß es ihr wieder einmal - und dies trotz Unterstützung - nicht gelungen war, ihren Erzfeind John Sinclair auszuschalten.

Sinclair war ein verdammter Spürhund. Wenn der einmal Blut geleckt hatte, würde er so schnell nicht mehr aufgeben. Das hieß im Klartext: Auch er würde die Spur zu Lupina finden.

Wenn die Werwölfin, ihr Sohn sowie Sinclair und Suko aneinandergerieten, konnten Lady X und Trent vielleicht die lachenden Dritten sein.

Daran mußte die Scott denken.

»Was ist?« fragte Trent.

»Nichts, ich überlege nur.«

»Und was?«

»Es sind Überlegungen, denen du sowieso nicht folgen kannst. Also halte lieber dein Maul und fahr weiter.«

Der Blick, den Tonio Trent seiner dämonischen Begleiterin zuwarf, steckte voller Haß. Tun konnte er jedoch nichts. Beide waren auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Da

hatte Dr. Tod in der Tat einen raffinierten Schachzug eingefädelt, denn nicht Lady X sollte die lachende Dritte sein, sondern er allein ...

Er war in der Nähe, das fühlte sie genau! Strömungen, nicht sichtbar, nicht meßbar, schwangen über eine ziemlich große Entfernung zwischen ihnen hin und her und vermittelten das, was Lupina empfand.

Er wollte zurück.

Zurück zu seiner Mutter!

Alles war vorbereitet gewesen. Seine Diener standen ihm schon zur Seite, doch da waren Sinclair und dieser verfluchte Chinese aufgetaucht, die alles zunichte machten.

Das hatte Lupina nicht vergessen. Sie würde Orapul oder Schwarzwolf, wie sie ihn auch früher genannt hatte, gegen Sinclair und seine Freunde hetzen. Gemeinsam mußte es ihnen gelingen, ihn zu besiegen, wenn sie das schaffte, konnte sie Dr. Tod vernichten. Sicherlich würden ihr zahlreiche Dämonen zur Seite stehen und ihr anschließend gern die Führung über die Mordliga überlassen.

Leider war es keine mondhelle Nacht. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. Nur hin und wieder konnte sie die dreiviertel volle Scheibe des Mondes sehen, die jedoch schnell wieder verschwunden war, wenn der Wind Wolken vor den Erdtrabanten schob.

Sie hatte auf geistiger Ebene längst Kontakt zu ihrem Sohn, und sie hatten auch einen Treffpunkt vereinbart. Er lag dicht an einem kleinen Baggersee, an dessen Ufern sich dunkler Lehm auftürmte. Der weitere Abbau hatte sich nicht mehr gelohnt. Der Krater war geblieben, hatte sich mit Wasser gefüllt, und niemand kümmerte sich um das Loch im Gelände.

Zudem war der See sehr tief. Mütter verboten ihren Kindern, dort zu spielen, das Wasser sah aus wie dunkelgraue Anthrazitkohle und war zumeist glatt wie ein Spiegel.

Wenn tagsüber sich nur wenige Menschen an den Baggersee verirrt, des Nachts kam niemand. Da lagen der See und die Ufer in absoluter Ruhe. Höchstens Hasen oder Füchse verirrt sich mal, oder es flogen Rebhühner über die dunkle Fläche.

Lupina hatte es nicht mehr weit.

Obwohl sie so schwerfällig wirkte, schritt sie doch leicht und geschmeidig dahin. Sie hatte sich wieder verwandelt, ihr Haar glänzte golden, und nach wie vor stand der kalte Ausdruck in ihren Augen.

Sie nahm die Ausstrahlung ihres Sohnes in sich auf, und sie spürte, wie die Schwingungen stärker wurden. Ein Zeichen, daß Mutter und Sohn nicht mehr weit voneinander entfernt waren.

Vor Solo Morasso war Lupina eine Zeitlang mit ihrem Sohn zusammengewesen. Sie hatten die Wälder durchstreift und waren so manches Mal auf Beutezug gegangen. Lupina hatte Orapul alles gelehrt, was er brauchte, auch die Jagd auf Menschen.

Orapul war gewachsen. Von Tag zu Tag wurde er kräftiger. Er lernte das wilde, dämonische Leben kennen, und er fragte auch nach seinem Vater.

Darüber hatte Lupina zuvor nie mit ihm gesprochen. Dieses Thema war von ihr bewußt nicht angeschnitten worden.

Natürlich kamen die Fragen, und nun konnte sie nicht mehr mit dem Geheimnis über den Berg halten. Sie mußte berichten, wer Orapuls Vater war.

Den Schwarzwolf schockte es nicht, einen Menschen hätte es vielleicht geschockt, wenn er den Namen erfahren hätte.

Der Vater war Fenris, der legendäre Götterwolf!

Immer wieder war er auf die Erde gekommen, und er war bei einem seiner Besuche auch auf Lupina gestoßen. Sie hatten nur Stunden miteinander verbracht. Lupina, die Werwölfin, war von der Kraft des legendären Fenris fasziniert worden und hatte sich ihm hingegeben. Aus dieser Verbindung war der Schwarzwolf Orapul entstanden.

Als er hörte, daß Fenris sein Vater war, konnte Lupina ihn nicht mehr halten. Orapul wollte ihn kennenlernen, und Lupina ließ ihn ziehen, um weiterhin allein durch die Welt zu streifen. Sie traf auf die Mordliga, wurde ihr Mitglied und versuchte, die Werwölfe der Welt zu vereinigen.

Ihren Sohn jedoch hatte sie nie aus dem dämonischen Gedächtnis verloren. Oft genug erinnerte sie sich an ihn. Sie wußte, daß er eines Tages zurückkehren würde, denn Fenris konnte ihn nicht immer halten. Er war ein zu großer Egoist und nur mit seiner eigenen Macht beschäftigt.

In Irland wollte er zuschlagen, um einem großen Plan zum Erfolg zu verhelfen. Der Geisterjäger John Sinclair jedoch vereitelte diesen Plan, so daß Fenris eine Niederlage hinnehmen mußte. Was die Götter mit ihm angestellt hatten, wußte Lupina nicht, auf jeden Fall wollte ihr Sohn nicht mehr bei seinem Vater bleiben.

Er kam zurück auf die Erde und suchte seine Mutter.

Gefunden hatten sie sich noch nicht, aber sie näherten sich dem gedanklich ausgemachten Treffpunkt.

Als Lupina den Baggersee sah und sich nur noch wenige Yards von dem steilen Abgang entfernt befand, der hinunter zum Ufer führte, blieb sie stehen.

Soeben kroch der Mond wieder hinter einer dicken Wolke hervor. Die Werwölfin konnte sich in seinem Licht baden, sie fühlte die Kraft, die von dem gelb schimmernden Erdtrabanten ausging, und saugte sie mit jeder Faser ihres Körpers auf. Das Mondlicht legte einen feinen Schleier auf das menschliche Gesicht der Frau, der wie eine leichte Gardine wirkte.

Dann öffnete sie ihren Mund, zeigte ihr scharfes Gebiß und stieß ein wildes, gleichzeitig schaurig klingendes Heulen aus, das weit über den See hallte und sich irgendwo in der Ferne verlor. Es war der Lockruf für ihren Sohn. Falls sich Orapul in der Nähe befand, dann würde er antworten.

Der Heulton war verebbt. Eine Reaktion erfolgte nicht.

Enttäuschung breitete sich in Lupina aus.

Dann, als sie schon weitergehen wollte, war es plötzlich da. Das zitterige, dumpfe Jaulen, das immer mehr anschwell, ähnlich einer Sirene, und dann zu einem schauerlichen Heulen wurde, das die Luft erzittern ließ. Es klang so, als würde es nie abreißen, und Lupina, in deren Ohren das Heulen widerhallte, richtete sich auf, als hätte ihr ein unbekannter Spender Kraft gegeben, so daß ihre Pupillen plötzlich wie zwei kalte Sterne leuchteten.

»Orapul ...!« brüllte sie in dieses Heulen hinein, wobei ihre Stimme dumpf klang und sich sogar noch überschlug. »Orapul ...!« Sie schüttelte sich, ihr Fell begann zu vibrieren, dabei hob sie die Pranken und spreizte sie ab, so daß sie fast wie ein übergroßes dunkles Kreuz aussah, das sich deutlich vom Boden abhob.

Sie hatte ihn gefunden.

Endlich!

Noch immer schwebte der Ton in der Luft. Lang anhaltend, klagend, gleichzeitig nach Stärke und Macht klingend, dazu fordernd und kampfbereit.

Ja, so wollte Lupina es haben. So und nicht anders. Sie und ihr Sohn wollten kämpfen, wollten alles niederwalzen, was sich ihnen in den Weg stellte, und eine gewaltige Allianz der Werwölfe schaffen, die einmalig war auf der Welt.

Viele Schritte hatte sie unternommen, um zu ihrem Ziel zu gelangen, jetzt brauchte sie nur noch einen kleinen zu tun, dann hatte sie es erreicht.

Er war da!

Ganz in der Nähe.

Noch einmal durchfuhr sie ein regelrechter Kraftstrom, dann lief sie vor, erreichte den Rand der Klippe und blieb dort stehen, um in die Tiefe zu schauen.

Wie ein großes schwarzes Viereck lag der unheimlich wirkende See unter ihr. Der Wind fiel nicht so stark in diesen alten Steinbruch hinein, deshalb war die Oberfläche auch fast ruhig und erinnerte an einen matt glänzenden Lack.

Lupinas Blick glitt an den schmalen Uferrändern entlang, bis weit nach rechts, wo sich das Gelände zu einer mit Schotter belegten Straße hin öffnete.

Und dort sah sie ihn.

Orapul, ihren Sohn!

Er hockte auf den Hinterpfoten, bewegte seinen Kopf, und da der Wind die Wolken vom Mond wegtrieb, so daß er fast hinter dem Schwarzwolf stand, wirkte dieser wie ein herrlicher Scherenschnitt.

Noch stärker und kräftiger leuchteten Lupinas Augen. Sie schüttelte ihr Fell, das sich bewegte wie eine schwarzgraue Woge, und war im nächsten Augenblick nicht mehr zu halten. Über die Klippe sprang sie hinweg. Mit den Läufen schlug sie Lehm und Dreck hoch und rutschte über den nassen, glatten Hang nach unten, ihrem Ziel entgegen.

Er wartete, und sie wollte ihn nicht enttäuschen.

Ein Mensch hätte sich bestimmt mehrmals überschlagen, nicht so Lupina. Sie hielt sich prächtig, fand immer wieder Halt und hatte schließlich unangefochten den schmalen Uferstreifen dicht am Baggersee erreicht.

Dort blieb sie stehen, drehte den Kopf hin und her, schüttelte dabei ihr langes Haar aus. Wassertropfen und einige Lehmklumpen flogen jetzt davon.

Sie hatte nur Augen für ihn - für ihren Sohn! Und Orapul enttäuschte sie nicht.

Auch er hatte Sehnsucht nach seiner Mutter. Er richtete seinen großen Körper auf, der gewaltige Kopf bewegte sich von einer Seite zur anderen, dann stieß er sich mit den Hinterpfoten ab und hetzte mit langen Sprüngen auf seine Mutter zu.

Auch Lupina blieb nicht auf dem Fleck. Sie rannte ihrem Sohn entgegen und hielt sich dabei dicht am Ufer.

Es schien so, als hätte der Mond ein Einsehen mit ihnen, fast voll strahlte er auf die Erde und tauchte auch die unmittelbare Umgebung des Baggersees, wo Mutter und Sohn sich treffen wollten, um gemeinsam vorzugehen in sein gelbes Licht.

Es waren gewaltige Knurrlaute, die sie ausstießen. Lupina konnte sich mit ihrem Sohn nicht in einer menschlichen Sprache unterhalten, nur per Gedankenkraft, denn er war kein eigentlicher Werwolf, der sich tagsüber in einen Menschen verwandelte und erst bei Vollmond zur Bestie wurde. Er blieb immer Wolf.

Und er sprang seine Mutter jetzt so kraftvoll und wuchtig an, daß Lupina es nicht auffangen konnte und auf den Rücken geschleudert wurden.

Dann war Orapul über ihr.

Eine gewaltige Zunge fuhr aus dem Maul und leckte über das menschliche Gesicht der unheimlichen Werwölfin, die sich diese Liebkosung gefallen ließ, denn darauf hatte sie schon Jahre gewartet.

Minutenlang dauerte die Begrüßung. Beide gebärdeten sich wie toll. Als sie schließlich voneinander abließen, waren sie ein wenig erschöpft. Nebeneinander blieben sie hocken. Lupina saß rechts von ihrem Sohn, auf den sie sehr stolz sein konnte, denn er war ein prächtiges Tier.

Pechschwarz war sein Fell und so dicht am Kopf wie das eines männlichen Löwen.

Den Mund hatte er ein wenig geöffnet. Rötlich schimmerten sein Rachen und die Zunge, doch die Augen hatte die gleiche kalte Farbe wie die seiner Mutter.

Gelblich grün leuchteten sie, ohne Gefühl, erbarmungslos, brutal. Ein Zeichen, daß diese beiden Bestien nicht gewillt waren, Gnade zu gewähren.

Durch die Schwärze des Fells hob sich Lupinas helles Haar noch deutlicher ab, und auch im Sitzen war zu erkennen, daß der Schwarzwolf seine Mutter um eine halbe Kopfgröße überragte.

Er war ungemein gewachsen, und er hatte Kraft bekommen, denn Fenris, der Götterwolf, war sein Vater gewesen.

Von ihm hatte er das wilde, ungezügelte Temperament, von Lupina die Schläue und Raffinesse.

Beides zusammen ergab eine hochbrisante Mischung, wie sie selten bei einem dämonischen Wesen vorhanden war.

Mutter und Sohn genossen das Zusammensein. Minutenlang blieben sie nebeneinander hocken. Ihr Fell berührte sich, die beiden brauchten einfach den »Hautkontakt«. So war es auch bei den Menschen. Die Bestien reagierten ähnlich.

Es war Lupina, die eine gedankliche Brücke zu ihrem Sohn Orapul herstellte.

>Wie geht es dir?<

>Sehr gut.<

>Und wo bist du so lange gewesen?<

>Ich wollte nicht länger bei Fenris bleiben. Er hat eine Niederlage erlitten und tobte furchtbar. Die Götter konnten ihn kaum zähmen. <

>Willst du immer bei mir bleiben?<

>Ich weiß es noch nicht<, gab der Schwarzwolf die gedankliche Antwort.

Lupinas Fell sträubte sich, während sie den Kopf schüttelte. Sicher würde er bei ihr bleiben. Ein Leben bei seinem Vater war eigentlich nichts. Fenris war wild, ungezügelt, unberechenbar. Einmal haßte er seine Feinde und wollte sie vernichten, dann wieder stellte er sich gegen seine Freunde. Nein, bei so einem sollte Orapul nicht bleiben. Hier auf der Erde war er besser aufgehoben.

Aber sie konnte ihm auch nicht die Wahrheit verschweigen. Orapul mußte wissen, was ihn hier auf der Erde erwartete, daß es auch hier Feinde gab.

>Deine Diener sind tot<, teilte sie ihm auf gedanklichem Weg mit.

Der Schwarzwolf sprang auf. Jetzt wirkte er noch größer und wuchtiger als seine Mutter.

Er drehte seinen mächtigen Kopf, schaute Lupina an und stand so dicht vor ihr, daß sich die Köpfe der beiden fast berührten.

>Wer hat sie umgebracht? <

>Einer unserer größten Feinde.<

>Und wer ist es?<

>Er heißt John Sinclair. Aber er hat noch mächtige Freunde, die ihm zur Seite stehen. <

Orapul setzte sich wieder. >Ich kenne den Namen John Sinclair. Er ist auch bei uns erwähnt worden. John Sinclair hat Fenris die Stirn geboten. Er ist ein mutiger Mann.<

>Angst hat er nicht<, gab Lupina zu.

>Ist er hier?<

>Nein, dann hätten wir ihn bemerkt. Aber er kann möglicherweise kommen. In der Nähe lauert er sicherlich. Er hat deine Diener aus dem Weg geräumt. Alles war bereit, dich zu empfangen, doch dann kamen Sinclair und der Chinese. Sie öteten die Wölfe.<

Orapul schüttelte abermals seinen Kopf. Er wollte es nicht glauben, denn er hatte bisher immer auf die Stärke seiner Freunde vertraut. Auch sich selbst sah er als stark an, und besonders jetzt, wo er unter dem Schutz seiner Mutter stand. Nun kam sie daher und sprach von einer Gefahr, die hier irgendwo lauern sollte, von John Sinclair und vielleicht auch von anderen Gegnern.

>Werden sie auch hier erscheinen?< fragte er.

>Sinclair und sein Freund sind wie Spürhunde. Wenn sie einmal eine Fährte aufgenommen haben, dann verlieren sie sich auch nicht so ohne weiteres<, erklärte Lupina und machte sich sowie ihrem Sohn da nichts vor.

Orapul schaute seine Mutter an. Sie las in seinen Augen die Wut, den Haß, aber auch das Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte.

>Wir werden es schaffen!<

Lupina machte ihrem Sohn Mut. Auch sie erhob sich jetzt, stellte sich auf die Hinterläufe, legte den Kopf in den Nacken, drehte ihn und schaute hoch zum Mond, der wie eine fast runde, blanke Kugel dort stand.

Im selben Augenblick begann die Metamorphose.

Lupina verwandelte sich endgültig in einen Werwolf und gab ihr letztes Stück Menschsein ab. Das Gesicht verschwand.

Die langen, blonden Haare schrumpften zusammen, nahmen einen anderen Farbton an, verloren ihre Farbe und sahen danach so aus wie das übrige Fell der Wölfin.

Zwei Tiere standen sich gegenüber.

Abermals öffneten sie ihre Rachen und heulten sich an. Beide Laute schlangen in die Nacht und vereinigten sich zu einem schaurigen Echo. Es erstarb langsam.

Die Wölfe jedoch blieben, sie hatten ihren Platz gefunden, ein einsames, für sie ideales Gelände, wo sie warten und sich verstecken konnten.

Bis Orapul plötzlich zur Seite huschte und drohend knurrte.

Lupina verstand sofort. Auch sie merkte es, sie witterte und spürte es. Jemand war dicht in ihrer Nähe.

Und das bedeutete - Gefahr!

Ich weiß heute noch nicht, wer damals die Idee hatte. Entweder Suko oder ich, eine andere Möglichkeit blieb ja nicht. Jedenfalls stand ich da und nickte.

»Ja, das könnten wir machen.«

Unser Vorhaben war simpel und gleichzeitig trickreich. Wir wußten nicht, wo sich Lupina aufhielt. Okay, weit würde sie nicht weglaufen, sondern in der Nähe bleiben. Aber auch diesen Begriff konnte man großzügig oder eng fassen. Wenn ich eine Hundertschaft Polizisten zur Verfügung gehabt hätte, wäre es wohl ein Leichtes gewesen, das Gelände zu durchkämmen, und wir würden auch irgendwann auf Lupina stoßen, dessen waren wir uns sicher.

Aber man durfte dabei nicht außer acht lassen, daß auch noch zwei andere Jagd auf die Werwölfin machten. Zwei brandgefährliche Vampire.

Und wenn diese vier Bestien sich eingekreist sahen, würden sie durchdrehen.

Deshalb konnten wir keine Kollegen einsetzen und mußten die Sache anders anpacken.

Wir wollten uns einen Helfer suchen. Ein ganz bestimmtes Wesen, das seit einiger Zeit bei den Conollys wohnte. Dieses Wesen war ebenfalls ein Wolf und hörte auf den Namen Nadine.

Waren Lupina und Orapul etwas Außergewöhnliches, so paßte dieser Begriff auch auf Nadine Berger. Ihre Seele war durch Magie in den Körper eines Wolfes übergegangen. Ein wahrlich unwahrscheinliches und fast unglaubliches Ereignis, aber es hatte stattgefunden, damals in Irland, als wir gegen Fenris, den Götterwolf, und dessen Diener kämpften. Die tote Nadine war hineingezogen worden in diesen gefährlichen Strudel, und nun lebte ihre Seele im Körper eines Wolfes weiter.

So ganz war ich von dem Plan noch nicht überzeugt, denn ich wußte um die Gefährlichkeit unserer Gegner. Sie waren sicherlich stärker als Nadine Berger, aber um Lupina und ihren Sohn aufzuspüren, da kam sie uns gerade recht.

»Ja oder nein?« fragte mich Suko.

Ich nickte.

»Soll ich Bill anrufen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das erledige ich.«

Ich ging zum Bentley. Der Notarztwagen war inzwischen eingetroffen und auch wieder abgefahren. Noch immer sah ich das ernste Gesicht des Doktors vor meinem geistigen Auge. Der Mann hatte den Förster kurz untersucht und war dann in eine nahezu fieberhafte Hektik verfallen. Er mußte sich ungemein beeilen, und wir hofften, daß es noch nicht zu spät war.

Die Leute von der Spurensicherung waren dabei, Kugeln einzusammeln. Unsere Gegner hatten in der Tat mit zwei verschiedenen Waffen und verschiedenen Geschossen gefeuert. Einmal Silberkugeln, zum zweiten die normalen Bleimantelgeschosse, wobei ich mich noch immer fragte, woher unsere Gegner wohl die Silberkugeln hatten. Es war gar nicht so ein-

fach, sie zu besorgen. Dann dachte ich wieder an Solo Morasso und an dessen Möglichkeiten. Der schaffte eigentlich alles. Bills Nummer kannte ich natürlich auswendig. Bevor ich telefonierte, warf ich noch einen Blick auf die Uhr. Wenn Bill in wenigen Minuten abfuhr, dann dauerte es noch immer rund eine Stunde, bis er bei uns eintreffen würde, denn der Reporter mußte quer durch London. Auch wenn er einen Porsche fuhr, konnte es nur so schnell sein, wie der Verkehr es zuließ. Er war am Telefon.

»Gibt's dich auch noch?« rief er.

»Wie du hörst.«

»Und jetzt steckst du in der Klemme.«

»Wie kommst du darauf?«

»Immer wenn du zu einer außergewöhnlichen Zeit anrufst, muß der gute Bill herhalten und dich aus dem Dreck ziehen.«

»Na ja, du siehst das ein wenig überspitzt, Alter. Aber im Prinzip hast du recht.«

»Dann mal raus mit dem Problem.«

Ich sprach mit ihm über den Fall und merkte an Bills Reaktion, daß ihm die Sache irgendwie nicht paßte. Er sagte nämlich nichts.

»Bist du stumm geworden?«

»Fast«, gab er zurück. »Ich bin fast stumm geworden. Das ist natürlich ein Hammer.«

»Wieso?«

»Gern gebe ich Nadine nicht her. Die Sache, die du vorhast, ist gefährlich. Das sind ja vier Gegner. Zwei Werwölfe und zwei Vampire. Ist das nicht ein wenig viel für unsere Nadine?«

»Wenn sie allein gegen sie stünde, bestimmt. Nur vergißt du Suko und mich.«

»Gestattest du denn, daß ich euch unterstütze?«

Auf diese Frage hatte ich regelrecht gelauert. Natürlich hatte ich nichts dagegen. Wenn Bill tatsächlich kam, war das Verhältnis ausgeglichen. Dann stand es unentschieden, und unsere Chancen wurden erheblich besser.

»Was sagt Sheila denn dazu?« frage ich.

»Die ist einverstanden«, erwiderte der Reporter schnell.

»Na ja, ich bin gespannt.

»Wann soll ich antanzen?«

»Schwing dich in deinen Wagen und komm.«

Bill wollte noch die genaue Adresse wissen. Die konnte ich ihm nicht geben, da wir uns mitten im Gelände befanden.

Ich tat jedoch mein Bestes und hoffte, daß der Reporter den Weg zu uns finden würde.

Suko stand bei zwei Beamten der Spurensicherung. Als er mich aussteigen sah, kam er mir entgegen.

»Alles klar«, sagte ich.

»Dann kommt er also?«

Ich grinste. »Du kennst doch Bill.«

»Da ist noch etwas, John.«

Wenn Suko so redete, lag meistens was in der Luft. Und nichts Positives. In diesem Fall allerdings hatte ich mich geirrt.

»Einer der Beamten von der Spurensicherung ist mit seinem Privatwagen hier. Die Gründe weiß ich nicht einmal. Er hat ein Hobby. Er ist Autobastler und kann uns den zerschossenen Scheinwerfer provisorisch wieder richten.«

»Wo ist der Knabe?«

Suko deutete auf einen schlaksig wirkenden Burschen, der ein wenig abseits stand und zu uns rüber schaute. Wir redeten kurz mit ihm und versprachen ihm als Belohnung für seine Mühen eine Flasche Whisky.

»Ich hätte es auch ohne getan, Sir.«

»Sicher, aber so geht es schneller.«

Da grinste der Mann und begann mit der Arbeit.

Wir aber warteten auf Bill Conolly - und Nadine, die Wölfin.

Hoffentlich hatten wir nichts falsch gemacht. Ein bedrückendes Gefühl blieb bei mir trotzdem zurück ...

Der Rover fuhr durch die Nacht.

Wer ihn sah und die beiden Insassen unter der Blechkarosse, der konnte die zwei für ein normales Liebespärchen halten, das durch die Nacht rollte, um sich ein lauschiges Plätzchen zu suchen.

Ein Liebespaar waren die beiden sicherlich nicht. Im Gegenteil, sie gierten nach Blut.

Und darin zeichnete sich besonders der ehemalige Mafiakiller Tonio Trent aus. Er war sehr unruhig. Und ebenso fuhr er auch, seine Bewegungen wirkten hastig, übernervös, hin und wieder stieß er ein wütendes Knurren aus oder bewegte den Mund, wobei jedesmal seine langen Zähne aus dem Oberkiefer lugten und gegen die Haut an der Unterlippe stießen. Er schüttelte sich oft, als hätte jemand kaltes Wasser über ihn gegossen, obwohl er dies kaum gespürt hätte, denn Vampire kennen keine Gefühle. Ob es kalt oder warm war, sie reagierten immer gleich, den sie waren seelenlose Monster, die nur töteten, um sich von dem Blut der Menschen zu ernähren. Diejenigen, die sie bissen, wurden ebenfalls zu Vampiren, und ihnen würde es niemals gelingen, den tödlichen Kreislauf zu durchbrechen.

Die beiden Fenster waren offen. Kühle Luft strömte in das Fahrzeug. Sie merkten es nicht einmal. Für sie hatte die Öffnung der Fenster einen anderen Grund. Sie mußten die Spuren der Gegner finden, und sie wußten auch, daß die Werwölfe Spuren hinterließen. Der Instinkt dieser Bestien war sehr entwickelt und reagierte wie eine hochempfindliche Elektronik. Jedes Monster fand die Spur eines anderen.

Begegnet war ihnen bisher niemand. Sie hatten sich auch nicht immer auf den Wegen gehalten, sondern waren manches Mal querfeldein gefahren, wobei die Reifen den seifigen, nassen Boden aufwühlten, Grassoden hervorrissen und diese hochschleuderten.

Die Wolken hatten sich zum größten Teil verzogen. Wenn sie durch die Scheiben blickten, konnten sie hin und wieder die

fast vollständige runde Kugel des Mondes sehen. Wie ein Ballon hing er unbeweglich am Himmel und glänzte fahl. Sie hatten die Spur aufgenommen.

Es war vor allen Dingen Lady X, die spürte, wo sich ihre Feinde verkrochen hatten. Lange genug war sie mit Lupina zusammengewesen. Sie nahm sie wahr und ortete sie. Die Werwölfin konnte sich überhaupt nicht so gut verstecken, als daß Lady X sie nicht gefunden hätte.

Abermals verließen sie eine schmale Teerstraße. Pamela Scott hatte angeordnet, daß sie nach links fahren sollten, hinein in das Gelände und einen Hang hoch, mit dem der Wagen seine Schwierigkeiten hatte, weil die Räder durchdrehten. Zudem würgte Tonio Trent noch den Motor ab.

»Du bist ein Trottler!« zischte die Blutsaugerin. Sie hatte sich von der Nervosität ihres Partners anstecken lassen.

Trent zuckte zusammen. »Willst du fahren?« zischte er.

»Los, weiter!«

Der Vampir drehte den Zündschlüssel, der Motor sprang wieder an. Trent trat das Gaspedal wütend durch. Er hatte Glück, daß sich der Rover in Bewegung setzte. Mit dem Heck schwänzelte er, die Hinterräder schleuderten Dreck hoch, der sich mit dem Gras vermischte.

Später mußten sie einen Umweg fahren, weil sie nicht durch den Wald konnten.

»Halte dich mehr rechts!« befahl Lady X.

»Spürst du was?«

»Ja. Sie sind nicht mehr weit.«

Sie fuhren inzwischen über einen schmalen Feldweg, der aus nicht mehr als zwei Treckerspuren bestand.

Der Weg wurde nach einer gewissen Zeit breiter. Einige Zeichen deuteten darauf hin, daß er einmal eine Straße gewesen war, über die Wagen gefahren waren.

Es war tatsächlich der offizielle Weg zum Steinbruch, demnach waren die beiden Vampire nicht mehr weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernt.

Und sie rollten weiter.

Die Stoßdämpfer des Rover hatten einiges auszuhalten, denn nicht nur tiefe Reifenspuren markierten den Weg, sondern auch Schlaglöcher.

Die beiden Blutsauger wurden durchgeschüttelt.

Gemeinsam vernahmen sie das Heulen.

Sofort trat Tonio Trent auf die Bremse und stoppte den Wagen ab. Beide lauschten, horchten in die Nacht hinein, und um die Lippen des weiblichen Vampirs legte sich ein kaltes, grausam wirkendes Lächeln.

Bald war es soweit. Lady X drehte den Kopf und schielte zum Rücksitz, wo die mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole lag. Sie fürchtete sich vor der Waffe, denn geweihte Silberkugeln waren auch für sie tödlich, nicht nur für Werwölfe. Sie mußte achtgeben, wenn ihr Begleiter damit hantierte und den Lauf aus Versehen auf sie richtete.

Die Scott mochte Trent nicht. Sie paßten einfach nicht zusammen, sie haßten sich.

Nur eine Notgemeinschaft hielt sie zusammen. Wenn die Feinde erledigt waren, löste sich automatisch auch diese Gemeinschaft auf, dann wollte Lady X sich den ehemaligen Mafiakiller vom Hals schaffen.

Sie mußte dafür Sorge tragen, daß noch genügend Munition vorhanden war.

Das Heulen verebbte. In den letzten, klagenden Tönen schwang es noch einmal durch die Dunkelheit, bevor es nicht mehr zu hören war.

Stille!

»Fahr weiter!« wies die Scott ihren ungeliebten Begleiter an.

»Und beeil dich, wir sind gleich da.«

»Wirklich?«

»Ja, du Idiot, du hast es doch gehört.«

»Sollen wir nicht aussteigen?«

»Ich gebe hier die Befehle!«

Tonio Trent warf der Blutsaugerin einen Blick zu, der be-

sagte, daß er ebenso dachte wie Lady X. Nach dem Auftrag gab es nichts mehr, was sie noch zusammengehalten hätte. Die Abneigung, die Trent als Mensch gegen die Scott verspürt hatte, die empfand er auch als Vampir.

Sie rollten an. Diesmal fuhr Trent nicht so schnell. Er kannte die Regeln und hielt sich daran. Das vorsichtige Anschleichen war besser als ein übereiltes Rasen.

Der Rover schwang jetzt sachter und federnder. Lady X saß leicht nach vorn gebeugt und starrte durch die Scheibe. Sie versuchte etwas zu erkennen und entdeckte bald darauf das erste, schon verblichene Schild, auf dem die Aufschrift nur mühsam zu entziffern war. Das Schild warnte vor einem Betreten des Steinbruchs, und da wußte die Blutsaugerin plötzlich Bescheid. Jetzt endlich kannte sie das Versteck der Werwölfe.

Ein Steinbruch.

»Stoppen!« befahl sie.

Automatisch gehorchte der Killer. Er hatte sich damit abgefunden, nur die zweite Geige zu spielen.

Der Rover rutschte noch ein Stück vor und kam zur Ruhe.

Für einen Moment blieben die beiden Blutsauger sitzen, sie konzentrierten sich und horchten, ob etwas zu hören war, doch die Nacht brachte keine Geräusche an ihre Ohren.

»Steig aus!« Während Lady X das sagte, öffnete sie schon an ihrer Seite die Tür.

Tonio Trent tat an seiner das gleiche. Wie auch die Scott ließ er den Wagenschlag vorsichtig zurückschwingen und behutsam ins Schloß fallen.

Dann reagierte der weibliche Vampir wieder schneller als Trent. Lady X hatte bereits die hintere Tür aufgestoßen und sich in den Wagen gebeugt. Als Trent die mit Silberkugeln geladene tschechische Waffen nehmen wollte, griff er ins Leere.

Triumphierend hielt die ehemalige Terroristin die MPi hoch.

»Die habe ich jetzt«, erklärte sie.

»Sie gehört mir!« zischte der Vampir, der ahnte, daß es ein Fehler war, seiner Komplizin die Waffe zu überlassen.

»Mach die Augen zu! Was du dann siehst, das gehört dir.
Nimm dir meine!«

Trent quetschte einen wilden Fluch durch die Zähne. Er gehorchte allerdings. Etwas anderes blieb ihm auch nicht übrig. So wie Lady X früher, so schwang er die MPI über seine Schulter, während die Vampirin die kleine, handliche in den Händen behielt.

Damit war sie der King. Die beiden Werwölfe würden keine Chance haben. Die Silberkugeln vernichteten nicht nur Lupina, sondern auch ihren verdammten Sohn, womit Lupinas Traum von einer Allianz der Wölfe endgültig vorbei war.

Dann konnte Lady X nämlich ihren eigentlichen Plan ins Auge fassen. Er war groß angelegt, doch sie brauchte noch viel Zeit, um ihn zu erfüllen.

Dabei dachte Lady X ähnlich wie Lupina. Auch sie träumte davon, Herrscherin über eine unermessliche Anzahl von Vampiren zu sein. Irgendwann einmal, nicht heute und nicht morgen, mußte es ihr gelingen, deren Anführerin zu werden. Allerdings stand ihr dabei einer im Weg. Das war Vampirodel-mar, der Uralt-Vampir. Er nannte sich selbst Kaiser der Blutsauger, und seine Herkunft lag im dunkeln. Zwar war er aus seinem Grab in der Nordsee erweckt worden, aber wie er dort hineingekommen war, das stand in den Sternen. Niemand wußte Näheres darüber. Wahrscheinlich auch Solo Morasso nicht. Und falls er etwas wußte, schwieg er sich aus.

Das war Zukunftsmusik, und Lady X schob diese Gedankengänge erst einmal weit von sich.

Sie mußte sich auf die Gegenwart konzentrieren, denn da gab es das große Problem Lupina. Es sollte in ihrem Sinn gelöst werden, das hieß nichts anderes als Tod für Lupina und ihren Sohn!

Tonio Trent hielt sich immer zwei Schritte hinter Lady X, die sehr wachsam war und ihre Blicke überall hatte. Das Land war flach, sehr übersichtlich, so daß eine Gefahr schon im Ansatz zu erkennen war. Hier in der Nähe entdeckte sie nichts.

Aber sie sah etwas anderes. Es war so überraschend für sie, daß sie stehenblieb und Trent fast aufgelaufen wäre.

Lady X schaute nach vorn, und sie blickte dabei über den Rand einer Klippe hinweg. Ein Beweis, daß sie sich dem Steinbruch genähert hatten.

Bis zur anderen Seite konnte sie nicht schauen, dazu war der Steinbruch zu groß, aber sie sah etwas schimmern. Ja, es schimmerte, obwohl es dunkel war.

Und das konnte nur Wasser sein.

Lady X duckte sich. Trent machte es ihr nach, auch er hatte sich nicht mehr aufgerichtet, sondern hielt sich neben ihr. So schlichen sie vor bis zum Rand des Steinbruchs und schauten von dort in die Tiefe, wo sie den See sahen.

Er bildete ein großes Viereck. Die Oberfläche schien mit schwarzer Farbe angestrichen worden zu sein, so wirkte sie. Zudem ein wenig gekräuselt, da der Wind sacht über sie hinwegstrich.

Das Wasser interessierte die weibliche Bestie nicht, denn sie suchte jemanden.

Der Mond war ihr dabei eine große Hilfe. Sein fahles Licht legte einen hellen Schleier über das Land, und es erreichte auch den Grund des Steinbruchs, der sich rechts von ihnen zu einem weiteren Gelände öffnete.

Dort sah sie die Gestalten.

Werwölfe!

Lupina und ihr Sohn!

Ein Mensch hätte vielleicht tief eingeatmet, nicht so ein Vampir wie die Scott. Aus ihrem Mund drang ein knurrendes Geräusch, das mit dem eines Tieres vergleichbar war.

Er sollte Triumph ausdrücken.

Und den empfand sie.

Niemandem war es bisher gelungen, die Werwölfe zu finden.

Sie aber hatten es geschafft. Und sie waren nicht bemerkt worden, denn nichts wies darauf hin, daß sich die Bestien mißtrauisch gezeigt hätten.

Sie gingen am Ufer des Baggersees auf und ab, dabei taten sie so, als wären sie allein.

Die Scott schätzte die Entfernung ab. Sie war eine Expertin darin, was Waffen und ihre Handhabung anging. Als sie sich flach auf den Boden legte und die Maschinenpistole mit dem kurzen Lauf ein wenig senkte, befanden sich die beiden Werwölfe genau am Ende der Ziellinie.

Alles wäre fast in Ordnung gewesen, nur die Entfernung stimmte nicht.

Die Bestien waren zu weit entfernt, deshalb erhob sich Lady X wieder und antwortete auf die erstaunte Frage ihres Artgenossen: »Wir müssen näher ran. Hier schaffen wir es nicht!«

Geduckt hasteten sie an der breiten Südseite des Steinbruchs entlang. Lady X hatte es sehr eilig, denn wer konnte schon wissen, wie lange sich die beiden Werwölfe noch in dem Steinbruch aufhalten würden?

Sie mußten die Zeit nutzen und so überraschend wie ein Sommergewitter über sie kommen.

Das hatte sich Lady X fest vorgenommen, und diesen Plan würde sie auch durchführen.

Als sie das Ende des Steinbruchs erreicht hatten, blieb sie erst einmal stehen. Sie brauchten nur zwei Schritte bis zum Rand zu gehen, um in die Tiefe schauen zu können.

Ja, jetzt war die Distanz wesentlich günstiger. Auch befanden sie sich nicht mehr in der großen Höhe, denn das Gelände senkte sich an dieser Stelle wieder.

Lady X fiel auf die Knie. Halbhoch hielt sie die tschechische Skorpion-MPi.

So wie sich die beiden Bestien verhielten, waren sie völlig ahnungslos. Die Kugeln würden sie treffen und zerschmettern. Innerlich lachte die Blutsaugerin, die Augen glänzten, sie korrigierte noch einmal die Zielrichtung und drückte ab ...

Die rote Flunder zischte heran. So hatte ich Bills Porsche genannt. Im Vergleich zu meinem Bentley war er klein, dafür jedoch schneller. Da kam ich nicht mit. Die langen, hellen Lichtspeere der Scheinwerfer huschten geisterhaft über uns hinweg. Der Motor rührte noch einmal, dann bremste Bill ab. Die Tür flog auf. Zuerst die rechte an der Fahrerseite, dann die linke.

Blitzartig huschte ein Schatten hervor, der kein Schatten mehr blieb, sondern zu einem Wolf mit bräunlichem Fell wurde. Das Tier schaute sich nicht erst witternd um, es hatte ein Ziel, nämlich mich.

Da ich wußte, was auf mich zukam, stemmte ich meine Hacken in den weichen Boden und beugte mich vor. Ich hatte schon die Arme ausgebreitet, und Nadine Berger flog förmlich hinein. Sie prallte gegen mich, ich umschlang sie und preßte ihren Körper an mich, wobei sie die Vorderpfoten auf meine Schultern legte, mit Schnauze und Zunge leckte sie über mein Gesicht.

Ich fühlte die Wärme des Tierkörpers und schloß für Sekunden die Augen, denn ich hatte ein schreckliches Bild vor mir. Ich sah Nadine auf dem Bett des Filmstudios liegen, hörte Schüsse, sah ein widerliches, grünes Monster - dann wechselte das Bild. Ein Friedhof, eine Beerdigung und ein Wolf, der aus dem Sarg sprang, eben Nadine Berger.

Das Schicksal hatte uns hart getroffen, denn Nadine hatte mir viel bedeutet. Ich erinnerte mich noch genau an das kleine Hotelzimmer, in dem wir die Nacht verbracht hatten, nachdem Nadines Verlobung geplatzt war und ich die Teufelsuhr vernichtet hatte.

Das war Vergangenheit, und das würde wahrscheinlich nie mehr zurückkehren.

Ich senkte den Kopf ein wenig und konnte in die Augen des Tiers schauen.

Nein, das war nicht der Blick einer Wölfin, diese Augen konnte man als menschlich bezeichnen, ebenso den Blick. Sie

schaute mich an, und ich sah die gleiche Farbe in den Pupillen, die Nadine Berger auch als Mensch gehabt hatte.

An den Augen hatte ich letzten Endes erkannt, daß kein normaler Wolf vor mir stand.

Bill und Suko standen daneben. Die anderen Männer schauten aus einer gebührenden Entfernung zu, ihnen war diese heftige Begrüßung wohl nicht so geheuer.

Mir aber machte es nichts. Vielleicht wäre es noch minutenlang so weitergegangen, doch ich mußte etwas tun. Ich ging zurück, faßte Nadine unter und stemmte sie von mir weg.

Sie wollte nicht, sondern drängte sich immer wieder gegen mich.

»Meine Güte, ist das eine Liebe«, beschwerte sich Bill. »Und wer küßt mich?«

Als hätte Nadine die Worte verstanden, so ließ sie von mir ab und sprang meinen Freund Bill an.

»He, he«, protestierte dieser, »so habe ich das nicht gemeint.« Jetzt konnten Suko und ich lachen, doch sehr schnell wurden wir wieder ernst. Wir steckten in einer Situation, wo wir wirklich nichts zu lachen hatten. Dazu war der Fall zu gefährlich. Während Nadine sich neben mir hielt und ich ihr das Fell kraulte, erklärte ich Bill Conolly, worum es ging. Der bekam natürlich große Augen, schüttelte den Kopf und wollte es nicht fassen. »Das gibt es doch nicht. Da macht Lady X Jagd auf Lupina?«

»Noch ist nichts bewiesen.«

»Komm, ich kenne dich, John, wenn du so redest, trifft es auch meistens zu, oder?« Er warf Suko einen fragenden Blick zu und erhoffte Zustimmung, die er auch erhielt. Aber Bill war noch nicht fertig. Er konnte sich noch nicht darüber beruhigen, daß Vampire mit Silberkugel-Waffen herumliefen.

»Das pack ich nicht«, sagte er. »Verdammt, das ist unmöglich. Worauf stellen sich die Dämonen denn noch alles ein?

Nächstens begegnen sie uns noch mit einem Heiligenschein« Ich grinste schief. »Ja, die kriegen noch einen vor dir.«

Bill deutete auf seinen Kopf. »Ich habe ihn schon.«

»Und wo?« fragte Suko.

»Unsichtbar.«

Wir lachten alle drei. Dann wurde es ernst, denn wie sollten wir Nadine Berger begreiflich machen, um was es ging? Ich kniete mich nieder, nahm ihren Kopf in beide Hände und schaute sie wieder an. Verflixt, ich wußte nicht, ob sie mich verstand, wenn ich redete, aber ich konnte es versuchen.

»Lupina!« sagte ich eindringlich. »Wir müssen Lupina finden. Und du wirst uns helfen - bitte!«

Ein Blick aus ihren menschlichen Augen traf mich. Vielleicht sollte er ein Verständnis ausdrücken, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall zog sich Nadine zurück, ich hielt sie auch nicht mehr fest, und wir alle schauten zu, wie sie den Kopf senkte, mit der Schnauze über dem Boden schnüffelte und im Kreis ging.

Hatte sie schon eine Spur aufgenommen?

Plötzlich blieb sie stehen. Drohend klang das Knurren. Sie schüttelte sich, und die einzelnen Haare des Fells stellten sich aufrecht. Ein Zeichen für uns, daß sie etwas entdeckt hatte.

Dann war es soweit. Bevor wir etwas unternahmen, reagierte die Wölfin. Sie lief erst zum Wagen. Wir rechneten schon damit, daß sie hineinklettern wollte, doch sie drehte ab und lief weg. Nach etwa zwanzig Yards blieb sie stehen, drehte den Kopf und hob ihn an, ein Zeichen, das wir genau verstanden.

»Hinterher«, sagte Suko und lief bereits auf den Bentley zu. Bill und ich folgten.

Da der hilfsbereite Beamte unser Fahrzeug repariert hatte, konnten wir auch los.

Bill hängte sich in den Fond, ich fuhr, Suko nahm neben mir Platz. Bevor ich startete, schaute ich über die Schulter zurück und den Reporter an. »Bist du bewaffnet, Bill?«

»Die Silberkugeln sind frisch poliert«, erwiderte er und rieb sich die Hände.

»Na denn«, sagte ich und fuhr an ...

Der Schwarzwolf steckte voller Unruhe. Lupina beobachtete ihn genau. Er blieb nicht an einem Fleck stehen, bewegte seinen großen Kopf, auf dem das Fell wie ein Busch wuchs, lief mal im Kreis, dann wieder vor, drehte sich und sprang zurück.

Gefahr!

Auch Lupina spürte sie. Sie war ebenfalls hochsensibel, besaß regelrechte Antennen und registrierte wie ein Seismograph die Erschütterungen eines Erdbebens.

Sie hatte natürlich die Szene in Dr. Tods Hauptquartier nicht vergessen.

Solo Morasso war ihr Feind, und er würde durch seine Macht und Befehlsgewalt dafür sorgen, daß auch die anderen Mitglieder der Mordliga zu Lupinas Todfeinden wurden.

Rebellion vertrug der Chef der Mordliga nicht. Da war er eiskalt und schlug gnadenlos zurück, deshalb war Lupina froh, ihren Sohn gefunden zu haben, denn zwei sind immer stärker als einer.

Die anderen sollten nur kommen, sie würden sich wundern.

Aber waren sie nicht schon längst da? Lauerten sie nicht irgendwo im Verborgenen? Und wer, vor allen Dingen, hatte den Weg gefunden?

Es standen ja mehrere zur Auswahl. Da war einmal die Mordliga und zum anderen auch die Männer um John Sinclair. Sie hatten ebenfalls geschworen, die Mordliga zu vernichten, und sie würden sich danach richten, daran ging kein Weg vorbei.

Lupina wußte genau, was ihr blühte, wenn sie in eine Falle der einen oder anderen Seite hineinstolperte. Deshalb nutzte sie jede Möglichkeit, sich für einen Angriff zu wappnen, und auch jetzt schaute sie sich um.

In der Nähe des Baggersees verbargen sich ihre Gegner sicherlich nicht. Das war schlichtweg unmöglich, denn Lupina und Orapul hätten sie sehen müssen, wenn sie den steilen Hang hinuntergerutscht wären. Es blieb nur eine Möglichkeit, um ungesehen zu bleiben.

Die Gegner mußten sich irgendwo an den Rändern oder Klippen aufhalten.

Deshalb ließ sich Lupina auch nieder und richtete ihre gelben Raubtieraugen auf die Klippenränder. Vielleicht sah oder ahnte sie dort eine Bewegung.

Nichts zu erkennen.

Die andere Seite wußte genau, was sie tat. Die war sehr, sehr vorsichtig. Aber sie waren da, und Lupina spürte, daß die Ausstrahlung stärker wurde.

Sie näherten sich ...

Gedanklich nahm die Wölfin Kontakt mit ihrem Sohn auf, Orapuls Kopf ruckte herum, die Blicke der beiden bohrten sich ineinander, dann hörte der Schwarzwolf die Stimme seiner Mutter.

>Sie sind in der Nähe. Ich spüre es.<

>Wo?<

>Wahrscheinlich oben am Rand der Hänge. Laß ihn nicht aus den Augen. Ich beobachte auch.<

Orapul hatte verstanden. Eine kurze Bewegung und er wandte seiner Mutter den Rücken zu. Der Schwarzwolf beobachtete jetzt die Nordseite des Steinbruchs, seine Mutter die gegenüberliegende.

Noch tat sich nichts.

Minuten vergingen.

Plötzlich stellten sich Lupinas Ohren hoch. Sie hatte etwas vernommen. Minimale Erschütterungen, für die es zahlreiche Gründe geben konnte, aber auch einen, der sich von hastig laufenden Schritten ableitete. Und die Erschütterungen waren zur Südseite hin stärker als umgekehrt, das stellte Lupina durch eine rasche Drehung fest.

>Sie sind da!<

Dieser gedankliche Ruf traf Orapul, der augenblicklich knurrend herumfuhr, doch Lupina beruhigte mit einem zweiten Befehl.

>Bleib jetzt ganz ruhig!< -

Orapul gehorchte. Er ließ sich sogar fallen und rollte auf dem Boden herum. Er wollte die anderen in Sicherheit wiegen. Die Sicherheit jedoch war trügerisch. Das merkte Lupina, denn sie sah oben am Ende des Steilhangs eine Bewegung. Etwas schimmerte dort.

Augenblicklich stieß die Werwölfin eine gedankliche Warnung aus. Ob sie noch fruchtete oder nicht, war für sie nicht zu erkennen, denn im nächsten Moment hämmerte eine Schußsalve los ...

Lady X hatte sich vorgenommen, die Werwölfin mit der ersten kurzen Garbe zu erledigen. Das mußte sie schaffen, denn sie wollte Munition sparen. Sie hatte zwar noch ein gefülltes Reservemagazin mit, aber man konnte nicht wissen, was noch alles auf sie zukommen würde.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Es zerfloß immer, wenn sie schoß, eine alte Angewohnheit, die sie noch aus menschlichen Tagen mitgebracht hatte. Nur schauten jetzt bei ihr die beiden Vampirzähne aus dem halb geöffneten Mund.

Vor dem Lauf sah sie das fahle Licht des Mündungsfeuers.

Die Kugeln fegten aus dem Lauf, und sie waren so schnell, daß die eine die andere einholen wollte, jedenfalls schien es der Vampirin so. Aus ihrem Mund drangen heisere Laute. Sie wartete darauf, daß Lupina im Hagel der Silbergeschosse zusammenbrechen würde.

Das allerdings geschah nicht.

Als Lady X damit rechnete, Lupina durch die Silberkugeln von den Beinen zu fegen, brachte diese sich mit einem gewaltigen Sprung in Sicherheit, so daß die Geschosse dicht an ihr vorbeifegten, in den Boden hackten und ihn dort umpfligten. Die Werwölfin aber rollte über die Erde, kam geschickt auf die Füße und brachte sich mit einem weiteren Sprung in Sicherheit. Die Scott mußte die Waffe schwenken. Ein böser Fluch drang aus ihrem Mund.

Abermals jagte sie eine Garbe aus dem Lauf.

Das harte Tack-tack, diese tödliche Melodie, schwebte wie das Stakkato eines halben Trommelschlags über dem Baggersee und dem Steinbruch.

Lady X wußte, daß es Munitionsverschwendung war, was sie tat, und sie hatte sich bisher auch immer davor gehütet, aber sie konnte nicht anders, sie setzte noch eine Garbe hinterher. Die dritte fehlte ebenfalls. Sie erwischte nicht Lupina und auch nicht ihren Sohn.

Dann hatten die beiden Werwölfe Deckung gefunden. Es gab genügend aufgeschüttete, kleine Lehmhügel an der breiten Seite des Steinbruchs, wo sie ihren Platz fanden und erst einmal unsichtbar waren.

Lady X richtete sich auf. Es war ihr jetzt egal, ob sie erkannt wurde oder nicht, und sie vernahm die Reaktion der Werwölfin.

Es war ein fauchendes Lachen, das durch den Steinbruch hallte und von den glatten Lehmwänden zurückgeworfen wurde. Lupina ging sogar so weit, daß sie sich hinter ihrer Deckung aufrichtete. Sie hatte sich wieder verwandelt. Über dem Wolfskörper zeichnete sich deutlich ein Frauengesicht ab, und der Wind spielte mit den langen, blonden Haaren, wehte sie hoch wie eine helle Fahne.

»Du willst mich umbringen?« kreischte sie. »Du? Lady X? Nie wirst du das schaffen - nie!«

»Ich wette dagegen!« brüllte Lady X.

»Warum ist Morasso denn nicht selbst gekommen?« höhnte Lupina. »Er hat Angst gehabt, wie? Dafür schickt er dich vor, damit du ihm die Kastanien aus dem Feuer holst. Ich hätte dich für schlauer gehalten, Pamela Scott. Was stehst du noch zur Mordliga? Sie wird auseinanderbrechen. Solo Morasso hat verspielt. Er hat zwar Asmodina besiegt, doch durch diesen Kampf zu viele Wunden davongetragen, die nicht mehr heilen. Nein, Dr. Tod ist am Ende ...!«

Die Scott verstand die Worte sehr wohl. Und sie wußte, daß

sie gar nicht so falsch waren, aber sie wollte es nicht einsehen, daß sie den kürzeren gezogen hatte. Nein, das auf keinen Fall. Sie würde es den anderen zeigen, und sie hatte längst noch nicht von ihrem eigentlichen Plan Abstand genommen.

Lupina und ihr Sohn sollten sterben!

»Ich warte hier!« schrie Lady X. »Ich habe Zeit. Mehr als du. Irgendwann wirst du dich zeigen, und dann töte ich dich!« Ihr gellendes Lachen nach diesen Worten fetzte hinab in den Steinbruch und mußte den beiden Werwölfen in den Ohren gellen.

Die Szene wirkte in der Tat gespenstisch. Angeleuchtet vom fahlen Mondlicht, standen sich zwei dämonische Wesen gegenüber, die sich bis auf den Tod haßten. Die eine war entschlossen, die andere umzubringen, und die zweite reagierte nicht anders.

Lady X trat zwei Schritte zurück, blieb aber so stehen, daß sie hinunter in den Steinbruch schauen konnte. Mit der freien Hand winkte sie Tonio Trent zu.

Der verstand und trat sofort näher.

»Gib mir das zweite Magazin.«

Trent kümmerte sich nicht darum. Sein fauchendes Lachen hörte Lady X dicht an ihrem Ohr. »Du hast es nicht geschafft, wie? Die anderen waren besser. Scheint mit deinen Schießkünsten wirklich nicht weit her zu sein, Lady X!«

Das war zuviel. Die Scott drehte durch. Auf der Stelle kreiselte sie herum, wobei sie die MPi noch immer in den Händen hielt, und dann hieb sie die schwere Waffe gegen den Hals des Blutsaugers.

Der verkraftete den Treffer zwar und spürte auch keine Schmerzen, aber die Wucht warf ihn trotzdem zu Boden, wo er sich einmal überschlug, dicht neben dem Abgrund auf dem Rücken liegenblieb und zu Lady X hoch starrte.

Sofort ließ sich die Vampirin auf die Knie fallen. Und sie streckte die Waffe vor, so daß die Mündung genau einen Kreis zwischen die Augen des Vampirs drückte.

»Wenn du jetzt nicht still bist«, flüsterte die Blutsaugerin scharf, »zerfetzte ich deinen verdammten Schädel. Dann lege ich dich um! Eine Hilfe warst du sowieso nicht!«

Der ehemalige Mafiakiller und jetzige Vampir fletschte die Zähne. Er ließ seine Hauer sehen, doch die beeindruckten Lady X nicht. Statt dessen forderte sie die Herausgabe des zweiten gefüllten Magazins.

Diesmal gehorchte Trent. Er wußte genau, daß die Blutsaugerin über ihm nicht bluffte, da war es besser, er gehorchte.

Das Magazin steckte im Gürtel. Er tastete danach, schlug dabei die Jacke zurück, und die Scott sah das Metall.

Sie riß es ihm aus dem Gürtel. Dann sprang sie auf, drehte sich noch einmal um und sah unten am See einen Schatten entlanghuschen. Es war der Schwarzwolf.

In einem Anfall von Wut riß Lady X die Maschinenpistole hoch und feuerte.

Die letzten Silberkugeln aus dem alten Magazin hackten heraus. Sie trafen nicht nur die Erde, sondern sausten auch in den See. Fontänen bildeten sich.

Orapul aber wurde nicht getroffen. Er war schneller als die Garbe gewesen und fand dort seine Deckung, wo auch Lupina lag.

Die Scott trat zurück. Das leergeschossene Magazin löste sie von der Waffe und schleuderte es voller Wut fort. Dann rammte sie das neue ein.

»Damit kriege ich sie!« versprach die Vampirin mit rauher Stimme. »Verdammt, damit puste ich sie um!«

Tonio Trent hatte sich inzwischen erhoben. Er schaute die Scott sehr skeptisch an. Sie bemerkte seinen Blick. Plötzlich schienen ihre Augen in Flammen zu stehen. »Glaubst du mir nicht, du verfluchter Bastard?«

»Es fällt mir schwer. Du hast schon zuviel versprochen!«

»Sicher, nur gehe ich diesmal anders vor. Ich werde ...« Sie sprach nicht aus, was sie noch wollte, denn sie bewegte den

Kopf, und ihr Blick glitt an Tonio Trent vorbei, da sie zwei Lichter entdeckt hatte, die zu einem Auto gehören konnten. »Was ist los?« fragte der Vampir.

»Da kommt jemand!«

»Menschen?« Aus der Stimme des Blutsaugers klang die Gier.

Pamela Scott schaute ihn für einen kurzen Moment an.

»Wahrscheinlich ja«, erwiderte sie dann gedehnt, hob noch einmal ihren Kopf und stellte fest, daß die Lichter verloschen waren.

»Getäuscht habe ich mich nicht«, flüsterte sie. »Das sind bestimmt Menschen. Und die haben Blut!« fügte sie scharf hinzu.

Eine bessere Nachricht hätte sie Tonio Trent nicht überbringen können. »Ich hole sie mir!« keuchte er und warf sich schon herum, um in der Dunkelheit zu verschwinden.

Lady X ließ ihn laufen. »Du wirst dich wundern!« flüsterte sie. »Verdammt, du wirst dich wundern.« Sie ahnte, wer da ankam, aber sie machte keinerlei Anstalten, ihren Partner zurückzuholen. Im Gegenteil, der Plan von einer lachenden Dritten nahm allmählich die Gestalt an ...

Ich fuhr und schaute auf Nadine Berger.

Mal trottete sie vor uns her, mal bewegte sie sich in weiten Sprüngen voran. Auf jeden Fall hatte sie die Spur nie verloren. Sie würde uns zu unserem Ziel führen.

Wir sprachen kaum miteinander, da wir drei voll konzentriert waren. Nur Bill gab hin und wieder einen Kommentar ab. »Unwahrscheinlich«, murmelte er dann. »Wirklich unwahrscheinlich. Mensch, was haben wir mit Nadine ein Glück.«

Ich war nicht ganz seiner Meinung, denn Nadine Berger hätte ich lieber als Mensch gehabt, doch ich mußte mich mit der verdammten Tatsache nun einmal abfinden und das Beste daraus machen, wie eben hier, wo wir sie als Spürhund einsetzten.

Natürlich hielt sie sich nicht an normale Wege oder Straßen. Sie führte uns quer durchs Gelände, das jetzt nicht mehr bretteben und flach war, sondern ein wenig abstieg.

Nadine war eine gute Führerin, die zielsicher ihren Weg fand und kleinere Wälder oder dicht beieinanderstehende Baumgruppen kurzerhand umging.

So konnten wir mit dem Bentley problemlos folgen. Der Wagen, von mir sacht gesteuert, schaffte auch schwierige Passagen.

Wir entdeckten einen Pfad. Geschaffen worden war er durch breite Treckerreifen. Sie hatten im Boden tiefe Spuren hinterlassen, in denen das Wasser stand.

Den Weg nahmen wir. Mir tat mein Wagen leid, als er sich durch die Spuren quälen mußte. Wir wurden durchgeschaukelt, und manchmal hörten wir das Blech des Fahrzeugs regelrecht stöhnen.

Wir bewegten uns mitten durch das Gelände und hielten die Augen offen.

Zudem wollte ich Nadine im Auge behalten. Hin und wieder huschte sie durch die beiden Lichtlanzen, blieb stehen, schaute kurz zurück, wobei ihre Augen jedesmal leuchteten, und sprang dann meist schnell weiter.

Im zweiten Gang krochen wir dahin. Bis ich plötzlich stoppte und Bill mich überrascht nach dem Grund fragte. Auch Suko schaute mich verwundert an. Ich aber deutete nach links, wo ein Holzpfahl wie ein dünner Finger aus dem Boden wuchs. Am Ende des Pfahls sahen wir ein Brett. Es bestand aus verblichenem Holz, und die Schrift darauf war kaum zu entziffern. Wir mußten mehr raten.

Bill öffnete im Fond die Tür und beugte sich heraus.

»Es geht um den Steinbruch«, meldete er, »wenigstens lese ich das daraus.«

»Das muß ihr Ziel sein«, bemerkte Suko.

Der Meinung war ich auch, löschte jetzt die beiden Scheinwerfer und fuhr langsam an.

Bill klappte die Tür zu.

Nadine war ebenfalls stehengeblieben. Als sie merkte, daß sich unser Wagen wieder in Bewegung setzte, lief auch sie vor. Jetzt krochen wir merklich dahin.

Keiner sprach ein Wort. Die Spannung stieg. Nur unser flacher Atem war zu hören.

Würde es klappen? Konnten wir Lupina und vielleicht auch ihren Sohn erwischen?

Es wäre gut. Noch besser allerdings wäre es, wenn es uns gelang, die beiden Vampire als eine Art Zugabe zur Hölle zu schicken.

Das blieben vorerst Wunschträume.

Die Sicht war schlechter geworden. Nur der Mond warf seine fahle Helligkeit auf die Erde.

Wir hatten die Scheiben nach unten fahren lassen, weil wir unbedingt auf verräterische Geräusche achten wollten.

Und die hörten wir.

Es begann mit einem Knurren.

Wütend und irgendwie drohend wirkte es auf uns. Sofort ging ich vom Gas, der Wagen rollte trotzdem noch weiter, und bevor er stand, gab es eine Kollision.

Nicht mit dem Wolf Nadine, sondern mit einer blondhaarigen Gestalt, die rechts von uns erschien, vor die Kühlerschnauze sprang, von ihr erfaßt und zurückgeschleudert wurde.

Ich hatte sie nur schattenhaft gesehen, aber ich wußte, wen ich vor mir hatte.

Den blondhaarigen Vampir.

Schon ging es weiter.

Nadine Berger erschien aus dem Dunkel. Ein leuchtendes Augenpaar zuerst nur, dann der Schatten, und im nächsten Augenblick prallte der Wolf gegen den Blutsauger, der auf den Knien hockte und sich erheben wollte.

Im Nu entspann sich ein harter Kampf.

Vielleicht hätten wir schneller reagiert, wenn der Vampir ver-

sucht hätte zu flüchten. So stießen wir normal die Türen auf und schwangen uns aus dem Fahrzeug.

Vor dem Bentley kämpften die beiden. Zum ersten Mal erlebte ich Nadine Berger und wie sie ihre spitzen Zähne einsetzte. Der Blutsauger hatte es noch nicht geschafft, sich unter Nadine wegzurollen. Er lag halb auf der Seite und halb auf dem Rücken auf dem Boden, während die Wölfin über ihm stand.

Ein Mensch hätte geschrien und wäre verletzt worden, denn für Nadine war der Vampir ein Feind, den sie ausschalten mußte. Und deshalb griff sie ihn mit aller Härte an, zu der sie fähig war.

Sie biß mehrere Male schnell hintereinander zu. Wir hörten, wie Stoff knirschend riß, und nicht nur der Stoff war es. Die spitzen Zähne drangen auch in die Haut des blondhaarigen Vampirs, wo sie Zugriffen wir harte Eisenklammern.

Ein Blutsauger verspürt keine Schmerzen mehr. Es sei denn, er wird mit den Waffen attackiert, die für ihn tödlich sind. Über einen Biß konnte er nur lachen.

Als Nadines erste Angriffswut verbraucht war und sie bemerkte, daß ihr Gegner noch immer lebte, da wunderte sie sich. Sie sprang zurück und stieß mit ihrem Rücken gegen die Stoßstange unseres Wagens. Wir hatten einen kleinen Kreis um die Kämpfenden gebaut und sahen mit an, wie der Vampir sich auf die Füße stemmte.

Der fast volle Mond gab genügend Licht, um ihn genau erkennen zu können.

Ein bleiches Gesicht. Fahl das Haar. Der helle Anzug war schmutzig, das Gesicht verzerrt. Halboffen stand der Mund, zwei spitze Zähne schauten aus dem Oberkiefer.

An einigen Stellen schimmerte blanke Haut durch die von Bissen zerrissene Kleidung. Nadines Zähne hatten ihn auch im Gesicht getroffen.

Er fauchte. Wie ein Tier reagierte er und hatte seine Blicke auf Nadine fixiert.

Die griff wieder an.

Sie hatte sich zuvor zurückgezogen, jetzt aber merkten Suko und ich die Bewegung, als die Wölfin zwischen uns hindurchsprang und dem Blutsauger an die Kehle wollte.

Trent hatte die Arme erhoben und die Hände zusammengelegt. Als Nadine heran war, ließ er sie fallen.

Der Hammerschlag jagte in den Nacken der Wölfin. Für einen Moment hatte ich schreckliche Angst, daß es dem Blutsauger gelungen war, die Nackenwirbel zu brechen. Nadine konnte sich auf ihren Läufen nicht mehr abstützen, die Wucht trieb sie in die Knie, und der Vampir sah dies als einen halben Sieg an.

Er setzte allerdings nicht nach, sondern zog sich zurück in die Dunkelheit.

Damit überraschte er Bill, Suko und mich. Wir hatten sowieso noch nicht eingegriffen, da jeder von uns irgendwie fasziniert gewesen war, diese Auseinandersetzung zu beobachten.

Es war ein wirklicher Kampf der Bestien, auch wenn ich Nadine nicht als Bestie ansah, für die meisten Menschen jedoch war sie eine, und sie hatte unter dem Schlag des Vampirs zu leiden, denn noch immer war sie benommen, taumelte zwar hoch, aber sie hatte nicht den richtigen Stand.

Ich half ihr und streichelte sie.

»Den hol ich mir!« kreischte Bill Conolly. Seine Waffe hatte er längst gezogen. Er wollte dem Vampir nach, wurde jedoch von Suko festgehalten. Den Grund erfuhren wir sofort, denn der Chinese hatte als einziger von uns vernünftig und real gedacht.

»Der hat noch seine MPI!«

Auf einmal wußte ich, weshalb der Vampir so schnell und hastig geflohen war. Nicht weil er einsah, auf der Verliererstraße zu sein, er wollte seine Waffe holen.

Als Suko die Worte gesprochen hatte, wurde uns auch klar, daß wir ein hervorragendes Ziel boten. Und wie auf Kommando tauchten wir nach verschiedenen Seiten in die Dunkelheit.

Ich regte mich furchtbar auf. Diese ganze Aktion hier hätte nicht zu sein brauchen. Ein Stich mit dem geweihten Silberdolch ins Herz, und den Blutsauger hätte es gegeben. So aber konnte er uns noch das Leben schwer machen.

Nur - wo steckte er?

Da wir nicht auf der Stelle blieben, sondern uns voranbewegten, hätten wir eigentlich auf ihn treffen müssen. Großartige Deckungen, hinter denen man sich verstecken konnte, gab es hier nicht.

Ich ging so leise wie möglich weiter und näherte mich dem Rand des Steinbruchs. Sehen konnte ich ihn noch nicht, aber ich fühlte, daß wir nicht mehr weit entfernt waren.

Bill und Suko hielten sich irgendwo hinter mir auf und deckten meinen Rücken. Auch sie würden sofort eingreifen, wenn sich der Blutsauger zeigte. Diesmal gab es kein Zögern mehr. Der Vampir mußte vernichtet werden.

Ich entdeckte nicht ihn sondern ein Fahrzeug. Den Umrissen nach zu urteilen, konnte es ein Rover sein, der am Rand des Steinbruchs parkte. Welche Funktion er außer als Transportmittel noch zu erfüllen hatte, merkte ich in den nächsten Sekunden.

Der Vampir hatte sich im Wagen versteckt. Der Grund wurde mir sehr schnell klar.

Er wollte gutes Büchsenlicht haben, und das hatte er, als er die Scheinwerfer aufleuchten ließ.

Und er hatte verdammt gut gezielt.

Die beiden Lichtlanzen zerteilten nicht nur die Dunkelheit, eine von ihnen traf mich. Ich wurde geblendet, dachte an die Maschinenpistole, die unser Gegner unter Umständen noch besaß, und hechtete in die Dunkelheit.

Ich hatte den Boden noch nicht berührt, als ich den Blutsauger schreien hörte. In seinen Schrei mischte sich das häßliche Rattern der Schußwaffe.

Viel konnte ich nicht sehen, der Übergang vom Hellen ins Dunkle war zu schnell gewesen, aber ich erkannte doch, wie

die Geschosse den Boden aufwühlten und sich auf mich zu bewegten.

Dieser verdammte Blutsauger streute.

Noch ein Sprung.

Das war genau einer zuviel.

Meine vorgestreckten Hände prallten nicht auf den Boden, sondern griffen ins Leere. Im Bruchteil einer Sekunde wurde mir klar, was geschehen war. Ich hatte mich mit diesem letzten Satz selbst über den Rand des Abhangs katapultiert und fiel in die Tiefe ...

Bill und Suko hatten einen Bogen geschlagen und den Vampir nicht auf dem direkten Weg verfolgt wie John Sinclair. Eine normalerweise gute Taktik, nur für diesen speziellen Fall war sie nicht so geeignet, das merkten die beiden sehr bald.

Plötzlich stachen die beiden hellen Streifen in die Dunkelheit, erfaßten John, der sich sofort in Sicherheit brachte, was auch verdammt nötig war, denn eine Maschinenpistole begann mit ihrer tödlichen Melodie.

Der Schütze hatte es sehr geschickt angestellt und sich hinter dem offenstehenden Wagenschlag verborgen. So konnte er nicht sofort entdeckt werden.

Frei kam er zum Schuß.

Suko und Bill bewegten sich wie Wiesel. Ohne sich zuvor verständigt zu haben, wußte jeder von ihnen, was er zu tun hatte. Geduckt und so rasch es ging, jagten sie von zwei Seiten auf das Ziel zu.

Aber noch jemand war da.

Die Wölfin!

Und Nadine war schneller als Suko und Bill. Sie hatte einen Bogen geschlagen und befand sich im Rücken des Blutsaugers, der sich allein auf seine zweibeinigen Gegner konzentrierte.

Als er die Gefahr ahnte, war es bereits zu spät. Die Wölfin flog wie ein tödlicher Schatten heran. Sie sprang ihn von hinten

an, landete auf seinem Rücken und schlug ihre Fangzähne in das Genick des Wiedergängers.

Hart biß sie zu, riß und zerrte, so daß sich der Vampir nicht mehr halten konnte und zur Seite gedrückt wurde. Das Schießen verstummte.

Der Blutsauger ließ seine Maschinenpistole los, um beide Hände frei zu haben, damit er sich verteidigen konnte.

Nadine knurrte und hechelte. Die Geräusche blieben nicht ungehört. Sie wurden auch von Suko und Bill vernommen, die sich beide beeilten, so rasch wie möglich den Wagen zu erreichen.

Der Reporter war zuerst da.

Er sah, daß sich die Wölfin festgebissen hatte. Der Vampir lag auf dem Boden, er schlug um sich, bewegte heftig Arme und Beine und versuchte mit allen Mitteln, sich auf den Rücken zu wälzen, damit er sich effektiver wehren konnte.

»Laß ihn!« schrie Bill.

Nadine gehorchte. Sie sprang heftig zurück, so daß ihr Körper sich nicht mehr im Weg befand.

Bill hatte freies Schußfeld.

Die gesamte Zeit über hatte er seine Beretta in der Hand gehalten. Als der Vampir merkte, daß ihn die Fangzähne nicht mehr hielten, drehte er sich herum, kam tatsächlich auf den Rücken zu liegen und nahm als letztes Bild in seinem untoten Dasein die hochaufgerichtete Gestalt vor sich wahr, die eine Waffe in der rechten Hand hielt und die jetzt senkte, damit die Mündung auf die Brust des Blutsaugers wies.

Da schoß Bill.

Das fahle Mündungslicht war für den Vampir ein Totenfeuer. Er schaute hinein und spürte den mörderischen Aufschlag der Silberkugel, der ihn schockte.

Dann kam der Schmerz.

Und mit ihm der Schrei.

Dumpf drang er aus dem Maul des Blutsaugers. Der Vampir bäumte sich auf, sein Gesicht war schrecklich verzerrt. Die

Hände hatte er auf das Einschußloch gepreßt, als wollte er versuchen, das geweihte Silbergeschoß aus seinem Körper zu reißen.

Das schaffte er nicht mehr.

Wie die Flamme eines Feuerzeugs vom Wind ausgeblasen wurde, so verlöschte auch sein Leben. Zu Staub zerfiel er nicht, dazu war er noch nicht lange genug ein Blutsauger gewesen, seine Gesichtszüge glätteten sich nur, dann war es vorbei.

Es gab einen Blutsauger weniger auf der Welt ...

Bill und Suko konnten aufatmen. Der Chinese war inzwischen herangekommen und sah, daß er nicht mehr einzugreifen brauchte. Die Wölfin trottete auch näher. Sie rieb ihren Körper an Bills Beinen.

»Und wo ist John?« fragte der Reporter.

Suko hob die Schultern. Für einen Moment zeichnete sich auf seinem Gesicht Erschrecken ab.

Der Reporter dachte nach. Er drehte sich halb und streckte seinen linken Arm aus. »Ich meine, daß ich ihn dort etwa gesehen hätte.«

Suko folgte mit seinem Blick der angezeigten Richtung. Dann ballte er seine rechte Faust und sagte: »Bill, das ist verflucht nahe am Abgrund gewesen. Ich fürchte, zu nahe ...«

Mehr brauchte Suko nicht zu sagen, denn der Reporter wußte auch so Bescheid ...

Lady X hatte sich zurückgezogen. Sie war nicht in der Nähe des Rovers geblieben, denn sie fürchtete, daß es dort zu Kampfhandlungen kommen konnte, die ihr außer Kontrolle glitten. Wenn es tatsächlich Sinclair und sein Partner waren, die sich dem Steinbruch näherten konnte dies für sie tödlich werden. Das wollte sie auf keinen Fall. Sie mußte überleben.

Um jemanden aufzuhalten, hatte sie ihren Partner. Wenn er draufging, empfand sie das als nicht schlimm.

Die ehemalige Terroristin hatte ein sehr feines Gehör. Sie war

stehengeblieben, hatte sich geduckt, damit sie sich nicht allzu stark vom Boden abhob, und lauschte nur.

Ja, da wurde gekämpft.

Aber sie hörte auch Schritte. Einer zog sich zurück. Bestimmt nicht Sinclair, dafür kannte sie den Geisterjäger gut genug. Der gab nicht so schnell auf.

Wahrscheinlich war es Trent.

Sie hatte den Gedanken kaum formuliert, als zwei helle Lichtstrahlen das Dunkel durchschnitten.

Scheinwerfer!

Und da ratterte schon die MPi. Es war ihre eigene Waffe, sie erkannte den Klang genau. Trent versuchte sich mit allen Mitteln zu wehren. Sie sah für einen winzigen Moment einen Körper durch die Luft fliegen und glaubte, John Sinclair erkannt zu haben. Hundertprozentig sicher war sie allerdings nicht. Das machte auch nichts. Für sie zählte nur der Erfolg. Wie er erreicht wurde und wer dabei auf der Strecke blieb, war ihr im Endeffekt egal. Sie wollte Lupina ausschalten. Um andere kümmerte sie sich nicht mehr.

So konnte man es als eine zwangsläufige Folge bezeichnen, daß sie sich zurückzog. Geduckt hastete sie parallel zur Südseite des alten Steinbruchs entlang. Sie wollte dorthin, wo das Gelände flacher wurde und sich ein großer Weg befand, der aus dem Kessel führte.

Dort standen ihre Chancen am besten!

Nicht zum erstenmal stürzte ich über den Rand eines Hangs. Ich war schon über Klippen gefallen und von einem Baum aufgefangen worden. Hier jedoch wuchs kein Baum, ich hatte trotzdem Glück.

Es ging nicht steil in die Tiefe, sondern sanft wie auf einer Rutschbahn. Kontakt mit dem Boden hatte ich immer, auch wenn er glitschig und rutschig war.

Lehm, zum Teil mit Unkraut bewachsen, bildeten eine seifige

Spur, auf der ich keinen Halt finden konnte. Mit dem Kopf voran glitt ich in die Tiefe. Dabei breitete ich die Arme und Beine aus, versuchte Halt zu finden, wollte mich abstützen, doch die Geschwindigkeit war einfach zu groß. Meine Bemühungen kehrten sich ins Gegenteil um.

Ich überschlug mich.

Sekundenlang wußte ich nicht, wo oben und unten war, die gesamte Welt war ein Kreisel, und ich konnte nur dankbar sein, daß der Boden unter mir vom Regen aufgeweicht war. So holte ich mir wenigstens keine schweren Verletzungen.

Sekunden dehnten sich. Sie wurden zu kleinen Ewigkeiten.

Irgendwann mußte diese unfreiwillige Schußfahrt doch mal ein Ende haben! Zudem dachte ich an den See, der sich im Tal gebildet hatte. Wenn es mir nicht gelang zu stoppen, rutschte ich voll hinein.

Ein Vollbad würde mich zwar reinigen, darauf konnte ich verzichten.

Meine größte Sorge war, heil und mit nicht gebrochenen Knochen unten anzukommen.

Die Rutschpartie ging weiter. Auch mein Kampf gegen sie.

Hin und wieder gelang es mir, sie ein wenig abzustoppen, indem ich mich einstemmte, doch aufhalten konnte ich meine unfreiwillige Reise nach unten nicht.

Ich dachte auch daran, daß ich wie auf dem Präsentierteller lag. Wenn jetzt jemand günstig stand und eine Waffe in der Hand hielt, konnte er mich abschießen.

Womit ich kaum noch gerechnet hatte, traf tatsächlich ein.

Meine Reise verlangsamte sich. Augenblicklich half ich mit, sie völlig zu stoppen. Dazu benutzte ich wieder Arme und Beine.

Ich breitete sie aus, stemmte mich ein, mein Körper bildete dabei ein X, und es gelang mir in der Tat, die Rutschpartie zu beenden, bevor ich in das eiskalte Wasser des Baggersees tauchte.

Viel hatte allerdings nicht gefehlt. Vielleicht zwei lange Schritte vor mir schimmerte dunkel und irgendwie geheimnis-

voll das Wasser. Ich atmete auf, als ich mich erhob und erst einmal mit zitternden Gliedern sitzenblieb.

So eine unfreiwillige Rutschpartie ist nicht gerade eine alltägliche Sache. Ich hatte einen kleinen Schock erlitten, als ich so plötzlich über den Rand fiel und mir aus eigener Kraft nicht mehr helfen konnte.

Das mußte ich erst einmal überwinden.

Ein paarmal atmete ich tief durch. Lange durfte ich auch nicht sitzenbleiben, wer konnte wissen, was hier noch alles auf mich lauerte?

Der Steinbruch war ziemlich groß, das konnte ich trotz der Dunkelheit erkennen. Im Moment allerdings interessierte er mich nicht, ich wollte wissen, was mit meinen Freunden geschehen war.

Mein Blick glitt den steilen Hang hoch, den ich heruntergerutscht war. Im nachhinein noch begann ich zu zittern, denn er sah richtig gefährlich aus, und ich mußte mich eigentlich freuen, die letzte Minute unbeschadet überstanden zu haben.

Die Umrisse meiner Freunde hoben sich nicht vor dem Rand der Klippen ab. Bill und Suko hatten sich wahrscheinlich zurückgezogen, und ich hoffte, daß sie den Vampir geschafft hatten.

Das war nur ein Gegner.

Wir hatten es allerdings mit der dreifachen Menge zu tun. Da war erst einmal Lupina, die sich bestimmt ganz in meiner Nähe aufhielt. Hinzu kam Orapul, ihr Sohn. Den hatte sie sicherlich gefunden. Und ich verwettete mein Silberkreuz, daß sich auch Lady X in der Nähe herumtrieb.

Als mir mein Silberkreuz in den Sinn kam, handelte ich sofort, zog es unter meiner Kleidung hervor und hängte es mir offen vor die Brust. Jetzt war mir wohler.

Mit müden Knochen richtete ich mich auf. Mir wurde bewußt, daß ich die Rutschpartie doch nicht ohne Schaden überstanden hatte. An den Oberschenkeln spürte ich Schmerzen und ebenso an den Hüften. Auch die Arme taten

weh. Das paßte mir überhaupt nicht, war aber nicht zu ändern. Wenn ich nach vorn schaute, dann erkannte ich, daß sich der Steinbruch in diese Richtung hin öffnete. Er war nur von drei Seiten zu, schließlich mußten die schweren Transportwagen einen Weg finden, um das Gelände zu verlassen, da sie nicht an den Hängen hinaufkriechen konnten.

Der Weg begann dort, wo der See aufhörte. Ich sah Lehmhügel, die wie Buckel wirkten und unregelmäßig verteilt im Gelände standen.

Für Gegner eigentlich ideale Deckungsmöglichkeiten, also rechnete ich damit, daß eventuell dort jemand auf mich lauerte. Ich hoffte auch auf die Hilfe meiner beiden Freunde.

Ob sie meinen Fall gesehen hatten, war fraglich. Wenn nicht, brauchten sie jedoch nur eins und eins zusammenzuzählen, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Sicherlich würden sie sich am Rand des Abgrunds zeigen. Wenn sie in die Tiefe schauten, mußten sie mich entdecken.

Ich machte mich auf den Weg.

Er führte immer dicht am See entlang. Manchmal so nah, daß der schräge Lehmhang mit seinen Ausläufern fast bis zum Wasser reichte, so daß ich gezwungen war, mich über die seifige Unterlage weiter zu bewegen. Dabei fiel mir auf, daß der Name Steinbruch eigentlich falsch war. Steine waren hier nicht abgebaut worden, sondern nur Lehm oder Ton.

Mit jedem Schritt, den ich zurücklegte, stieg die Spannung.

Es lag etwas in der Luft, das merkte ich genau.

Zudem paßte die gespenstische Szenerie dazu. Die Dunkelheit, die hellen Mondlichtstreifen, die das Wasser trafen und auf der Oberfläche blitzende Reflexe erzeugten.

Nach jedem dritten Schritt etwa schielte ich rechts zum Beginn des Hangs hoch.

Von Bill und Suko war nichts zu sehen.

Die ließen sich Zeit. Hoffentlich nicht zuviel.

Dann mußte ich auch an Nadine Berger denken und fragte mich, wo die Wölfin wohl steckte.

Als hätte es zwischen mir und ihr eine Gedankenübertragung gegeben, so entdeckte ich nach einem weiteren Rundblick rechts oben am Abhang den Schatten.

Sie kam.

Auch die Wölfin hatte es schwer, einen Halt zu finden. Ich war stehengeblieben und beobachtete sie, wie sie sich vergeblich bemühte, die Geschwindigkeit zu drosseln. Sie schaffte es nicht. Es erging ihr dabei wie mir. Sie überschlug sich und rollte weiter, aber es gelang ihr, sich zu fangen, bevor ihr das Mißgeschick passierte und sie in den Baggersee fiel.

Etwa fünf Schritte vor mir war ihre Rutschpartie zu Ende.

Sofort lief ich auf sie zu.

Ihr Fell war ebenso verschmiert wie meine Kleidung. Sie sah mich aus ihren menschlichen Augen an und leckte mit ihrer langen Zunge über meine ausgestreckte Hand.

Nadine suchte immer die Körpernähe und die Berührung. Sie brachte mir die gleichen Gefühle entgegen wie damals als Mensch.

»Komm, laß uns gehen«, sprach ich sie an. »Wir müssen nur vorsichtig sein, die anderen lauern sicherlich auf uns«

Die Wölfin lauschte meinen Worten, bewegte dann den Kopf, als hätte sie alles genau verstanden. Ein verloren wirkendes Lächeln glitt über mein Gesicht, da ich wieder an die Vergangenheit denken mußte, als die Wölfin Nadine noch die Filmschauspielerin Nadine Berger gewesen war.

Ob es für sie je ein Zurück gab, wußte ich nicht. Ich gab die Hoffnung trotzdem nicht auf. Irgendwann in ferner Zukunft konnte es sicherlich gelingen, sie wieder in einen Menschen zu verwandeln.

Es waren verrückte Gedanken, die mich beschäftigten, dabei hatte ich wirklich etwas anderes zu tun, als darüber nachzusinnen. Unterbrochen wurden meine Gedanken durch Nadine Berger. Die Wölfin stieß ein Knurren aus.

Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, und ich konnte unterscheiden, wie das Knurren gemeint war.

Dies hier klang gefährlich, irgendwie böartig und warnend zugleich.

Waren die anderen in der Nähe?

Unwillkürlich legte ich die Finger meiner linken Hand um das Kreuz.

Die Berührung tat gut. Ich spürte das warme Silber an meiner Haut. Es gab mir die Kraft, nicht aufzugeben, sondern weiterzugehen, was immer geschah.

Noch vorsichtiger wurde ich. Auch langsamer, denn ich konnte das Ende des Sees bereits erkennen und das dahinter liegende Gelände. Erst jetzt waren die Umrisse zu identifizieren. Getäuscht hatte ich mich auch aus der Entfernung nicht. Es waren tatsächlich Lehmhaufen, die in die Höhe wuchsen.

Kleine Hügel, die man nicht mehr abgetragen hatte, nachdem der Betrieb im Steinbruch eingestellt worden war.

Und noch etwas sah ich.

Eine alte Baubude.

Selbst bei diesen Lichtverhältnissen wirkte sie noch schäbig.

Das Holz war feucht, brüchig und baufällig. Ein Teil des Dachs hatte sich gelöst und war zur linken Seite weggekippt. Eine Tür sah ich nicht mehr. Nur noch ein großes Viereck.

Und innerhalb des Vierecks glühte ein Augenpaar.

Die Werwölfin lauerte dort!

Nein, es war nicht Lupina, denn einen Atemzug später löste sich die Gestalt. Pechschwarz mit kalten Augen, einem buschigen Fell und fast so groß wie ein Löwe.

Lupinas Sohn!

Bill Conolly und Suko machten sich verständlicherweise Sorgen. Nachdem sie die nähere Umgebung noch einmal schnell und gründlich abgesucht hatten und keinen Erfolg verzeichnen konnten, gelangten sie zu dem Schluß, daß sich ihr Freund nur auf dem Grund des Steinbruchs befinden konnte. Sie schauten nach.

Suko hatte die schärferen Augen. Er entdeckte John sofort, stieß Bill an und deutete schräg nach unten.

»Tatsächlich«, flüsterte der Reporter, »da ist er.«

»Und ihm scheint nichts passiert zu sein, denn er geht normal«, kommentierte der Chinese.

»Genau.«

Ihre Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, da sich rechts von ihnen etwas bewegte. Ein Tier rutschte den Hang hinunter, und die beiden Männer erkannten Nadine. Sie sahen, wie die Wölfin dicht neben John Sinclair stehenblieb und von ihm gestreichelt wurde. »Sollen wir auch den Weg nehmen?« fragte Bill.

Suko hatte sich für einen anderen entschieden. Seinem Partner und Freund drohte momentan keine unmittelbare Gefahr, Lupina oder deren Sohn als auch Lady X waren nicht zu sehen, deshalb entschlossen sich Bill und Suko, den normalen Weg zu nehmen.

»Das wird aber dauern«, beschwerte sich Bill.

»Wenn wir schnell laufen, nicht.«

Der Reporter hob die Schultern. Im Prinzip hatte Suko recht. Es war wirklich besser, wenn sie von der anderen Seite, also dem Ausgang des Steinbruchs, eingriffen, dann konnten sie ihre Gegner in die *Zange* nehmen.

Für Bill und Suko gab es kein Zögern mehr. Zuviel Zeit war schon verlorengegangen, jetzt geizten sie mit jeder Sekunde. Suko war besser im Training als der Reporter. Er lief voran und hielt sich dabei dicht am Rand des Steinbruchs.

Beide stellten fest, daß sich das Gelände senkte.

In den letzten Sekunden hatten es beide versäumt, einen Blick in das Tal zu werfen. Das holte Bill jetzt nach, und er schaute in dem Moment zu, als sich Orapul aus der Bauhütte löste und mit weiten Sprüngen seinen Feinden entgegenhetzte.

»Suko!« schrie Bill Conolly.

Er raste heran.

Ein wildes, mörderisch zu nennendes Tier und trotzdem prachtvoll anzusehen in seiner animalischen Schönheit, dem pechschwarzen Fell und dem großen Kopf, der schon an den eines Löwen erinnerte.

Ich war fasziniert von dieser Bestie und vergaß das Kreuz als auch die Silberkugel-Beretta. Denn ich mußte immer nur schauen. So hätte ich mir Orapul nicht vorgestellt.

War er überhaupt ein Werwolf?

Verrückte Gedanken, die mir in diesen Augenblicken durch den Kopf schossen, denn es war wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken. Es zählte nur, daß ich mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich brachte, denn Lupinas Sohn wollte nicht mit mir spielen, er wollte mein Leben.

Das hatte ihm seine Mutter oft genug eingeimpft. Jetzt, dicht vor dem Ziel, dachte er nicht daran, zurückzuweichen. Die Entscheidung mußte fallen.

Als ich das bemerkte, war es schon zu spät. Ich hatte mich von dem Anblick des wilden Tieres so hinreißen lassen, daß es mir nicht mehr gelang, die Beretta hochzureißen. Er mußte mich einfach erreichen, wenn er sich jetzt abstieß.

Es ging um Sekunden. Vielleicht sogar um eine noch geringere Zeitspanne als diese.

Das begriff Nadine.

Für sie war ich die Person, die sie schützen mußte, und der Wolf war ihr Feind.

In seiner Größe überragte er sie. In einem Kampf hätte sie keine Chance gehabt, trotzdem warf sie ihr Leben in die Waagschale, um mich zu retten.

Weit hatte der heranstürmende Wolf seinen Rachen aufgerissen. Es erinnerte mich an einen roten Schlund, in den ich tief hineinschauen konnte. Die Zunge sah aus wie ein Lappen aus Feuer, die hellen Zähne hatten etwa die doppelte Länge von denen der Nadine Berger.

Die Wölfin stieß sich ab.

Inzwischen war Zeit genug vergangen. Sie hatte wieder Kräfte sammeln können und den Zeitpunkt eines Angriffs genau abgepaßt. Bevor Orapul mich erreichte, prallte Nadine gegen ihn.

Beide waren schwere Tiere, und beide hatten all ihre Kraft eingesetzt. Mitten in der Luft kollidierten sie, ich hörte das Klatschen und ging unwillkürlich einen Schritt zurück. Für einen Augenblick schienen sie in der Luft stehenbleiben zu wollen, dann fielen sie zurück, prallten zu Boden, und dort entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, der etwas von einer grausamen Faszination für mich hatte.

Im nächsten Moment wurde die gespannte Stille von einem wilden Fauchen, Knurren und Hecheln unterbrochen. Die beiden Tiere kämpften verzweifelt. Sie bissen wild um sich, schlugen mit den Läufen, versuchten sich ihre Zähne gegenseitig in das Fell zu hacken und waren wie zwei Teufel.

Auf dem Boden wurde der Lehm hochgewirbelt. Die Tiere hatten sich ineinander verbissen, sie bildeten ein wirres Knäuel, das sich rasend schnell bewegte, so daß ich keine Gelegenheit hatte, in den Kampf einzugreifen, weil alles zu schnell ging, denn einmal lag Nadine oben, und in der gleichen Sekunde drehte sie sich, so daß Orapul die obere Stellung einnahm.

Ich ging zögernd zwei Schritte, hatte mein Kreuz jetzt in die Hand genommen und versuchte es gegen das Fell des dämonischen Wolfs zu pressen. Nadine würde nichts passieren, denn sie konnte das Kreuz berühren, das wußte ich.

Der Kampf wurde mit einer erschreckenden Erbarmungslosigkeit geführt. Das Knurren und Hecheln wurde lauter, gefährlicher, dann spritzte Blut, und an einigen Stellen war das Fell der Wölfe naß.

Nadine lag öfter auf dem Boden, und ich merkte, daß ihre Kräfte langsam nachließen, der andere war zu stark.

Sie konnte den Kampf nicht gewinnen.

Ich mußte selbst eingreifen!

Der Plan war einfach, doch riskant. Weil alles nicht mehr half, wollte ich mich über die beiden Wölfe werfen und sie mit dem Kreuz attackieren. Die Wahrscheinlichkeit, schon beim ersten Angriff den richtigen zu treffen, war groß.

Zu lange hatte ich gezögert, denn Nadine machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Bevor ich den Kampf für eine Seite entscheiden konnte, hatte sie ihre Kräfte gesammelt, und es gelang ihr tatsächlich, den schweren Körper des Schwarzwolfs von sich zu stoßen. Genau in dem Augenblick, als er sein Maul weit aufgerissen hatte und die langen Zähne in Nadines Hals schlagen wollte.

Das Gebiß verfehlte die Wölfin.

Jetzt war sie an der Reihe.

Noch einmal stieß sie zu und wuchtete den Körper in die Höhe. Orapul prallte zu Boden, überrollte sich und kam sofort wieder hoch, allerdings hetzte er auf einen der Lehmhügel zu, auf dessen Spitze er stehenblieb.

Meine Aufmerksamkeit wurde von Nadine in Anspruch genommen. Ob Orapul blutete, konnte ich nicht erkennen, bei Nadine sah ich jedoch trotz der schlechten Beleuchtung die Wunden. Wo sie sich befanden, schimmerte das Fell naß. Auch war die letzte Aktion über ihre Kräfte gegangen.

Nadine schaffte es nicht mehr, sich zu erheben, und knickte immer wieder zusammen, wenn sie sich auf den Läufen halten wollte. So wurde sie für Orapul eine leichte Beute.

In mir vereiste etwas. Sollte mir Nadine durch die Bestie endgültig genommen werden?

Der Haß auf Orapul wurde zu einer lodernden Flamme.

Plötzlich wollte ich ihn nicht mehr mit dem Kreuz erledigen, sondern mit mehreren Silberkugeln vom Hügel putzen.

Es war ein ehrliches Vorhaben, doch ich konnte es nicht ausführen, denn die Ereignisse überstürzten sich wieder einmal.

Ich hatte bereits den Arm ausgestreckt, als ich eine zweite Gegnerin sah. Sie mußte ebenfalls im Schuppen gelauert haben und jagte daraus hervor.

Es war Lupina!

»Halt, John Sinclair!« brüllte sie und hetzte in langen Sprüngen von der linken Seite her auf mich zu.

Ich zögerte wirklich.

Diese Chance nutzte sie eiskalt, brachte sich mit einem gewaltigen Sprung zwischen ihren Sohn und mich, breitete ihre Arme aus und schaute mich an.

»Wenn du ihn töten willst, mußt du erst mich erledigen!« sagte sie keuchend, und ihr Gesicht verzerrte sich.

»Dann räume ich euch beide aus dem Weg!«

»Wirklich? Willst du mich wirklich erledigen? Denkst du nicht mal daran, daß wir uns einmal etwas bedeutet haben? Als du in mich verliebt gewesen bist?«

Ich verzog die Lippen. »Komm mir nicht mit solchen Sprüchen, Lupina. Mein Werwolfleben ist und bleibt Vergangenheit. Zudem hat es nur kurze Zeit gedauert. Nicht einmal einen ganzen Tag. Darauf kannst du nicht bauen, du bist eine Feindin und gehörst zur Mordliga!«

»Nicht mehr, John Sinclair!«

Ich zielte so, daß ich über den Waffenlauf hinweg ihren Kopf sehen konnte. »Seit wann das denn nicht?«

»Ich habe mich von Morasso getrennt und gehe meinen eigenen Weg.«

»Auf dem ebenfalls Opfer zurückbleiben«, erwiderte ich kalt.

»Nein, Lupina, zwischen dir und mir gibt es nichts Gemeinsames mehr, das solltest du längst gemerkt haben. Wir sind Feinde und werden es auch immer bleiben. Ich habe mir geschworen, die Mordliga zu vernichten. Wenn ich dich töte, dann habe ich meinen Schwur bereits zur Hälfte erfüllt!«

Die Worte schienen sie zu beeindrucken, denn sie duckte sich etwas. Gleichzeitig hörte ich rechts von mir ein herzzerreißendes Jaulen, das Nadine ausgestoßen hatte.

»Nein!« flüsterte ich. »Nein, nein, nein. Ihr kommt hier beide nicht weg. Du nicht, Lupina, und auch nicht dein Sohn!«

Sie lachte plötzlich. Es klang schrill und wild. Ich sah dafür

keinen Grund, doch Lupina lieferte nur umgehend die Antwort. »Ja, ich bin Orapuls Mutter, aber weißt du, wer sein Vater ist, John Sinclair?«

»Keine Ahnung!«

»Dann will ich es dir sagen. Der Fenriswolf ist sein Vater. Fenris, der Götterwolf, dieses ungemein kräftige und starke Wesen, vor dem sich selbst die Götter gefürchtet haben und das sie nicht immer unter Kontrolle halten können. Er ist Orapuls Vater, und er wird sich schrecklich rächen, wenn du seinem Sohn etwas antust!«

Jetzt wußte ich, wer der Vater war. Fenris, der Götterwolf. Gegen ihn hatte ich ebenfalls gekämpft. Wie oft war mir schon gesagt worden, daß ich irgendwann den Tod finden würde. Bis jetzt lebte ich noch, und deshalb schreckten mich die Worte der Werwölfin nicht besonders.

Kalt erwiderte ich: »Es ist mir egal, wer der Vater deines Sohnes ist. Mich interessiert nur, daß er und du eine Gefahr für die Menschheit darstellen, und das kann ich nicht zulassen!«

Es waren meine letzten Worte, die ich an Lupina richtete, denn nun entschied der Kampf.

Orapul fing damit an. Schon zu lange hatte er auf dem Lehmhügel gesessen und alles mit angehört.

Plötzlich stieß er sich ab.

Das geschah so kräftig und schwungvoll, daß er über seine Mutter hinwegflog, um mich zu treffen.

Obwohl ich bewaffnet war und nur abzudrücken brauchte, drehte ich mich zur Seite, denn der Wolf erschien mir so riesig und kompakt, daß ich von Angst erfaßt wurde.

Und dann peitschten Schüsse. Am Klang erkannte ich die Berettas. Suko und Bill hatten in den Kampf eingegriffen. Der unheimliche Schwarzwolf wurde durch die Schüsse irritiert, drehte noch in der Luft ab und kam ein paar Körperlängen vor mir entfernt auf.

Was weiter geschah, sah ich nicht, denn auch Lupina griff an.

Und in ihren Angriff gellte ein häßliches, triumphierendes Gelächter, das auch dann nicht aufhörte, als eine rasend schnelle Schußgarbe folgte ...

Bill Conolly und Suko hatten es nicht ganz geschafft. Ein paar Yards fehlten ihnen zu einem sicheren Schuß. Sie sahen, daß sich die Szene unten am Baggerloch zuspitzte, doch sie waren zu weit entfernt, um verstehen zu können, was gesagt wurde. Nadine lag am Boden. Die Wölfin wirkte so, als könnte sie sich nie mehr erheben. Das erkannte auch Bill Conolly. Er atmete schwer ein und aus, sein Herz pumpte wild. Plötzlich blieb der Chinese stehen. Er hatte zuvor einen Blick nach unten geworfen und gesehen, daß sich der riesige Schwarzwolf abstieß und über Lupina hinweg auf John Sinclair zuhechtete.

Suko feuerte.

Bill schoß.

Die Echos der Schüsse wetterten über das Wasser. Der Schwarzwolf zuckte einmal zusammen, änderte mitten in der Luft seine Sprungrichtung, kam wieder auf, drehte sich und huschte davon.

»Verdammt, wir sind zu weit weg!« schrie Bill mit sich überschlagender Stimme. »Wir packen es nicht!«

Er hatte recht. Die Schüsse lagen alle zu kurz. Keine Kugel hatte getroffen.

»Weiter!« hetzte Suko.

Doch Bill Conolly blieb stehen, wie vor eine Wand gelaufen. Suko hatte schon abgedreht, er konnte die Gestalt nicht sehen, die sich hinter der Bretterbude löste.

Es war eine weitere Todfeindin des Sinclair-Teams. Lady X! Die Vampirin lachte schrill und wild auf. Sie hielt ihren Trumpf in der Hand. Die mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole. Und sie schoß!

Ich hörte das Knattern der Schüsse, das grausame Lachen und sah vor mir die Gestalt der Lupina wie in einer Großaufnahme auf der Kinoleinwand.

Sie hatte ihre Pranke ausgestreckt, mit den Krallen wollte sie mich zerreißen, doch bevor sie mich berühren konnte, brach das Unheil über sie herein.

Die Garbe aus der MPi traf ihren Rücken voll. Sie schüttelte die Werwölfin regelrecht durch, ihr Gesicht verzerrte sich, der Kopf wurde vor meinen Augen zerschossen, und ich hechtete mit einem gewaltigen Sprung zu Boden, um nicht von den Kugeln getroffen zu werden.

Aus meiner Froschperspektive konnte ich alles sehen. Lupina tanzte unter den Einschlägen der Silbergeschosse. Lady X, denn keine andere war es, hielt voll auf ihre Gegnerin.

»Die Rache der Mordliga!« brüllte sie in das Stakkato der Schüsse hinein.

Ich feuerte ebenfalls.

Auf dem Rücken lag ich, stützte mich mit dem linken Ellbogen ab, hatte den rechten Arm ausgestreckt und hielt auf das Mündungsfeuer, wobei ich nicht sicher war, auch getroffen zu haben. Auf jeden Fall brach die mörderische MPi-Garbe plötzlich ab, letzte Echos verwehten, und das Schweigen des Todes legte sich über den alten Steinbruch.

Zwei Sekunden lang schloß ich die Augen. Ich wußte, was ich vorfinden würde, doch ich wollte es mit eigenen Augen sehen.

Im Zeitlupentempo stand ich auf. Nur wenige Schritte brauchte ich, um Lupina zu erreichen.

Sie lag vor mir.

Tot - vernichtet ...

Mindestens ein Dutzend Kugeln hatten sie getroffen. Die meisten in den Rücken, und sie war dabei, sich langsam aufzulösen. Von ihrem Gesicht war kaum etwas zu erkennen, das lange blonde Haar war schon stumpf und grau geworden. Ich sah die dicken nassen Flecken in ihrem Fell und die Kreise

darum, wo sich Fell und Haut auflösten, denn die geweihten Silberkugeln zerstörten alles.

»Die Rache der Mordliga«, murmelte ich, und es lief mir eine Gänsehaut über den Rücken. »Ihr entgeht niemand.«

Dann wandte ich mich ab. Mitleid empfand ich nicht, obwohl ich tatsächlich einmal in dieses Wesen verliebt gewesen war.

Sie hatte zu viele Menschenleben auf dem Gewissen ...

Suko und Bill erreichten mich Minuten später. Beide waren außer Atem, und beide zogen betrubte Gesichter.

Lady X war ihnen entwischt. Ebenso Lupinas Sohn. Er hatte den Tod seiner Mutter miterleben müssen, und sicherlich würde er versuchen, Rache zu nehmen.

Mein Gott, wo sollte das noch alles hinführen?

»Auf jeden Fall besteht die Mordliga jetzt nur noch aus drei Mitgliedern«, zog Bill Conolly das optimistische Fazit. »Das ist doch auch schon was.«

»Aber die drei sind die stärksten«, erwiderte ich.

Bill hob die Schultern.

Unser Gespräch spielte sich dort ab, wo Nadine Berger lag.

Der Schwarzwolf hatte ihr tiefe Wunden gerissen. Sie blutete an zahlreichen Stellen, aber sie lebte.

Der Kopf lag auf der Seite. Ihre Augen schauten mich mit einem flehenden und bittenden Ausdruck an.

Ich lächelte, während ich mit ihr sprach. »Wir werden dich retten, Nadine«, flüsterte ich. »Das verspreche ich dir. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Dann bückte ich mich und nahm das schwerverletzte Tier auf beide Arme.

Nebeneinander gingen wir und verließen diesen Steinbruch.

Wir hatten hier nichts mehr verloren ...

SATAN MIT VIER ARMEN

Seit drei Tagen schon schlief Stan Willard nur mit einem geladenen Revolver unter dem Kopfkissen, falls er überhaupt in diesen schwülen, feuchten Nächten ein Auge zutut, denn er fürchtete um sein Leben.

Auch in dieser Nacht lag er wieder wach. Schwach nur drang der Mondschein durch das schmale Fenster und vergrößerte die dünnen Maschen des Moskitonetzes zu einem verwirrenden Muster, das sich deutlich von dem hellen Bettlaken abhob, unter dem sich die Umrisse eines männlichen Körpers abzeichnete.

Willard lag wach und lauschte.

Im Dschungel war die Nacht nie ruhig. Tausend Geräusche durchbrachen sie, die Tiere der Dunkelheit wurden wach und gingen auf Beutezug, während andere schliefen.

An die Geräusche hatte sich Willard gewöhnt. Sie waren natürlich, gehörten einfach dazu. Etwas anderes jedoch waren die Trommeln.

Und die schlugen seit drei Tagen.

Ein dumpfes, unheimliches Stakkato lag über dem tropischen Regenwald, meist monoton und gleichmäßig, hin und wieder aber von einem hämmernden Rhythmus unterbrochen, der eine gewisse Aggression andeutete, die Stan Willard auch genau verstand.

Dann kamen sie, dann hörte er ihre Schritte um das alte Haus schleichen, aber noch war die Zeit nicht reif, und es traute sich niemand, die Wohnung des Europäers zu betreten.

Willard war allerdings sicher, daß sich dies bald ändern würde. Sie hatten die drei Tage genutzt und sich genug in Stimmung gebracht, und sie würden kommen, sie mußten es einfach, denn morgen war der Tag seiner Abreise nach England.

Stan Willard lag auf den Rücken. Er bewegte sich nicht, schaute nur durch das Moskitonetz und spürte den kalten Schweiß überall auf der Stirn. Unter der Decke drehte sich zwar ein batteriegetriebener müder Ventilator, doch Kühlung

brachte er kaum. Seine drei Flügel verteilten die Luft nur, mehr war nicht drin.

Der 43jährige, hochgewachsene blonde Mann sehnte den nächsten Tag herbei, dann konnte er diesem verfluchten Land, das sich Sri Lanka nannte und früher Ceylon hieß, den Rücken kehren.

Noch trennten ihn fünf Stunden.

Eine normalerweise kurze, für ihn aber lange Zeit, denn die anderen mußten etwas unternehmen. Sie konnten es nicht zulassen, daß er ihnen das weggenommen hatte, was ihnen gehörte.

So wartete er.

Völlig auf sich allein gestellt, nur seinen 38er Smith & Wessen unter dem Kopfkissen und das geladene Gewehr neben dem Bett. Solange die Trommeln noch schlugen, befand er sich in Sicherheit, hörten sie erst mal auf, konnte er sich kampfbereit machen.

Und Willard wollte kämpfen. Nicht umsonst hatte er monatelang gesucht und war endlich fündig geworden.

Er hatte das gefunden, wovon er sein Leben lang träumte.

Den vierarmigen Satan!

Stan stand in seinem Zimmer. Wenn er den Kopf nach rechts drehte, konnte er ihn sehen. Es war eine Gestalt des Schreckens, und sie hatte tatsächlich vier Arme. Dabei sah sie aus wie ein Affe, wenigstens glich das Fell dem eines Affen. Es schimmerte hellgrau und an der Brust etwas weiß. Und genau dort, wo die Achselhöhlen der normalen Arme aufhörten, wuchsen die beiden zusätzlichen Arme aus dem Körper. Die beiden oberen Arme waren jeweils mit drei furchtbaren, messerscharfen Krallen versehen, die unteren nur mit einer.

Auf den Schultern, die keinen Hals aufwiesen, saß ein schrecklicher Schädel. Er erinnerte an den eines Krokodils, mit einer langen, breiten Schnauze, einem gefährlichen Gebiß und hervorquellenden Kugelaugen, die sich etwas unterhalb der beiden aus dem Schädel sprießenden Hörner befanden.

Das war der Satan mit den vier Armen. Von den Eingeborenen hatte er einen anderen Namen bekommen. Sie nannten ihn Sogg-Ra, den Affenteufel!

Wieder einmal holte Willard tief Luft. Das letzte Päckchen Lucky Strike lag neben ihm. Er riß die Hülle auf, entfernte einen Teil des Silberpapiers und klopfte ein Stäbchen hervor, das er sich zwischen die Lippen schob. Als er das Feuerzeug anschnickte, stellte er fest, daß sich das Zittern seiner Hände auf die Flamme übertrug. Er war eben sehr nervös.

Die Zigaretten waren die einzigen Dinge, die ihn immer an die Zivilisation erinnerten, und er hatte sie sich so eingeteilt, daß er bis zum letzten Tag genau ausgekommen war.

Er sog den Rauch tief in die Lungen und ließ ihn durch die Nasenlöcher wieder ausströmen. Für einige Minuten vergaß er die Situation, in der er sich befand, und dachte an London.

In seinem Club würden sie Augen machen. Er hatte die Wette gewonnen. Niemand wollte glauben, daß es jemandem gelang, den Affenteufel zu holen. Er hatte es geschafft, und einige tausend Pfund waren ihm sicher. So hoch beliefen sich auch die Kosten der Expedition in den Dschungel von Sri Lanka.

Im Club sollte die Trophäe dann ausgestellt werden, auch wenn sich einige dagegen sträubten, aber sie waren von den übrigen Mitgliedern, der Mehrheit, überstimmt worden. Dann erst konnten sie feststellen, ob der Affenteufel tatsächlich magische Kräfte besaß, wie ihm nachgesagt wurde und wie man in den entsprechenden Büchern nachlesen konnte.

Der Aschenbecher stand auf seinem Bauch. Als Stan Willard die Zigarette ausdrückte, da stutzte er plötzlich. Etwas hatte sich verändert. Im ersten Augenblick wußte er nicht, was es war, schließlich fiel es ihm ein.

Er hörte den Klang der Trommeln nicht mehr!

Genau, das war es. Stille, regelrecht beängstigend, hatte sich über den Dschungel gelegt.

Seit drei Tagen mit nur wenigen Unterbrechungen zum erstenmal Ruhe.

Darauf hatte er lange gewartet, denn nun mußte es zur Entscheidung kommen. Stan Willard hob seinen Kopf so weit an, daß er die Hand unter das Kissen schieben konnte. Seine Finger holten die Waffe hervor, glitten über das Metall, und Willard stellte fest, daß auch der Revolver feucht und klamm war, wie eigentlich alles, was man in dieser verdammten Hölle anfaßte.

Ein Brutherd für Krankheiten. Willard wunderte sich, daß es ihn nicht auch erwischt hatte. Mit einer Hand drückte er das Moskitonetz beiseite und richtete sich auf. Seine Bewegungen, mit denen er die Beine aus dem Bett schwang, wirkten müde und abgeschlafft. So kam er sich auch vor, ausgebrannt, denn die Wochen hier hatten ihn regelrecht fertiggemacht.

Willard schlief immer in seiner Khakikleidung, ein Zeichen, daß er Tag und Nacht auf dem Sprung war. Er brauchte nur noch in die Stiefel zu schlüpfen.

Das war schnell geschehen. Der nächste Griff galt dem Gewehr. Dann fuhr er sich mit allen fünf Fingern durch sein graublondes Haar und mit dem Handrücken über das schweißnasse Gesicht.

Er wartete ...

Manchmal waren sie gekommen und hatten auf Geräusche nicht geachtet, vielleicht würde es heute anders sein. Deshalb nahm er sich den einzigen Stuhl im Zimmer und stellte ihn so, daß er die Tür als auch das Fenster beobachten konnte.

Das Gewehr lag auf seinen Knien. Die Mündung wies zum Fenster hin, während er den schweren Revolver in der rechten Hand hielt.

So blieb er sitzen und lauschte den Geräuschen der Nacht, die ihm inzwischen so vertraut geworden waren.

Abermals erklang die Trommel. Sie wurde hart und schnell geschlagen, ein Zeichen, daß es den anderen nun ums Ganze ging-

Und sie waren schon da.

Obwohl Stan Willard sich sehr konzentriert hatte und auch

aufmerksam gewesen war, wurde er von ihrem Auftauchen überrascht. Die Tür, die man nicht abschließen konnte, flog so heftig auf, daß sie mit der Klinke gegen die Wand dahinter krachte und wieder zurückgeworfen wurde.

Ein Fuß stoppte sie.

Der Fuß gehörte dem Anführer der Horde, einem bulligen Medizinmann, der seine >Arbeitskleidung< angelegt hatte. Auf dem Kopf trug er einen bunten Federschmuck, das Gesicht war mit grellen Farben bemalt, die sich auf dem Hüfttuch wiederholten.

Ängstlichen Gemütern konnte er schon Angst einjagen, und er hielt in der rechten Hand seinen Zauberstab, ein schmales, bemaltes Rohr mit zwei langen Federn versehen. Die Eingeborenen sprachen diesem Stab eine große magische Kraft zu. Was daran stimmte, wußte Willard nicht. Es interessierte ihn auch nicht besonders.

Ein viel größeres Augenmerk richtete er auf die beiden Gestalten, die den Medizinmann begleiteten und schreckliche Affenmasken über ihre Gesichter gezogen hatten.

Es waren die Leibwächter des Medizinmannes und die Vortänzer des Dorfes.

Dicht hinter der Schwelle blieben die Besucher nebeneinander stehen, und Willard dachte daran, daß er alle drei mit schnellen Schüssen erledigen konnte, wenn es hart auf hart kam.

»Was wollt ihr?« fragte er, obwohl er es genau wußte.

»Sogg-Ra«, erklang es dumpf aus dem Mund des Medizinmannes, der nur gebrochen Englisch sprach.

Willard schüttelte den Kopf. »Er gehört mir.«

»Nein, du gestohlen.«

»Ich habe ihn euch abgekauft«, erwiderte der Engländer, wobei er Daumen und Zeigefinger gegeneinander rieb. »Sogar für Geld.«

»Du kannst es wiederhaben.«

Da lachte Willard auf und schüttelte den Kopf. »Ist nicht drin,

Meister. Geschäft ist Geschäft. Verschwindet jetzt, der Affenteufel gehört mir.«

»Nein!«

Die Antwort klang verdammt endgültig, und Willard hob seinen Arm mit dem Revolver. Er zielte auf den Medizinmann und hielt dabei genau zwischen die Augen. Als ehemaliger Soldat hatte er es gelernt, ein Ziel zu treffen.

»Reicht das als Antwort?« fragte er.

Der Medizinmann sagte nichts, er blieb zwar auf dem Fleck stehen, aber er bewegte sich unruhig.

Irgend etwas war mit ihm, das wußte auch Willard. Dieser Kerl schien was in der Hinterhand zu haben, und als er den Kopf nach rechts drehte, da wußte Willard Bescheid.

Das Fenster!

Diese Hundesöhne wollten ihn reinlegen, aber da hatten sie sich getäuscht. Willard bewahrte die Nerven. Erst als sich der Mund des Medizinmannes öffnete, drehte er sich auf seinem Stuhl nach rechts, sah das bemalte Gesicht am Fenster und auch das schmale Blasrohr, dessen Öffnung in den Raum hineinwies.

Willard wußte, daß die Eingeborenen wahre Meister im Umgang mit dem Blasrohr und den giftigen Pfeilen waren. Die schossen einer Schmeißfliege das Auge aus, deshalb mußte er schneller sein. Stan Willard schoß zweimal.

Die Schüsse krachten in dem engen Zimmerüberlaut. Er hatte sehr gut gezielt. Nicht ein Schrei war zu vernehmen, als die Kugeln ins Ziel trafen. Plötzlich war das Gesicht am Fenster verschwunden, nur ein paar Blutspritzer klebten dort als ein schauriges Andenken.

Sofort nach den Schüssen schwang Willard seinen Arm wieder herum und richtete die Waffenmündung auf die drei vor der Tür stehenden Männer.

Die konnten es kaum fassen, daß Willard so schnell gewesen war. Sie standen da wie festgeleimt.

Der Engländer lachte kalt. »Ihr habt mich reinlegen wollen,

ihr dummen Kanaken.« Er nannte in seiner widerlichen Überheblichkeit alle Eingeborenen so. »Aber das ist euch nicht gelungen, da müßt ihr früher aufstehen, ihr Reisfresser. Los, haut ab!«

Die Sätze waren scharf hervorgestoßen worden und verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die Männer drehten sich um, doch alle wollte Willard nicht gehen lassen.

»Du, Medizинmann, bleibst bei mir. Als Beschützer oder Geisel, mein Freund!«

Der Medizинmann hörte die Worte wohl, doch ihm fehlte der Glaube. Er wollte es einfach nicht wahrhaben. Erst als Willard eine Kugel dicht neben seinem Kopf in die Wand jagte, da begriff er, daß es dem Weißen Ernst war.

Mit zitternden Beinen kam er zurück, während seine beiden Begleiter flohen und er selbst fast die Petroleumlampe umgestoßen hätte, die auf einem kleinen, kniehohen Tisch stand.

»Setz dich auf den Boden!« verlangte Willard.

Der Eingeborene gehorchte, und der Engländer entspannte sich ein wenig. Das war soeben noch einmal gutgegangen. Er hatte es sich schlimmer vorgestellt. Allerdings fragte er sich, ob das wirklich schon alles gewesen war und die Nacht nicht noch mehr Überraschungen für ihn parat hielt.

Stan Willard stand auf. Das Gewehr nahm er mit, als er zum Bett ging und sich auf der Kante niederließ. Er wußte zwar jetzt das Fenster schräg in seinem Rücken, aber er saß ziemlich im toten Winkel, so daß sich ein Schütze schon verrenken mußte, um ihm das Lebenslicht auszublasen.

Von draußen vernahm er zahlreiche Stimmen.

Wahrscheinlich trugen sie jetzt den Toten weg.

Zitternd stand der Medizинmann im Raum. Willard mußte grinsen, denn ihm fiel auf, daß der Kerl einen viel zu dicken Bauch hatte. Er wußte, daß der Mann heimlich billigen Brandy und Whisky soff und so manche Nacht volltrunken in seiner Hütte lag.

»Zigarette?« fragte er.

Der Mediziner schaute mißtrauisch auf die Hand, die sich ihm da entgegenstreckte und aus der die Schachtel ragte. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Willard grinste, zündete zwei Stäbchen an und warf eines dem Mediziner zu. Der ließ es zu Boden fallen, hob es dann auf und paffte gierig.

Der Engländer ließ ihn drei Züge machen, dann fragte er mit bedauernd klingender Stimme: »Warum habt ihr euch nur so dumm benommen, ihr Idioten?«

»Sogg-Ra.«

Willard winkte ab. »Ich weiß ja, daß ihr ihn haben wollt.

Dann hättet ihr ihn mir erst nicht zu verkaufen brauchen.«

»Wir müssen ihn töten.«

Stan grinste schief. »Wirklich? Das finde ich aber gar nicht gut, mein Dickerchen. Weshalb so plötzlich?«

»Er muß in den Sumpf.«

»Und wieso?«

»Die Zeit des Affen ist da. Du hättest nicht warten sollen, jetzt ist es zu spät.«

»Werde mal deutlicher!« verlangte der Engländer und inhalierte Zigarettenqualm.

»Die Jahre sind um. Er wird sich Opfer holen. Menschenopfer. Wir wissen das.«

Willard knetete seine Nase und schaute auf den seltsamen Dämon mit dem großen Maul. »An dir wird er sich wohl den Magen verderben, Dickerchen.«

»Er ist gefährlich!« wisperte der Mediziner. »Wir wissen es. Bring ihn weg, schnell ...«

»Nein, ich will meine Wette gewinnen. Ich schaffe ihn nach England.«

»Dann werden alle sterben!«

Willard lachte nur und ließ sich auf das Bett fallen, während der Mediziner den Affenteufel mit einem scheuen Blick bedachte. Das Abbild des vierarmigen Dämons lag im Halb-

schatten. Für einen Affen war er ziemlich groß, denn er hatte in der Tat die Größe eines Menschen. Auch die Haut fühlte sich echt an, ebenso die Zähne, die Augen und der Kopf. Es war schon sehr, sehr seltsam.

Auch ging von ihm irgendwie eine böse Atmosphäre aus, das gestand sich selbst der ansonsten realistisch denkende und eiskalte Willard ein, der sein Geld mit dubiosen Geschäften verdiente und auch als Waffenlieferant tätig war.

Er begann tatsächlich nachzudenken. Schließlich schalt er sich einen Narren, legte sich zurück aufs Bett und wollte eigentlich nur sein Kreuz durchdrücken, da überfiel ihn förmlich ein Anfall von Müdigkeit.

Er hatte plötzlich Mühe, seine Augen offenzuhalten, wollte den Kopf drehen, doch das schaffte er nicht. Eine unheimliche, nicht erklärbare Kraft hatte sich über den Raum gelegt und erfüllte ihn bis in den letzten Winkel.

Während der Medizinmann davon nichts spürte, bekam Willard das Fremde voll mit.

Er fühlte sich plötzlich leicht und unbeschwert. Seine Gedanken ließen sich nicht mehr festhalten, sie gingen auf die Reise, und auch die gesamte Atmosphäre um ihn herum veränderte sich.

Willard fühlte sich wie in einer tiefen Trance, obwohl er noch alles mitbekam, was sich in seiner Nähe abspielte.

Er sah das Zimmer, die Wände, das Fenster, aber alles schien seltsam verdreht und verkehrt. Zudem war von dem schmutzigen Weiß nichts mehr zu sehen, seltsame Farben hatten sich auf die Wände gelegt. Pastellartige Töne, lange Schleifen, Schlieren, Kreise und Spiralen. Sie blieben nicht auf den Wänden, sondern lösten sich, schwebten im Raum umher und bildeten ein verwirrendes Muster, mit dem sie den Medizinmann und den Affenteufel eindeckten.

Genau dort, wo Sogg-Ra stand, verdichteten sich die Farben, da konzentrierten sie sich. Und plötzlich erschienen aus dem bunten Wirrwarr zwei schlangengleiche Arme mit gefährlichen

Krallen, die sich unaufhaltsam dem Mediziner näherten, der seinen Mund weit aufriß, um zu schreien, aus dessen Kehle sich allerdings kein Laut löste.

Wie hypnotisiert starrte er auf die beiden gefährlichen Arme und vergaß dabei, daß es nicht die einzigen waren, sondern daß es noch andere gab.

Der Affenteufel hatte vier!

Und die restlichen zwei erschienen ebenfalls aus dem Wirrwarr der Farben, bewegten sich lautlos in Schienbeinhöhe über den Boden und griffen plötzlich zu.

Noch weiter riß der Mediziner seinen Mund auf. Es schien, als würde ein Schrei auf seinen Lippen ersticken, denn er fühlte sich gepackt und angehoben.

Er wehrte sich nicht einmal, als er hineintauchte in das seltsame Farbenspiel. Er war verschwunden.

Stan Willard beobachtete den Vorgang. Er reagierte jedoch ebenso wenig wie der Mediziner. Völlig apathisch lag er auf dem Bett. Der Revolver war ihm aus der Hand gerutscht. Jeder hätte ihn vom Boden aufheben können.

Aber es kam niemand. Das Haus, in dem alles passierte, war eine Tabu-Zone.

Die Zeit verging, die Farben verblaßten, traten völlig zurück, und der Raum sah wieder so normal aus, als wäre nichts geschehen.

Nur der Mediziner blieb verschwunden ...

Stan Willard erwachte urplötzlich. Er schlug die Augen auf und setzte sich ruckartig hin. Viel zu heftig, denn nach dem langen Liegen und dem fast todesähnlichen Schlaf spielte sein Kreislauf verrückt. Die kleine Welt drehte sich vor seinen Augen. Er preßte seine Handballen gegen die Stirn, blieb auf dem Bett hocken und dachte nach.

Was war geschehen?

Verdammt, er war eingeschlafen. So plötzlich, wie es ihm

noch nie passiert war. Das mußte an diesem verdammten Klima liegen und an den Umständen. Auch jetzt war er noch ziemlich down, und ihm fiel wieder der Traum ein, den er gehabt hatte.

Irgend etwas völlig Verrücktes, Unrealistisches hatte er geträumt. Eine irre, dumme Geschichte, in der Farben die Hauptrolle spielten und das Zimmer und natürlich der Affenteufel.

Letzterer ganz besonders.

Mit einer heftigen Bewegung drehte er sich, stieß gegen das aufgestellte Gewehr, das durch die Berührung polternd zu Boden fiel und liegenblieb.

Willard wollte es aufheben, als ihn der heiße Schreck durchfuhr. Neben dem Gewehr lag sein Revolver. Er mußte ihm während des Schlafes aus der Hand gerutscht sein.

Das hätte ins Auge gehen können. Wenn der Medizinmann dies gesehen hätte ...

Seine Gedanken stockten. Der Bursche war nicht mehr da. Er hatte sich still und heimlich verkrümelt und seine Chance, den verhassten Fremden zu töten, nicht genutzt.

Willard lachte auf. Besser so als anders. Er verstaute seinen Revolver wieder im Gürtel, schaute auf seine Uhr und stellte fest, daß es Zeit war, aufzubrechen.

Totenstill war es im Zimmer. Auch vom Dorf her hörte er keinen Lärm. Seltsam, sehr seltsam ...

Ein kalter Schauer kroch über seinen Rücken, und so etwas wie Furcht packte den Mann. War da doch einiges schiefgelaufen?

Er schaute sich seine Trophäe an.

Sogg-Ra stand noch auf seinem Platz. Er hatte sich nicht verändert. Bis auf eine Kleinigkeit.

Aus seinem geöffneten Rachen schauten fünf gekrümmte Finger hervor.

Sie gehörten zur Hand des Medizinmannes ...

Das war ein Schock!

Augenblicklich dachte der Engländer wieder an seinen Traum. Er hatte so etwas Ähnliches geträumt, aber das war keine Realität gewesen.

Wie ein gewaltiger Schwall kam der Schweißausbruch, und Willard konnte nicht anders, er mußte auf den Affenteufel schauen und dessen weit geöffnetes Maul.

Die Hand war verschwunden!

Es klatschte, als sich Stan Willard mit der flachen Hand gegen die Stirn hieb. »Bin ich denn volltrunken?« knurrte er, sprang vom Bett hoch und lief auf den Affenteufel zu.

Alles war normal. Er sah aus wie am letzten Abend, nichts hatte sich verändert, und er sah auch keine Spur mehr von der Hand, als er in das Maul blickte.

Wie ein Dieb in der Nacht, so schlich Stanley Willard um Sogg-Ra herum, wobei er nach Indizien für seinen ersten Eindruck nach dem Erwachen suchte. Sosehr er sich auch bemühte, er fand keine.

»Ein Glück, daß ich hier bald rauskomme«, murmelte er und schüttelte sich, »da wird man ja noch verrückt und dreht durch.« Er holte eine Zigarette aus der Packung, steckte sie an und ging rauchend nach draußen.

Vor seinen Augen lag ein menschenleeres Dorf. Die Bewohner hatten ihre Hütten verlassen, die sich um einen freien Platz gruppierten, auf dem sonst die großen Palaver abgehalten wurden. Nur drei Dorfköter schlichen mit eingezogenen Schwänzen über den Platz.

Hinter den Hütten begann der Dschungel. Es war noch ziemlich früh. Die Sonne hatte sich eben erst über den Horizont geschoben, doch sie knallte bereits mit ihren Strahlen auf den tropischen Regenwald, aus dem Nebelwolken in die Höhe stiegen und auch über den Dorfplatz trieben, wo sie sich schließlich verteilten.

Stan Willard spürte das Frösteln auf seiner Haut. Er traute sich nicht weiter von seiner Hütte weg, sondern verfolgte die

aus dem Dorf und die in den Dschungel führende Piste nur mit seinen Blicken. Irgendwo dort hinten hatten sich die Bewohner verkrochen, und sie würden nicht eher zurückkehren, bis der Affenteufel nicht mehr existierte.

Willard hob die Schultern. Mit gemächlichen Schritten ging er einmal um sein Haus herum. Als er das Fenster erreichte, von wo aus auf ihn geschossen werden sollte, sah er das Blut. Für einen Moment preßte er hart die Lippen zusammen, bevor er weiterging.

Dann blieb er abrupt stehen. Aus der Hütte, in der er übernachtet und gelebt hatte, war ein Geräusch gedrungen. Ein feines, helles Lachen oder Kichern. Höhnisch, hämisch und wissend zugleich.

Willard zog den Kopf ein, als hätte jemand über seine Haare gestrichen. Er wollte die Hütte nicht betreten, aber er konnte durch das Fenster schauen.

Die Waffe hielt er schußbereit. Sie blieb immer in Kopfhöhe, als er durch die Öffnung peilte.

Der Affenteufel stand günstig. Willard schaute ihn an und hatte das Gefühl, als würde sich dessen Maul bewegen. Auch die Arme waren nicht ruhig, sie zuckten, als hätten sie Stromstöße bekommen.

Stan Willard wollte es nicht glauben. Die Erinnerung war wieder da. Er hatte die Hand gesehen, die aus dem Maul des Affendämons ragte, deutlich erinnerte er sich daran. Für ihn war das kein Traum gewesen, nein, hier ging etwas vor, das man mit dem normalen Verstand nicht begreifen konnte.

»He, Stan!« Mit einem Schrei auf den Lippen zuckte Willard herum und hätte fast noch geschossen.

Der Mann, der ihn angesprochen hatte, sprang hastig zurück und streckte abwehrend seine Arme vor.

»Schießen Sie nicht auf Diplomaten«, rief er entsetzt, »lieber auf Pianisten.«

Willard hob die Schultern und ließ die Arme sinken. »Sony, Amos, aber ich war so nervös ...«

Amos Burke nickte. »Das habe ich bemerkt. Du hast uns nicht einmal kommen hören, obwohl das Dorf menschenleer ist.«

»Das habe ich in der Tat nicht.«

Burke deutete in die Runde. Nur auf dem Marktplatz hatten sich die Männer versammelt, die von dem Diplomaten mitgenommen worden waren. »Wo stecken die alle?«

»Sie sind verschwunden.«

»Haben sie vor dir Angst gehabt?«

Stan Willard schaute in das gerötete Gesicht seines Gegenübers. »So kann man es nennen«, erklärte er. »Sie sind geflohen, weil ich den Affenteufel in Besitz habe.«

»Du hast ihn tatsächlich gefunden?«

»Warum nicht? Es war doch einfach.«

»Wo ist der denn?«

Willard deutete auf den Hauseingang, und Burke, von der Botschaft, folgte ihm.

Dicht hinter der Tür blieben beide Männer stehen, schauten sich die Figur an.

Burke nickte anerkennend. »Sieht verdammt echt aus«, bemerkte er.

»Ist auch echt.«

»Wieso?«

Stan Willard verzog das Gesicht. »Dein Tip war goldrichtig. Das hier ist ein echter Dämon. Ich werde ihn mit nach England nehmen und die Leute im Club das kalte Entsetzen lehren. Die werden sich noch wundern, mein Lieber.«

»Ich fahre ja auch nach England«, murmelte Burke und schaute seinen Bekannten dann fest an. »Hast du das im Ernst oder im Spaß gemeint?«

Willard grinste schmal. »Im Ernst, mein lieber Amos, denn Spaß kann ich nicht vertragen, obwohl ich glaube, daß wir ihn noch kriegen werden«, fügte er nachdenklich und mit leiser Stimme hinzu ...

Suko schob mir einen Zettel über den Schreibtisch. Es war ein Zollformular.

»Was soll ich damit?«

»Lesen.«

»Als Toilettenpapier ist es zu klein.«

»Das ist eine Bestätigung«, erklärte mir mein Partner.

Ich war an diesem Tag wirklich faul und hatte am frühen Nachmittag bereits keine Lust mehr, irgend etwas anzupacken, was mit Arbeit zu tun hatte.

Mein Partner merkte das und hatte Erbarmen. »Das ist eine Zollbestätigung, mein lieber John.«

»Aha, wenigstens etwas. Und wofür?«

»Für die Einfuhr eines Dämons!«

Mit dieser Antwort riß mich mein Partner tatsächlich vom Schreibtischstuhl hoch. Daß man zahlreiche Dinge, auch unnütze, einfuhrte, war mir nicht neu. Aber daß ein Dämon importiert wurde, schlug doch dem Faß den Boden aus. Wer hatte sich denn diesen Scherz erlaubt? Ich nahm das Formular an mich, las die ausgefüllten Vermerke und schüttelte den Kopf.

Suko hatte nicht gelogen. Da war doch tatsächlich ein Dämon importiert worden. Und zwar von einem Mann namens Stan Willard, der dem vornehmen INDUSTRY CLUB angehörte.

»Rosa Zeiten für Dämonen«, murmelte ich. »Jetzt kommen sie sogar noch offiziell ins Land und kriegen einen Stempel. Wenn das keine Großzügigkeit ist ...«

»Die Frage ist nur, warum man uns gerade diesen komischen Zettel geschickt hat.«

»Vielleicht kennt man dich am Zoll und weiß von deinem Job«, vermutete Suko.

»Unsinn. Der Zettel muß irgendwie anders hergekommen sein. Ich werde Glenda fragen.«

»Die ist nicht da.«

»Wo steckt sie denn?«

»Sie wollte ein Eis essen. Da der Alte ebenso vor zehn

Minuten nicht im Raum war wie du, habe ich es ihr erlaubt.« Der Chinese grinste und freute sich diebisch über mein dummes Gesicht, auf dem sich deutlich die Unlust abzeichnete. Ich hatte mal wieder einen völlig lustlosen Tag erwischt. So drei- bis viermal im Jahr, da packte es mich, da hatte ich einfach keine Lust. Vielleicht lag es auch am Wetter. Es war urplötzlich wieder warm geworden.

Ich schaute mir die Zollbescheinigung an. Ich drehte sie so lange in der Hand herum, bis Glenda wieder auftauchte und ihren schwarzen Wuschelkopf durch den Bürotürspalt steckte.

»Hat's geschmeckt?« rief ich.

»Danke, sehr gut.«

»Man sieht's.«

»Wieso?«

»Deine Lippen sind noch klebrig.«

Glenda verschwand wieder und wollte wohl jetzt in ihren Taschenspiegel schauen.

Suko aber meinte breit grinsend: »Du hättest ihr einen Kuß geben können, dann wäre mit ihren Lippen alles klar gewesen.«

»Ich bin im Dienst.«

»Jetzt tust du, als ob Glenda und du noch nie ...« Er schwieg, denn unsere Sekretärin kehrte zurück.

»Jetzt zufrieden, großer Meister?« fragte sie.

Ich schaute sie an. Appetitlich sah sie aus in ihrer gelben Leinenhose und dem blauen T-Shirt. Das brachte ihre Figur so richtig zur Geltung, und die war spitze. Glenda hatte die Rundungen genau dort, wo die Männer es mochten. Ihr Haar hatte sie sich vor drei Tagen umfrisieren lassen. Sie trug jetzt eine Afrolook-Frisur. Sie stand ihr gut.

»Fast, meine Liebex«, erwiderte ich. »Bis auf diese Kleinigkeit.« Dabei hob ich die Hand mit der Zollbestätigung.

»Ach die«, sagte Glenda. »Ja, die habe ich dir auf den Schreibtisch gelegt. Oder vielmehr Suko.«

»Und was ist mit diesem Dämon-Import?«

»Darauf hat mich Bill Conolly aufmerksam gemacht. Er steckt irgendwie in der Sache drin.«

Da fiel es mir ein. Bill gehörte ebenfalls zu diesem komischen INDUSTRY CLUB. Getreu nach dem Motto: Kein Engländer ohne Club. Bis auf wenige Ausnahmen, und dazu gehörte ich.

»Was hat Bill gesagt?«

Glenda hob die Schultern. »Nichts weiter. Du möchtest ihn mal anrufen, dann würde er dir mehr darüber mitteilen.«

Ich schaute auf das Formular. Entweder war es ein Witz, oder es steckte was dahinter. Ich schüttelte meine Lethargie ab und griff zum Telefonhörer.

Bei den Conollys wurde auch abgehoben. Aber nicht von den beiden Erwachsenen, sondern von Johnny.

»Onkel John!« piepste mein Patenkind in den Hörer. »Onkel John. Wann kommst du denn mal?«

Ja, das war eine gute Frage. In der letzten Zeit hatte ich mich kaum bei den Freunden sehen lassen. Ich hatte einfach zuviel zu tun gehabt.

»Ich komme bestimmt, Johnny, glaube mir. Ich werde ganz be...«

»Keine leeren Versprechen!« vernahm ich eine andere Stimme. »Dir glaubt man bei uns nicht mehr.« Bill hatte seinem Sohn den Hörer aus der Hand genommen.

»Schämst du dich nicht, deinen Sohn gegen seinen Patenonkel aufzuhetzen?« fragte ich.

»Was heißt aufhetzen? Das stimmt doch - oder?«

»In gewisser Hinsicht schon. Aber ich habe ja dich, der mir hin und wieder eine Nachricht zukommen läßt. Auch wenn es nur ein Zollformular ist wie heute.«

»Ha, ha, der Fisch hat angebissen.«

»Also ist es keine Finte.«

»Nein, John, da hat tatsächlich ein Mitglied aus dem Club einen Dämon nach England geholt. Es ging da um eine Wette. Der Mann ist nach Sri Lanka gefahren und hat es tatsächlich geschafft, den Dämon aus dem Dschungel zu schaffen.«

»Was ist das denn für einer?«

»Er heißt Sogg-Ra. Man nennt ihn auch den Affenteufel.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Nein, noch nicht.« Bill räusperte sich. »Das soll am Abend geschehen. Sheila und ich werden hinfahren. Wir können übrigens auch Gäste mitbringen.«

»Und du dachtest an mich.«

»Genau.«

»Wie heißt denn der Knabe, der den Dämon aus dem fernen Asien rübergeholt hat?«

»Willard, Stan Willard.«

Ich überlegte einige Sekunden. »Müßte ich den Burschen kennen? Irgendwie habe ich das Gefühl, den Namen des Mannes nicht zum erstenmal zu hören.«

»Willard macht Geschäfte.«

Das war ein Stichwort. »Vielleicht auch Waffen?«

»Es ist nichts bewiesen«, erwiderte Bill. »Man munkelt nur so einiges. Aber lassen wir Willard mal aus dem Spiel. Kommst du, oder kommst du nicht?«

Normalerweise hätte ich sofort zugesagt, aber an diesem Tag hatte ich zu nichts Lust. »Mal sehen.«

»Ich brauche eine klare Antwort.«

»Bis wann?«

»Wenn es geht, sofort.«

»Kann man auch jemanden mitbringen?« Dabei dachte ich an Glenda. Ich war ihr schließlich noch etwas schuldig.

»Ja, wenn Suko Lust hat.«

»Ihn meinte ich gerade nicht. Aber ich rufe dich gleich zurück.«

»Okay, laß dir nur nicht zuviel Zeit.«

Ich sprach mit Suko über die Sache. Er hatte wirklich keine Lust, sondern wollte sich an diesem Abend mit seiner Harley Davidson beschäftigen. Die Maschine mußte mal richtig gesäubert werden.

»Nimm ruhig deine Glenda mit.«

»Sie ist nicht meine Glenda«, erwiderte ich bissig, stand auf und ging ins Vorzimmer, wo Glenda auf ihrer Maschine herumhackte.

Innerhalb von zehn Sekunden war alles klar. Glenda hatte für den Abend nichts vor und wollte mich begleiten. Zudem interessierte sie der Club.

Ich rief den Reporter wieder an und sagte zu.

»Klasse, das wird ein Fest. Für Essen und Trinken ist gesorgt. Willard hat sich den Spaß was kosten lassen.«

»Wie fahren wir?«

»Wenn wir vier Personen sind, können wir den Bentley nehmen, da ist meine Flunder zu klein.«

»Einverstanden.«

Wir verabredeten noch, daß Bill bei mir vorbeikommen sollte. Er konnte den Porsche dann in der Tiefgarage abstellen. Suko grinste mich an.

»Was hast du?« fragte ich bissig.

»Einen Affenteufel habe ich auch noch nicht gesehen. Paß nur auf, John!«

»Wieso und wovor soll ich aufpassen?«

Sukos Grinsen wurde noch breiter. »Daß du nicht vom Affen gebissen wirst. So etwas endet meist hinter verschlossenen Türen ...«

Pete Dryer war zwar ein Mann, er wurde aber trotzdem als Mädchen für alles bezeichnet. Das machte ihm nichts aus, denn als Hausmeister beim INDUSTRY CLUB hatte er einen krisenfesten Job.

Die Clubs existierten in England sowohl in den guten als auch in den schlechten Zeiten, und Dryer gehörte ihm bereits seit über zwölf Jahren an. Wenn es irgendwelche technischen Probleme gab, dann war Dryer zur Stelle und löste sie.

Man konnte den grauhaarigen Mann mit der Nickelbrille und dem Spitzbart als kleines technisches Genie bezeichnen.

Der brachte es fertig und bastelte einen Computer in eine Waschmaschine um.

Dryer kannte jeden im Club. Und er wußte auch von den Marotten der einzelnen Mitglieder.

Aber was er an diesem Tag für eine Aufgabe zu erledigen hatte, das war ihm noch nie passiert. Da hatte doch tatsächlich jemand einen Dämon aus Asien mitgebracht. Dryer hatte auch den Namen gehört. Affenteufel nannte er sich.

So ein Unsinn ...

Aber Stan Willard nahm die Sache ungemein ernst. Vor zwei Tagen hatte er sich mit Dryer zusammengesetzt und die Pläne für den technischen Aufwand mit ihm durchgesprochen, denn Willard wollte es sehr feierlich und aufregend machen.

Da spielte die Beleuchtung eine große Rolle. Dryer hatte dem Industriellen Vorschläge unterbreitet, wie man durch Licht die richtige Atmosphäre zaubern konnte, und der Auftraggeber war davon so begeistert gewesen, daß er Dryer eine 50-Pfund-Note in die Hand drückte.

Das war ein sehr nobles Trinkgeld.

Mit Feuereifer machte sich der Hausmeister an die Arbeit.

Die nötigen Geräte waren schnell gekauft - alles ging auf Willards Rechnung -, und zusammen mit einem Bekannten sorgte Dryer für die nötige Installation. In einem Tag hatten sie alles fertig. Am Abend waren sie ziemlich geschafft, doch bis zum großen Fest waren es noch 24 Stunden. Dryer hatte genügend Zeit, noch in den Nachmittagsstunden alles genau zu überprüfen.

Er schlief in der Nacht zuvor besonders gut im Bett seiner Junggesellenbude und ging erst gegen Mittag in den Club, um die Anlagen einer letzten Inspektion zu unterziehen.

Der komische Dämon stand bereits im großen Clubraum, dessen Tür abgeschlossen war. Allerdings besaß der Hausmeister einen Schlüssel.

Bevor er in die Kellerräume ging, schaute er noch dort hinein, wo sich der Dämon befand.

Da Vorhänge die Fenster bedeckten, fiel nur wenig Licht in den Raum. Zudem hatte es Willard sehr spannend gemacht und die Figur, oder was immer es auch sein mochte, mit einem schwarzen Tuch verhängt.

Dryer schüttelte sich. Irgend etwas störte ihn plötzlich. Es war so ein Gefühl, das er sich nicht genauer erklären konnte, aber es ging von dieser seltsamen Statue aus.

Vielleicht auch nur Einbildung, sagte er sich, hob die Schultern und verließ seinen Platz, um in den Keller zu gehen. Dort gab es genügend Räume, die inspiziert werden mußten. Er überprüfte die Heizungsanlage und auch den großen Sicherungskasten. Durch das Anlegen der Zusatzleitung wurden die Sicherungen strapaziert, und der Hausmeister wollte nicht, daß sie ihm durchschlugen. Er überprüfte die Stärke und war zufrieden.

Im Keller lagerten auch die Getränke. Alte Weine aus besten Lagen, hinzu kamen der edle Champagner und auch die allerbesten Whiskysorten.

Alles lag an Ort und Stelle. Wenn am späten Nachmittag das Personal eintraf, würde es gefüllte Regale vorfinden.

Im Moment herrschte noch Ruhe im Club. Er war in einem altherwürdigen Haus in Mayfair untergebracht, das einem reichen Clubmitglied gehörte. Eigentlich trafen sich nur immer Männer hier, aber am heutigen Abend waren auch Damen zugelassen. Stan Willard hatte darauf bestanden. So etwas kam sehr selten vor. Es war ihm nur genehmigt worden, weil er die extravagante Wette gewonnen hatte.

Pete Dryer stiefelte wieder die Treppen hoch. Er dachte dabei an das fürstliche Trinkgeld, das er bekommen hatte. Wenn die anderen am Abend feierten, dann wollte er in sein Stamm-Pub gehen und ebenfalls einen draufmachen, wobei es in der Kneipe sicherlich lustiger als in dem vornehmen Club zugeing. So ein Clubleben war nichts für ihn. Wahrscheinlich mußte man in den entsprechenden Kreisen geboren sein, um es gut zu finden.

Wieder oben angelangt, wandte er sich nach rechts. Seine Schritte wurden schon bald von dem dicken Teppich verschluckt, mit dem der Gang ausgelegt war.

Durch die große Doppeltür betrat er die Bar, wo die schweren Ledersessel standen und eine Tür zu dem Raum führte, in dem der seltsame Dämon stand.

Affenteufel wurde er genannt.

Ein sehr außergewöhnlicher Name, wie Dryer fand. So etwas hatte er noch nie im Leben gehört, aber wer wurde schon aus den Gebräuchen und Sitten ferner Kulturen schlau? Er jedenfalls nicht.

Pete holte den Schlüssel aus der Kitteltasche und schloß die Mahagonitür auf, damit er den Raum betreten konnte, wo der Dämon stand. Er wollte noch einmal die Beleuchtung überprüfen und wandte sich nach links, wo er einen Zusatzschalter angebracht hatte, von dem aus die Lichtanlage zu steuern war.

Auf das kleine Podest, wo der Dämon stehen sollte, achtete er nicht. Sein Weg führte ihn direkt zum Schalter, den er mit einem Griff umlegte.

Sofort flammte das Licht auf.

Es waren scharf gebündelte Strahlen, allerdings gedämpft und mit farbigen Filtern versehen. Sie stießen von allen Seiten auf ein bestimmtes Ziel zu - das Podest.

Pete Dryer drehte sich um, schaute auf den Mittelpunkt, wo sich die Strahlen sammelten, und seine Augen weiteten sich vor Staunen und auch vor Schreck.

Das Podest war leer!

Eine Weile tat der Hausmeister überhaupt nichts. Er stand nur da und staunte mit offenem Mund. »Das gibt es doch nicht!« flüsterte er. »Das ist unmöglich - nicht zu fassen ...« Er schüttelte den Kopf, hob dabei die Schultern, als würde er frösteln, und ging langsam auf das Podest zu.

Leer war es nicht. Dort lag das Tuch, das bis vor kurzem noch die seltsame Trophäe eingehüllt hatte.

Und jetzt war der Dämon verschwunden.
Als Pete Dryer das Podest erreichte, hob er das Tuch hoch.
Vielleicht lag da der Affenteufel, aber er sah nur das dunkel
angestrichene und leere Holzgestell.
Ansonsten war nichts vorhanden.
Dryer stöhnte auf. Dabei schüttelte er den Kopf. So etwas
hätte er sich nie träumen lassen. Das war ein Ding der
Unmöglichkeit. Da wurde man ja direkt verrückt und konnte
an Gespenster glauben. Das wiederum wollte Pete Dryer nicht.
Deshalb drehte er sich um und ging wieder zur Tür. Für ihn
gab es nur eine Möglichkeit. Jemand hatte den Affenteufel
klammheimlich gestohlen.
Nur - wer sollte das getan haben?
Eine sehr berechtigte Frage, denn Dryer hatte sich in der
letzten halben Stunde im Haus aufgehalten und keinen Dieb
gesehen. Dabei hätte er einen Eindringling bemerken müs-
sen. Zudem war der menschengroße Dämon nicht leicht zu
transportieren.
In Luft konnte er sich auch nicht aufgelöst haben. Blieb also
nur der Einbrecher und Dieb.
Petes Knie begannen zu zittern, als er daran dachte, daß er
nun Stan Willard anrufen mußte. Er kannte Willard zwar nicht
sehr genau, aber er wußte von seinem Jähzorn.
Der Mann würde ihn fertigmachen.
Pete brach der Schweiß aus, Angst stieg in ihm hoch.
Wie er Mr. Willard den Diebstahl beibringen sollte, das wußte
er nicht. Die nötigen Worte würden ihm fehlen, da war er fest
von überzeugt, und er spürte, daß sein Herzschlag sich ver-
doppelt hatte. Weich wurde ihm in den Knien. Er steuerte einen
der Ledersessel in der Bar an und ließ sich hineinfallen.
In den zwölf Jahren war ihm noch nie so etwas passiert.
Dabei hatte er geglaubt, einen krisenfesten Job zu haben, doch
nachdem diese Panne passiert war, würden sie ihn feuern.
Stan Willard besaß Einfluß im Club. Es kostete ihn nur ein
Fingerschnippen, und Dryer war seinen Job los.

So sah es aus.

Die Rufnummern der Mitglieder kannte er zwar nicht auswendig, er wußte jedoch, wo sie aufgeführt waren. Hinter der Theke in der rechten Schublade lag eine Kladde mit den entsprechenden Informationen.

Pete Dryer stemmte sich wieder hoch. Er hatte sich noch nicht richtig hingestellt, als er das Geräusch vernahm.

Es war ein Schaben oder Atmen. Und es war innerhalb des Raumes aufgeklungen, in dem er sich befand.

Geduckt blieb Pete stehen.

Hier in der Bar waren zwar keine Vorhänge vor den Fenstern, aber die Scheiben bestanden aus dickem grünlichem Glas, waren innerhalb des Rahmens nur kleine Teilstücke, die ein Ganzes bildeten. Sie absorbierten einen Teil des Tageslichts, so daß der Raum nie in strahlender Helligkeit lag.

Pete Dryers Hände wurden feucht. Seine Zungenspitze huschte nervös über die Lippen, über seinen Rücken kroch eine Gänsehaut, und er mußte sich erst die Kehle freiräuspern, bevor er fragen konnte: »Ist hier irgend jemand?«

Natürlich erhielt er keine Antwort. Der Dieb, falls er sich tatsächlich im Raum aufhielt, würde sich hüten, etwas zu erwidern. Der wartete ab und lauerte.

Jetzt hätte Pete Dryer gern eine Waffe gehabt, aber er hatte es immer versäumt, sich eine Pistole zu besorgen. Nun machte er sich große Vorwürfe.

Bis jetzt hatte er das Geräusch nur einmal gehört, und er wollte schon an eine Täuschung glauben, als er es ein zweites Mal vernahm. Diesmal allerdings anders klingend.

Da war ein widerliches Schlürfen zu vernehmen, das in ein Hecheln überging und bei dem Hausmeister eine Gänsehaut erzeugte.

Also doch!

Dryer schielte zur Tür. Flucht! Sollte er weglaufen und alles im Stich lassen?

Er wußte es nicht, und er stellte fest, daß er doppelte Angst

hatte. Erst einmal vor dem Unbekannten, das hier lauerte, und dann auch vor Stan Willard, dem er den Diebstahl seiner Trophäe irgendwie erklären mußte.

Wenn er jetzt nachschaute, konnte er vielleicht einen Erfolg erringen.

Innerlich zitterte er, als er an der äußeren Seite der Mahagoni-Theke entlangschlich, wobei er sich nicht traute, darüber hinwegzuschauen. Er wollte erst hinter die Theke blicken, wenn er das Ende erreicht hatte.

Mit einem halben Schritt konnte er sie umrunden. Noch tiefer duckte er sich, ging den halben Schritt vor, schaute in den Gang zwischen rückwärtiger Bar und Theke, sah einen seltsamen Umriß und spürte plötzlich die Berührung an seinem Bein.

Da hatte der andere ihn.

Es war ein eisenharter Griff, der Dryer so plötzlich erfaßt hielt, daß er unfähig war, sich zu bewegen. Als er etwas unternehmen wollte, da packte die nächste Hand zu. Sie erwischte ihn am linken Bein, und er spürte eine dritte und eine vierte Hand an den Schultern.

Im nächsten Augenblick wurde er wuchtig nach vorn gerissen. Er fiel hart auf den Boden. Abstützen konnte er sich nicht. Deshalb schlug er mit dem Gesicht auf, und aus seiner Nase rann sofort das Blut.

Pete Dryer stöhnte vor Schmerzen auf. Er merkte kaum, daß ihn die Hände losließen, einen Sekundenbruchteil später jedoch wieder an einer anderen Stelle seines Körpers waren. Er fühlte sie überall. Sie wechselten blitzschnell, und eine Hand griff noch einmal zu, als sie über seine Brust kroch und sich seinem Hals näherte.

Plötzlich bekam der Mann keine Luft mehr. Dryer wollte noch atmen. Nicht einmal ein Röcheln drang über seine Lippen. Der eisenharte Griff hatte ihm die Luftzufuhr abgeschnürt. Wenn der andere ihn weiterhin so festhielt, dann würde er ersticken.

Sogg-Ra, der Affendämon, stieß hechelnde Laute aus.

Dazwischen knirschte er mit seinem Gebiß.

Dryer hörte das Geräusch. Es gelang ihm, den Kopf zu drehen. Zum erstenmal sah er das Gesicht oder vielmehr die unheimliche Schnauze seines Gegners.

Es war grauenhaft ...

Wie das Maul eines Krokodils sah die Schnauze aus, vielleicht sogar noch größer, als der Affenteufel sie jetzt aufriß und den entsetzten Pete Dryer in einen mörderischen Rachen schauen ließ.

Es war das letzte, was der Hausmeister in seinem Leben wahrnahm. Er wurde noch einmal hochgerissen. Das Maul öffnete sich bis zum Anschlag, und im nächsten Augenblick schoben die drei anderen Klauen den Menschen Pete Dryer weiter auf die Öffnung zu, wo er mit dem Kopf zuerst verschwand.

Dann ging alles blitzschnell. Die Hände arbeiteten wie Roboter. Sie stießen und drückten, so daß der Körper des Hausmeisters immer mehr verschwand.

Niemand war Zeuge dieses grausamen Vorfalls, und keiner hörte die schrecklichen Laute ...

Ich wußte, was ich bei so einem Besuch im Club mir selbst und den anderen schuldig war, denn blamieren wollte ich mich nicht. Also stieg ich in meinen dunkelblauen Anzug mit feinen Nadelstreifen, ein frisches Hemd hatte ich sowieso übergestreift, und band die dezente schmale Krawatte. Richtig wohl fühlte ich mich nicht. Vor allen Dingen bei der abendlichen Wärme wollte ich nicht gern in so einem Anzug herumlaufen, und deshalb öffnete ich den obersten Hemdknopf, um mir ein wenig Erleichterung zu verschaffen.

Ich war kaum in die Jacke gestiegen, als es schellte. Die Conollys waren pünktlich.

Durch die Sprechanlage hörte ich Bills Stimme. »Sollen wir raufkommen?«

»Nein, nicht nötig. Außerdem bekäme Sheila einen Anfall, wenn sie sähe, wie es bei mir aussieht.«

»Du solltest heiraten, mein Junge.«

»Ja, aber in meinem zweiten Leben.«

Etwas hatte ich noch vergessen. Es war die Beretta. Ich hatte mir angewöhnt, nie mehr ohne sie irgendwohin zu fahren, denn die Vergangenheit hatte mich gelehrt, mehr als vorsichtig zu sein.

Ich war früher waffenlos zu Feiern oder Festen gegangen und hatte böse Überraschungen erlebt.

Der Lift brachte mich schnell in die Tiefgarage. Dort wurde ich von den Conollys begrüßt.

Bill trug ein weißes Dinnerjackett und eine schwarze Hose.

Die weinrote Fliege saß korrekt, aber dem verkniffenen Gesicht meines Freundes merkte ich an, daß er sich nicht wohl fühlte.

Da hatte Sheila bei ihm mal wieder zugeschlagen.

Mich bedachte sie mit einem sehr kritischen Blick.

»Reizend siehst du aus, Mädchen«, sagte ich und drückte ihr zwei Küsse auf die Wangen.

»Und bei dir ist der oberste Hemdknopf nicht geschlossen«, bemerkte sie spitz, was Bill zu der Erwiderung veranlaßte: »Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann kein Knopf die Hose halten!«

Sheila schaute ihn schräg an. »Läßt du im Club auch solche Sprüche los?«

»Ja. Warum fragst du?«

»Dann wundert es mich, daß sie dich noch nicht rausgeworfen haben, mein Lieber.«

»Die brauchen ja einen PausencLOWN«, sagte ich.

»Jetzt fällst du mir auch noch in den Rücken«, beschwerte sich Bill und kletterte in seinen Porsche, um ihn zur Seite zu lenken.

Ich fuhr den Bentley aus der Lücke, danach stiegen die Conollys ein.

Sheila hatte sich ebenfalls sehr schick gemacht. Weiß war ja

die Modefarbe des Sommers. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, das in seiner Schlichtheit bestach. An der Taille wurde es von einem Goldgürtel umrahmt, der wie eine Sonne strahlte, wenn er vom Licht getroffen wurde.

Wie immer war sie dezent geschminkt, ihr Parfüm war leicht und roch irgendwie erfrischend.

Wir fuhren erst noch bei Glenda vorbei, holten sie ab, und ich konnte mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen, als ich meine Sekretärin in ihrem Zweiteiler sah. Blauweiß war der Rock gestreift. Dazu trug sie ein knallrotes Sonnentop mit dünnen Trägern und eine leichte, kurze Jacke, in Farbe und Material gleich wie der Rock.

Auf einen BH hatte Glenda verzichtet. Unter dem Sonnentop malten sich die Formen ihres Busens ab. Nur gut, daß sie hinten eingestiegen war und neben Sheila saß. Sie hätte mich doch zu leicht ablenken können.

Bill sprach eine alte Wahrheit gelassen aus. »Weißt du, daß die Kurven, die neben dir sitzen, zumeist die gefährlichsten für einen Autofahrer sind?«

Worauf Sheila meinte: »Du willst doch nicht behaupten, Bill, daß du Kurven hast.«

»Doch, eckige«, gab ich zurück. »Er ist eben paradox.«

Wir flachsten ein wenig herum. Ich sah zu, daß wir auf die Regent Street kamen. Westlich dieser bekannten Straße liegt der Stadtteil Mayfair.

Wir überquerten noch die New Bond Street, erreichten über die Grosvenor Street das Roosevelt Memorial, fuhren daran vorbei und bogen nach links ab, wo es schon in Richtung Hyde Park ging.

Unser Ziel lag in der Deanery Street. Zwar nahe am Park, aber nicht so von dem sommerlichen Trubel erfaßt, der den Park um diese Zeit Tag und Nacht erfüllte.

Natürlich hatte der Club einen eigenen kleinen Parkplatz.

Sogar ein uniformierter Wärter winkte uns ein, nachdem Bill seinen Clubausweis gezeigt hatte.

Ich steuerte den Bentley in die Lücke zwischen einem Rolls und einem flaschengrünen Jaguar.

Es stand auch noch ein Bentley da, aber ein neueres Modell, als meiner es war.

Um das Haus zu betreten, brauchten wir den Parkplatz nicht erst zu verlassen, sondern schritten durch eine Hintertür, über der ein schmaler Baldachin seinen Halbkreis warf.

Wieder empfing uns ein Livrierter. Mein Gott, war das vornehm. Auch die schon anwesenden Gäste sprachen nur gedämpft. In die Stimmen klang hin und wieder das Klingen von Gläsern, die gegeneinandergestoßen wurden.

Wir gingen in den großen Barraum, und Glenda hatte sich bei mir eingehängt. Manchmal drückte sie sich bewußt gegen mich. Ich spürte ihren Körper und mußte ein paarmal tief schlucken.

Bill stieß mich an. »He, John, komm mit, ich werde dich mit einigen Clubfreunden bekannt machen!«

Wir gingen zur Bar. Ältere Frauen warfen Glenda schiefe Blicke zu. Was meine Sekretärin hatte, versuchten sie, durch Schminke und andere kosmetische Zugaben zu erreichen.

Ich erfuhr einige Namen, sah Männer, die ich von Zeitungsfotos kannte, und entdeckte Größen aus der Stadtpolitik und der Wirtschaft. Adelige waren kaum vertreten, die hatten andere Clubs.

Dann kam Stan Willard, dem wir den Trubel zu verdanken hatten. Einen hellblauen Smoking trug er, hatte das blonde Haar gefönt und besaß genau die richtige Urlaubsbräune. Sein Lächeln zeigte das Strahlen des geborenen Siegers. Er war breitschultrig, hatte schmale Hüften, und man konnte ihn als Bild von Mann bezeichnen. Allerdings befand er sich nicht in weiblicher Begleitung.

Wir standen mit den Conollys an der Bar. Die Frauen schlürften Champagner. Bill und ich nippten an unseren Whiskys. Ich stieß Glenda an, und sie hob den Blick. »Wie gefällt er dir so als Mann?«

Glenda schaute für einen Moment rüber. Gleichzeitig guckte auch Stan Willard, und in seinen Augen blitzte plötzlich Interesse auf. Er drehte sich ein wenig, schaute sofort wieder weg, lenkte allerdings seine Schritte auf die Bar zu.

Glenda hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht«, sagte sie. »Wieso?«

»Rein äußerlich ist er der Typ, bei dem Frauen zittrige Knie kriegen, aber davon soll man sich nicht täuschen lassen. Sein Lächeln ist eine Maske, denn die Augen reden eine völlig andere Sprache.«

Das hatte sie gut gesagt. Ich dachte ähnlich, hatte Glenda allerdings in ihrem Urteil nicht beeinflussen wollen. Natürlich wurde Willard begrüßt. Ich sah einige Frauen, die ihn verstohlen anhimmelten.

Sheila dagegen blieb ziemlich gelassen und schaute skeptisch. Ich tippte ihr auf die Schulter, und sie drehte sich um.

»Kennst du ihn näher, Sheila?«

Sie schüttelte den Kopf. »Dreimal habe ich ihn höchstens gesehen. Ein arroganter, widerlicher Bursche. Du wirst es sicherlich noch merken, John.«

»Bin gespannt.«

Willard hatte uns fast erreicht. Sein Strahlemann-Lächeln vertiefte sich noch mehr, als er Sheila begrüßte und mit seinen Augen auf Glenda Perkins schielte. Dann tat er so, als würde er sie erst jetzt entdecken. Fast enthusiastisch rief er: »Ein neues Gesicht auf meinem kleinen Fest. Nein, das freut mich.«

»Och, das Gesicht habe ich schon über zwanzig Jahre«, konterte meine Sekretärin, und ich hätte vor Lachen fast den guten Whisky ausgespien.

Für den Bruchteil einer Sekunde verzerrten sich seine Mundwinkel, dann hatte er sich entschlossen, die Antwort als einen Scherz aufzufassen, und erwiderte: »Klug, schön und schlagfertig. So etwas findet man selten. Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Stan Willard. Sie können mich Stan nennen.«

Auch Glenda nannte ihren Namen. Dann wurde ich von dem Mann begrüßt. Er tat es fast widerwillig, obwohl Bill bei der Vorstellung meinen Beruf nicht erwähnte.

»Auch ein neues Clubmitglied?«

»Nein, Stan, ein Gast von mir.«

»Aha. Welche Branche?«

Ach je, da fing er schon mit Geschäften an. Ich war gerade in Form und gab ihm die richtige Antwort. »Kühlschränke.«

Er wiegte den Kopf. »Nicht sehr zukunftssicher, die Konkurrenz ist zu stark. Exportieren Sie?«

»Natürlich.«

»Wo liegen Ihre Märkte?«

»Grönland und Antarktis«, erwiderte ich mit dem ernstesten Gesicht der Welt.

Das kriegte er natürlich in die falsche Kehle. Fast hätte er Gift und Galle gespuckt. Da die anderen jedoch lachten, blieb ihm nichts anderes übrig, als es auch zu tun. Glenda stieß mich zweimal an. Ein Beweis, daß ihr meine Antwort sehr gefallen hatte.

Ich entschuldigte mich für einen Moment. Es war mir in der Bar zu heiß geworden, und ich wollte mich ein wenig frisch machen. Wo es zu den Waschräumen ging, erfuhr ich von einem Angestellten.

Ich betrat einen Flur und sah am Ende zwei Mahagonitüren. Eine für Männer und die andere für Frauen.

Eine steril wirkende Bläue nahm mich auf. Die Fliesen wirkten blaß. Sie waren hellweiß von der Grundfarbe her, nur die blauen, schlierenartigen Einschlüsse lockerten diese Kälte ein wenig auf.

Zur Toilette brauchte ich nicht, ich wollte mich nur ein wenig erfrischen. Da ich mich allein im Waschraum befand, konnte ich mein Jackett ruhig ausziehen. Niemand würde die Waffe in der Halfter erkennen. Das Wasser floß erst aus dem Kran, wenn man mit dem Fuß auf einen Kontaktknopf am Boden trat. Über dem Waschbecken nahm die große Spiegelfront die gesamte

Wand ein. Ich schaute mehr in den Spiegel und konzentrierte mich zudem auf das Waschen der Hände, anstatt nach unten zu blicken. Das hätte ich besser tun sollen. So wurde ich völlig überrascht, als etwas gegen meine Knöchel stieß.

Ich trat einen Schritt zurück, schaute nach unten und ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können.

Vor mir auf dem Boden lag eine abgeschlagene Hand.

Und sie bewegte sich!

Es war ein makabres Bild. Obwohl die Hand nicht mehr mit einem Arm verbunden war, lebte sie. Und sie wollte nach meinem Fuß fassen.

Blitzschnell reagierte ich und zog das Bein zur Seite. Die fünf Finger, bereits im Begriff, eine Klaue zu bilden, faßten ins Leere. Nägel schabten über die Fliesen, kratzten an den Rändern entlang, und zwei von ihnen brachen.

Als ich zurückgesprungen war, endete auch der Wasserstrahl, und ich konnte mich auf die Hand konzentrieren.

Der Waschraum war durch das Licht der Leuchtstofflampe unter der Decke strahlend hell. Zusätzlich befand sich noch über der Spiegelfront eine Lichtleiste, so daß ich jede Einzelheit dieser makabren Hand erkennen konnte.

Die Haut hatte einen bräunlichen Schimmer, der bewies, daß sie nicht von einer hellhäutigen Person stammen konnte. Sie war allerdings auch nicht alt wie die einer Mumie oder stockig, wie ich es von Zombies kannte, sondern völlig normal. Als die Finger sich wieder streckten, fielen mir die Fingernägel auf. Sie hatten keine runde Form, sondern waren länglich, fast oval.

Deutlich stachen die hellen Halbmonde hervor. An der Trennstelle, wo die Hand mit dem Arm verbunden gewesen war, erkannte ich einen glatten Schnitt, als hätte sie jemand mit einem Messer kurz durchgehackt.

Eine schreckliche Szene, ein Bild zum Fürchten, für mich ein kalter, nackter Horror, der nicht nur dann auftrat, wenn man

sich in irgendwelchen Burgen, Grüften oder finsternen Friedhöfen herumtrieb, sondern hier besonders deutlich wurde.

Ich mußte etwas tun, denn die Hand war darauf programmiert, mich anzugreifen.

Die Hand befand sich auf dem Boden. Ich fragte mich allerdings, wie lange dies so bleiben würde.

Ich trug die Beretta bei mir und natürlich das Kreuz. Die Pistole wollte ich nicht einsetzen, also mußte es mein Kreuz tun. Den Krawattenknoten riß ich weiter auf, öffnete auch die nächsten Hemdknöpfe und konnte das Kruzifix hervorziehen. Ich war gespannt, wie die Klaue auf eine Berührung reagierte. Vorsichtig streifte ich die Kette über den Kopf und behielt das Kreuz locker in der Hand. Dabei bückte ich mich und näherte meine weißmagische Waffe der auf dem Boden liegenden Klaue, die sich noch immer nicht gedreht hatte, sondern mir nach wie vor ihren Rücken zeigte. Intervallweise ging ich in die Hocke. Dabei achtete ich darauf, immer so viel Abstand zu halten, daß ich noch ausweichen konnte, wenn mich die Hand angriff.

Und sie griff an.

Plötzlich wuchtete sie sich vom Boden hoch, flog auf mich zu und wollte mich packen.

Ich war schneller. Meinen Arm nahm ich zur Seite, stieß ihn sofort wieder vor, und als sie zupackte, hinderte ich sie nicht mehr daran, denn da griffen ihre Finger genau in das aus meiner Faust schauende Kreuz.

Jetzt mußte es geschehen!

Es geschah aber nichts.

Das Kreuz zeigte überhaupt keine Wirkung. Die Hand hielt es umklammert, zerrte daran und versuchte, es mir aus der Faust zu reißen.

Zum erstenmal spürte ich die Kraft dieser Klaue. Sofort befürchtete ich, daß sie stärker sein würde als ich. Ich hielt dagegen, doch ihrem Druck konnte ich nicht standhalten.

Sie riß mich förmlich weiter.

So etwas hatte ich selten erlebt, und ein gewaltiger Kampf um das Kreuz entbrannte.

Ich nahm meine andere Hand zu Hilfe, hämmerte sie auf die Klaue und wollte, daß sie das Kreuz losließ.

Sie tat es nicht.

Immer wieder schleuderte die Hand nach oben oder unten, versuchte sich aus meinem Griff zu winden, doch ich hatte jetzt mit beiden Händen zugepackt und dachte nicht im Traum daran, loszulassen.

Ihre Kräfte waren enorm. Schon bald erfüllte mein Keuchen den Waschraum. Die Klaue machte mir unheimlich zu schaffen. Sie schleuderte mich hin und her, von einer Seite zur anderen. Ich stolperte, krachte gegen die Wand, wurde wieder nach vorn gezogen und geriet in die Nähe der Waschbecken, wogegen ich auch mit der Hüfte stieß.

Konnte ich diese verdammte Hand überhaupt besiegen?

Einmal streckte ich beide Arme aus, hob die Klaue hoch und rannte mit ihr zwischen den Fingern auf die Wand zu, wo ich sie hart gegenhieb.

Eine normale menschliche Hand hätte das nicht überstanden. Sämtliche Finger wären ihr gebrochen worden, aber das große Wunder geschah. Ich spürte den Aufprall ebenfalls - und mein Kreuz war frei.

Plötzlich hielt ich es wieder fest, weil sich die Finger der Klaue gelöst hatten.

Vor Erleichterung stöhnte ich auf und ging erschöpft in die Knie. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Eine längere Pause wollte ich mir nicht gönnen. Außerdem wußte ich nicht, ob ich die Klaue tatsächlich besiegt hatte. Mein Kreuz steckte ich sicherheitshalber in die Tasche.

Die Hand kroch über den Boden. Ihre Finger bewegten sich schnell und glitten auf den Ausgang des Waschraums zu, dessen Tür in diesem Moment auf gestoßen wurde.

Eine Gestalt stand auf der Schwelle.

War ich vorhin schon überrascht worden, so erlebte ich jetzt die zweite Überraschung. Der Mann auf der Türschwelle paßte nicht nach Europa, sondern in einen anderen, fernen Erdteil. Er trug die Kleidung eines Medizinmannes, und er hatte den rechten Arm ausgestreckt, wobei man nur von einem Stumpf sprechen konnte, denn ihm fehlte die Hand ...

Dieses Bild hatte mich so erschreckt, daß ich nicht fähig war, auf den anderen zuzulaufen. Ich blieb stehen und starrte ihn an.

Sein Gesicht war mit Farben bemalt, so daß ich von seiner eigentlichen Haut nichts sah, rechnete allerdings damit, daß sie die gleiche Farbe hatte wie die Hand.

Im Moment spielte es keine Rolle. Wenn jemand mehr wußte, dann dieser Medizinmann.

Ich startete.

Wieder einmal legte mich der andere rein. Die Klaue hatte mich schon genarrt, und der seltsame Medizinmann tat das gleiche. Bevor ich mich versah, hatte er kehrtgemacht und die Tür des Waschraums zugerammt. Ich flog dagegen, denn meinen eigenen Schwung konnte ich nicht rechtzeitig genug stoppen.

Dadurch verlor ich wertvolle Sekunden, fand schließlich die Klinke, hämmerte sie nach unten und riß die Tür auf. Einen Herzschlag später stand ich in einem leeren Gang. Von dem seltsamen Medizinmann war nichts zu sehen.

Es gab allerdings nur eine Richtung, in die er gelaufen sein konnte. Nach links, und diese Richtung schlug ich ebenfalls ein. Wie ich schon erwähnte, auf dem Boden lag ein dicker Teppich, so daß meine Schritte so gut wie nicht zu hören waren. Allerdings hatte mein Gegner den gleichen Vorteil.

Wie ein Irrwisch hetzte ich um die Ecke und wäre fast mit einem Mann zusammengestoßen, der mir plötzlich im Weg stand.

Rechtzeitig genug konnte ich abstoppen, so daß ich ihn nur an der Schulter streifte.

Ich murmelte eine Entschuldigung.

Der Mann im grauen Kittel nickte und rückte seine Brille zurecht. »Wo wollen Sie denn hin, Sir?«

Ich hatte schon weiterlaufen wollen, hielt jetzt allerdings inne und dachte daran, daß mir der andere vielleicht die Fragen beantworten konnte.

Ich holte tief Luft, während ich an ihm vorbeischaute. »Hören Sie, stehen Sie hier schon lange?«

»Ja und nein. Wie man es nimmt. Ich bin nämlich der Hausmeister und für den technischen Ablauf verantwortlich sowie für die Dinge, die hier so passieren.«

»Haben Sie vielleicht einen Mann gesehen, der folgendermaßen aussah?« Ich gab ihm eine genaue Beschreibung des Medizinmannes und kam mir dabei lächerlich vor, weil der Kerl so komisch aussah.

Der Hausmeister aber blieb ernst und fragte: »Den Mann suchen Sie also? Ja, den habe ich gesehen.«

»Wo?«

»Er ist hier in meiner Nähe vorbeigelaufen.«

»Und wo finde ich ihn jetzt?«

Der Hausmeister runzelte die Stirn und faßte an seine Brille.

»Wissen Sie, Mister.« Er lächelte. »So richtig habe ich da nicht hingeschaut, aber ich kann mir vorstellen, daß er sich verkrochen hat. Vielleicht im Keller.«

»Wie komme ich dahin?«

Er schaute mich scharf an. »Ich weiß nicht, ob ich Sie so einfach in die Kellerräume ...«

»Doch, Sie können«, erwiderte ich, holte meinen Ausweis hervor und hörte gleichzeitig, wie in dem großen Barraum laut geklatscht wurde. Dort ahnten die Versammelten wohl kaum, was sich in der Nähe abgespielt hatte.

»Polizei?« Er fragte es nicht einmal erschrocken oder ängstlich, sondern eher verwundert.

»Ja.«

»Sind Sie ...?«

»Ich bin Gast hier«, entgegnete ich scharf. »Und nun zeigen Sie mir bitte den Keller.«

»Wie Sie wünschen, Sir.« Der Hausmeister deutete sogar eine Verbeugung an, die allerdings aus dem Spott heraus geboren sein mußte. Mir war der Kerl nicht geheuer. Nicht vom Äußeren her, aber seine Antworten gefielen mir nicht. Vom Gefühl her traute ich dem Kerl nicht über den Weg, obwohl ich mich jetzt auf ihn verlassen mußte, denn er wollte mir den Keller zeigen, wo sich angeblich dieser seltsame Mediziner versteckt hielt.

Während des Gesprächs hatte ich mich hin und wieder umgeschaut. Die makabre Hand war nicht mehr zu sehen gewesen. Einfach verschwunden. Vielleicht hatte sie sich versteckt, wer konnte das wissen?

»Bitte sehr.« Der Hausmeister deutete nach vorn, ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte.

Das tat ich auch. Wir stiegen nicht über eine Treppe in den Keller hinab. Die gab es sicherlich auch, aber wie es sich für einen Club dieser Art gehörte, existierte auch ein Fahrstuhl. Er war für Lasten konstruiert und dementsprechend breit. Der Hausmeister mußte kräftig ziehen, um die Eisentür aufzukommen.

Ich ließ den Mann vorgehen. Er nickte, lächelte seltsam und betrat den Fahrstuhl. Auch die Trittfläche bestand aus Metall. Einzelne Stücke waren zusammengenetet worden.

»Bitte, ziehen Sie die Tür zu, Sir«, bat er mich.

Ich tat es, wobei ich ihm noch einen schrägen Blick zuwarf. Er stand mir gegenüber an der Rückwand, und ich hielt mich dort auf, wo sich die Knopfleiste befand.

Ich vergrub den untersten Knopf unter meinem Finger. Die Kabine schüttelte sich, als hätte eine Riesenfaust auf sie geschlagen, und im nächsten Augenblick öffnete sich unter mir der Boden ...

Ich wurde überrascht wie selten in meinem Leben. Der Fußboden teilte sich in zwei Hälften, eine klappte unter meinen Füßen weg, wobei ich Glück im Unglück hatte, denn ich konnte mich noch nach vorn werfen und meinen Arm ausstrecken. Zuerst klatschte meine Hand gegen die innere Seite der Fahrstuhltür und rutschte nach unten. Dann griff ich hart zu, so daß ich den Türgriff zu fassen bekam.

An ihm hielt ich mich fest.

Ich schielte an meinem Körper hinab. Nicht der gesamte Boden war nach unten geklappt. An den Innenseiten befand sich ein schmaler Randstreifen, nicht breiter als mein Schuhabsatz. An ihm konnte ich mich abstützen. Einen sicheren Halt fand ich aber nicht auf Dauer, denn mein linker Fuß baumelte über dem Abgrund. Langsam zog ich ihn heran. Nun stand ich mit beiden Füßen auf der schmalen Leiste und hatte mich an den Türgriff geklammert. Es war eine miese Position. Ich konnte nicht gerade stehen, sondern kauerte und klammerte mich dabei fest.

Ich mußte an den Hausmeister denken, der sich sicherlich nicht hatte halten können, und rief nach ihm.

Eine Antwort erhielt ich nicht. Allerdings wollte ich wissen, was mit ihm geschehen war. Dazu mußte ich den Kopf drehen und in die Tiefe schauen.

Eine nicht einfache Sache, denn den Griff durfte ich auf keinen Fall loslassen.

Endlich konnte ich etwas sehen.

Der Hausmeister war ebenfalls gefallen. Er stand unter mir, wurde von einer seltsamen Lichtaura umhüllt, hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt und starrte zu mir hoch.

Ein widerliches Grinsen zeichnete sein Gesicht und machte mir klar, daß dieser Mann nicht so harmlos war, wie er sich gegeben hatte. Er steckte mit den anderen, meinen unbekannten Gegnern, unter einer Decke. Zudem gab er mir noch einen schaurigen Beweis.

Er griff in seine rechte Tasche, holte etwas hervor, das ich

noch nicht erkennen konnte. Erst als er seinen Arm hochhielt, sah ich, was er zwischen den Fingern hielt.

Es war die Hand, die mich hatte erwürgen wollen!

Die Clubmitglieder hatten die ersten Hemmungen überwunden, und da Stan Willard sich die Sache etwas hatte kosten lassen, sprachen die Gäste dem Champagner zu.

Nur die beiden Conollys und Glenda Perkins hielten sich zurück. Ihnen war anzumerken, daß sie sich Gedanken machten, denn Bill schaute immer öfter auf die Uhr.

»Also, das verstehe ich nicht«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Der kann doch nicht ins Klosett gefallen sein.«

Sheila mußte ein wenig lächeln, doch es war nur ein Zucken der Mundwinkel. Zu mehr war sie nicht in der Lage, denn auch ihr war das Fernbleiben des Geisterjägers nicht geheuer.

Glenda drückte ihre Zigarette aus und schaute auf ihr Glas.

»Vielleicht ist ihm etwas passiert.«

Daran hatte natürlich jeder gedacht, obwohl es niemand so recht aussprach. Auch Bill wehrte sich noch dagegen, indem er erwiderte: »Was soll denn hier passieren? Wir sind ein Club und kein Hort für Dämonen oder irgend etwas.«

»Glaubst du daran?« fragte Sheila.

»Wie ...?« Bill zeigte sich ein wenig verwirrt.

»An deine Worte.«

»Sicher, ich habe es ernst gemeint.«

Sheila winkte ab. »Du konntest schon immer schlecht lügen, mein Lieber. Ich sehe das anders.«

»Und wie?«

»Du kennst deinen Freund John sehr lange. Ihr beide zieht die Dämonen an wie das Licht die Motten. Dafür könnt ihr nichts, aber es ist so.«

Sheila Conolly schaute zu Glenda hin, die ostentativ nickte.

»Du siehst, Glenda ist auch meiner Ansicht. Deshalb möchte ich dich bitten, nachzuschauen.«

Bill hob die Schultern. »Meinetwegen, obwohl John wirklich kein Kindermädchen braucht. Vielleicht hat er eine Magenverstimmung, so daß es deshalb länger dauert.«

»Soll ich gehen?« fragte Sheila.

Bill grinste zwar, schüttelte jedoch den Kopf, wobei er gleichzeitig vom Hocker rutschte. »Nein, nein, meine Lieben. Ich schaue schon nach. Onkel Bill macht alles.«

Kaum war der Reporter verschwunden, als Glenda und Sheila hinter sich eine Bewegung wahrnahmen. Und schon vernahmen sie die Stimme Stans.

»Es ist eine Schande von dem guten Bill, zwei so schöne Frauen allein zu lassen.«

»Mein Mann kommt gleich zurück«, erwiderte Sheila.

»Das kann ich mir vorstellen.« Willard lächelte breit. »Da allerdings auch Mr. Sinclair fehlt, wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen Gesellschaft leisten zu dürfen.« Er wandte sich Glenda zu. »Besonders Sie machen mir einen etwas deprimierten Eindruck.«

»Das täuscht, ich fühle mich sehr wohl.«

»Ich würde gekränkt sein, wenn sich auf meinem Fest jemand nicht wohl fühlt.« Er lächelte in seiner altbewährten Manier und schaute auf die fast leeren Gläser. »Sie haben nichts zu trinken. Das muß geändert werden.« Willard hob den Arm und schnippte mit zwei Fingern. Der Barkeeper kannte das Zeichen, und er beeilte sich, drei gefüllte Gläser zu bringen. Der Champagner schäumte noch. In den Gläsern stiegen die Perlen in langen Reihen der Oberfläche entgegen.

Sheila und Glenda wollten nicht unhöflich sein. Sie nahmen ihre Gläser, und Stan Willard sagte: »Auf die schönsten Frauen, die hier versammelt sind.«

»Lassen Sie das nur nicht die anderen Damen hören«, entgegnete Sheila Conolly.

»Die laufen außer Konkurrenz.«

Sie tranken. Über den Glasrand hinweg schielte Willard immer wieder auf Glenda. Sie war nicht dumm und erkannte

deutlich die Begierde in den Augen des Mannes. Dieser Kerl wollte sie besitzen, aber Glenda sah nicht ein, daß sie die Sammlung des Mannes vervollständigen sollte.

Sie setzten die Gläser ab. Stan Willard schaute auf seine protzige Golduhr, um deren Zifferblatt einige Diamantsplitter funkelten. »An und für sich ist es an der Zeit, das Geheimnis zu lüften. Jeder soll sehen, daß ich meine Wette eingelöst habe und den Affenteufel wirklich aus Sri Lanka hierherbrachte.« Er drehte sich um und schaute auf die geschlossene Tür zum Nebenraum. »Dahinter habe ich ihn aufbewahrt. Noch ist er verdeckt, aber bald werde ich das Geheimnis lüften.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an«, sagte Glenda, weil sie wieder die Blicke des Mannes auf sich gerichtet sah.

»Doch, den tue ich mir an. Ich möchte nämlich das Tuch nicht zurückziehen. Die Enthüllung des Affenteufels soll einer Lady vorbehalten bleiben, wobei ich mir herausnehme, diese Lady auszusuchen. Und ich habe meine Wahl bereits getroffen.«

»Meinen Sie mich?« fragte Glenda.

»Ja.«

Mit ähnlichem hatte Glenda gerechnet. Sie holte tief Luft. Im Moment wußte sie nicht, wie sie sich verhalten sollte, denn sehr wohl war ihr bei der Sache nicht. Sie stand Stan Willard ablehnend gegenüber. Andererseits konnte sie den Wunsch des Mannes schlecht ablehnen. Er war der Gastgeber, sie der Gast, und da mußte man ein gewisses Maß an Höflichkeit bewahren. Stan Willard stellte sein Glas zur Seite. »Ich hoffe, Sie erfüllen mir den kleinen Wunsch, Miß Perkins.«

»Wenn Sie es unbedingt möchten ...«

»Natürlich. Hätte ich Sie sonst erwählt? Und noch etwas. Diejenige, die das ferne Dschungelgeheimnis lüftet, wird für einen Abend die Königin des Festes. Freuen Sie sich darauf ...« Es waren vorerst die letzten Worte, die Willard zu Glenda sprach, denn zwei Mitglieder aus dem Club redeten ihn an. Willard entschuldigte sich und ging.

»Ein widerlicher Typ«, sagte Glenda.

Sheila lächelte. »Wem sagst du das? Der versucht es bei jeder.«

»Verheiratet ist er nicht?«

»Dreimal geschieden.«

»Kann ich mir denken.«

»Warum hast du eigentlich zugestimmt?« wollte Sheila Conolly wissen. Sie waren ohne große Förmlichkeiten zum Du übergegangen, und alle fanden das gut.

»Es geht mir eigentlich gegen den Strich, aber ich wollte nicht unhöflich sein. Vielleicht hätte ich als Clubmitglied anders reagiert, und auch wenn John dabeigewesen wäre, aber so konnte ich schlecht ablehnen. Zudem hat mich der Knabe auch irgendwie überfahren. Das ging alles sehr schnell.«

Sheila nickte und rutschte vom Barhocker. Ihr Glas hatte sie geleert, und der Barkeeper warf ihr einen fragenden Blick zu, doch Sheila schüttelte den Kopf. Sie wollte nichts mehr trinken, sie brauchte einen klaren Kopf.

Glenda sprach das aus, woran Sheila schon die ganze Zeit über gedacht hatte. »Jetzt kommt Bill auch nicht zurück.«

»Da ist was passiert«, sagte Sheila leise.

»Aber was?«

»Ich traue dem Braten nicht, ehrlich, Glenda. Ich kenne die beiden. Wo sie auftauchen, ziehen sie das Seltsame, das Unerklärliche wie magisch an.«

»Was soll denn hier los sein?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen.«

Glenda nahm sich eine Zigarette aus den gefüllten Kristallgläsern, die überall verteilt standen. Ein aufmerksamer Keeper gab ihr Feuer.

»Dieser Stan Willard war in Ceylon. Er hat eine sehr seltsame Wette gewonnen und einen Affenteufel nach London geholt. Kennst du dich in der Magie dieser Naturvölker aus?«

»Nein.«

»Dann kann es doch möglich sein, daß hinter dem Affenteufel mehr als nur fauler Dschungelzauber steckt.«

Sheila Conolly bewegte sich, als würde sie frösteln. »Diese Befürchtung habe ich auch, wagte aber nicht, sie auszusprechen.«

»Und ich sehe da eine Verbindung zwischen dem Verschwinden der beiden Männer und dem Affenteufel.«

Glenda ließ sich von ihrer Meinung nicht abbringen.

»Glaubst du, daß John etwas entdeckt hat?«

»Das ist möglich, und nicht nur das, auch Bill wird sich ...«

»Da ist er ja.«

Glenda drehte sich um, als sie Sheilas Worte vernommen hatte. Beiden Frauen fiel erst einmal ein Stein vom Herzen, doch als sie Bills Gesicht sahen, da wußten sie, daß etwas schiefgelaufen war.

Der Reporter schaute sehr deprimiert aus der Wäsche, die Lippen hatte er fest zusammengepreßt, und er schüttelte den Kopf, als er sich neben die beiden Frauen stellte.

»Nichts gefunden?« fragte Sheila trotzdem.

»Genau. Wie vom Erdboden verschluckt«, erklärte der Reporter.

»Und jetzt?«

Bill schaute seine Frau als auch Glenda Perkins an. Auf seinem Gesicht war Ratlosigkeit zu lesen. »Ich weiß es nicht und bin diesmal echt überfragt.«

»Sollen wir Willard Bescheid geben?«

Bill blickte erst seine Frau an und drehte dann den Kopf. »Ich bin nicht dafür. Er fühlt sich als der große Held und würde uns kaum unterstützen, wobei er bestimmt froh wäre, wenn John verschwunden bliebe.«

»Das stimmt«, sagte Glenda.

»Was tun wir dann?«

»Sheila, wir müssen abwarten. Wir können hier nicht die Leute verrückt machen. Vielleicht klärt sich noch alles als eine völlig harmlose und normale Sache auf.«

»Daran glaube ich nicht mehr«, hielt Glenda dagegen.

»Dieser seltsame Affenteufel, der enthüllt werden soll, hat

bestimmt etwas mit irgendeiner Magie zu tun. Kennst du dich in der Magie fremder Völker aus?»

»Nein«, gab Bill ehrlich zu, schwächte dann allerdings ab und meinte: »Kaum.«

»Was weißt du denn über Affen?»

»Daß der Mensch angeblich vom Affen abstammen solk«, erwiderte Bill.

»Das hätte mir auch ein Blinder sagen können«, gab Sheila etwas ärgerlich zurück. »Gibt es keine Affenmagie?»

»Wird es schon, aber ich kenne mich da wirklich nicht aus. Was meinst du, wie viele Stämme es in Sri Lanka gibt. Jeder Stamm hat eine eigene Mythologie. Der eine verehrt die Affen, der andere die Schlangen, wieder ein anderer frönt dem Totenkult, das ist alles so vielschichtig, daß man es kaum erfassen kann.«

»Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als nichts zu tun«, faßte Sheila zusammen.

»Wahrscheinlich«, gab Bill zu. »Ich habe John jedenfalls nirgendwo entdecken können. Vielleicht klärt sich alles auf. Hier ist er noch, denn ich habe sogar auf dem Parkplatz nachgesehen. Dort stand noch immer der Bentley, er ist also nicht weggefahren.«

»Vielleicht hat man ihn entführt«, vermutete Glenda.

»So einfach ist das nun auch nicht«, erwiderte Bill. »John weiß sich seiner Haut zu wehren. Zudem ist er bewaffnet, die Beretta nimmt er immer mit.«

»Und du hast deine Beretta nicht eingesteckt?« wandte sich Sheila an ihren Mann.

»Nein, warum?»

»Vielleicht wäre es besser gewesen.«

Bill warf Sheila einen schrägen Blick zu. »Das mußt ausgerechnet du sagen«, entgegnete er. »Du bist es doch immer, die sich dagegen wehrt, daß wir in einen Fall mit hineingezogen werden ...«

»Streitet euch nicht«, mischte sich Glenda ein. »Denkt lieber

daran, daß Stan Willard sein großes Geheimnis gleich lüftet und mich als Partnerin ausersehen hat.«

Bill war überrascht. »Dich?«

»Ja, ich soll ...«

Was Glenda sollte, erfuhr der Reporter aus ihrem Mund nicht, denn Willard unterbrach die Versammlung. Er hatte sich breitbeinig aufgestellt, beide Arme erhoben und um Aufmerksamkeit gebeten.

Es wurde ruhig.

»Liebe Freunde«, begann Stan Willard. »Wir haben eine Wette abgeschlossen, von der fast jeder der Anwesenden überzeugt war, daß ich sie nicht gewinnen könnte. Aber natürlich habe ich sie gewonnen ...«

»Moment, Stan!« rief ein schwergewichtiger Mann mit spiegelnder Glatze. »Bisher haben wir nichts gesehen.«

»Das weiß ich, aber in einigen Minuten wird es soweit sein. Laßt euch die Gläser füllen, danach gehen wir in den Nebenraum, wo alles vorbereitet ist ...«

Die Mitglieder nebst Damen waren gespannt. Die beiden Ober hatten alle Hände voll zu tun. Jeder wollte sein Glas so rasch wie möglich voll haben, denn endlich wurde bewiesen, ob der andere gelogen hatte oder nicht.

Glenda und Sheila wollten nichts trinken, während Bill einen Whisky nahm.

Die Doppeltür war bereits geöffnet worden. Freie Sicht in den Nebenraum. Die Gäste drängten sich vor der Tür zusammen. Allerdings konnten die Anwesenden von dem seltsamen Affenteufel nichts sehen. Ein Tuch verdeckte ihn.

Sheila, Glenda und Bill waren die letzten, die den Barraum verließen. Der Reporter warf noch einen Blick zurück, doch John Sinclair kam nicht. Die Enthüllung mußte also ohne ihn stattfinden.

Während auf den Gesichtern der übrigen Gäste gespannte Erwartung lag, blieben die drei Freunde sorgenvoll...

Die drei hatten recht, wenn sie sich um mich Sorgen machten, denn ich befand mich in einer schlimmen Situation. Noch immer stand ich auf dem schmalen Metallrand und klammerte mich verzweifelt an dem gebogenen Türgriff fest.

Den Kopf hielt ich weiterhin gedreht, sah unter mir den seltsamen Hausmeister stehen, und der hielt die Klaue fest, die mich fast umgebracht hätte.

Er machte sich sogar noch einen Spaß, sein diabolisches Lächeln blieb, und die Finger der Hand bewegten sich wie die eines Klavierspielers.

Es war der reine Hohn, denn der Hausmeister wußte genau, daß ich mich nicht ewig an dem Türgriff festklammern konnte. Irgendwann mußte ich loslassen und würde ihm genau vor die Füße fallen, worauf er sicherlich wartete.

Wie ich schon erwähnte, wurde der Hausmeister von einer seltsamen Lichtaura umflort. Dies wiederum bewies mir, daß ich es mit einem magischen Phänomen zu tun hatte, und ich dachte an den Affenteufel, dem dieses Fest gewidmet war. Dabei kam ich zu der Folgerung, daß der Affenteufel nicht irgendein Dschungel-Hokuspokus war, sondern prall mit echter Schwarzer Magie gefüllt war.

Und ich dachte auch an die zahlreichen Gäste, die schutzlos waren und sich wohl kaum verteidigen konnten wie ich, der ich meine Erfahrungen gesammelt hatte.

Der Hausmeister grinste noch breiter, bevor er mich ansprach. »Du wolltest doch denjenigen sehen, dem die Hand fehlt. Jetzt kannst du es. Du brauchst nur zu springen.«

»Einen Teufel werde ich tun«, erwiderte ich.

»Irgendwann kannst du dich nicht mehr halten und wirst fallen. Darauf warte ich, aber ich möchte den Vorgang beschleunigen. Einmal bist du der Hand entwischt, mal sehen, ob du es jetzt auch noch schaffst.« Kaum hatte der Kerl die Worte gesprochen, als er die Hand losließ. Sie fiel nicht zu Boden, wie man es eigentlich hätte erwarten können, sondern blieb in der Luft stehen.

Noch befand sie sich weit genug von mir entfernt, so daß ich noch etwas unternehmen konnte. Soweit es die Lage erlaubte, rüttelte ich am Griff der Tür.

Nein, da hatte ich keine Chance. Die Fahrstuhlür blieb verschlossen.

Ich stecke in der Falle, daran ging kein Weg vorbei. Und meine Gegner hielten alle Trümpfe in der Hand.

Zwar hatte ich jetzt mit beiden Füßen Halt gefunden, aber dieser Halt war mehr als trügerisch. Eine falsche Bewegung nur, dann rutschte ich ab und landete dort, wo der >Hausmeister< es haben wollte.

»Ich bin übrigens Pete Dryer«, hörte ich die Stimme des Mannes. »Merke dir den Namen gut. Vielleicht ist es das erste Mal, daß du mit einem Toten sprichst.«

Wenn ich mich ihm jetzt geschockt zeigen sollte, dann hatte er sich geirrt. Mit Toten, oder besser gesagt, Untoten hatte ich schon des öfteren geredet. Das war für mich nichts Neues mehr. Sozusagen eine makabre Routine in meinem Job, aber ich dachte daran, daß sich die Hand gegen die weißmagische Kraft des Kreuzes gestemmt hatte, und es lag der Verdacht nahe, daß Pete Dryer ähnlich reagieren würde.

Trotz meiner gefährlichen Lage arbeitete mein Verstand analytisch und logisch.

Stan Willard hatte irgend etwas aus Sri Lanka mitgebracht, in dem das Böse stecken mußte. Aber etwas Unheimliches, das wir mit unseren Waffen kaum bekämpfen konnten, etwas, von dem ich noch nie gehört hatte.

Aber was?

Es war müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Zunächst mußte ich mich um die nähere Gefahr kümmern.

Und das war die Hand!

Eine sehr gefährliche Klaue, die nicht mehr unbeweglich in der Luft stand, sondern sich langsam höher schob, wie ich mit Entsetzen erkannte, als ich mich ein wenig schräg nach links drehte.

Die Finger bewegten sich. Ich hatte das Gefühl, als würden sie ausprobieren, wie geschmeidig sie waren, um mich brutal und hart zu packen.

Meine Lage war mehr als bescheiden. Wenn mich die Hand in dieser Stellung erwischte, war *es* aus. Dann konnte ich wirklich einpacken, denn nach unten würde ich nur als Toter fallen, mit den eisenharten Klauen um meine Kehle.

Deshalb war es besser, wenn ich der Aufforderung des untoten Hausmeisters folgte und freiwillig sprang.

Noch wartete ich. Meine Muskeln waren nicht nur gespannt, sondern schon überstrapaziert. Mein gesamtes Körpergewicht war zu schlecht verteilt. Deshalb begann ich zu zittern, und mir war klar, daß ich mich nicht mehr lange halten konnte.

Die Hälfte der Distanz hatte die gefährliche Hand bereits hinter sich gelassen.

Ich aber wollte noch warten, denn der Klaue sollte es nicht gelingen, mich im Sprung zu packen.

Deshalb wartete ich, auch wenn es immer schlimmer wurde und die Anstrengung mich stärker zittern ließ.

Ein paarmal drehte sich die Klaue. Sie zeigte mir dabei die Seite, die einst in Verbindung mit dem Arm gestanden hatte.

Ein scheußlicher Anblick, der sich mir da bot, und ich wartete so lange, bis sich die Hand etwa in Höhe meiner Füße befand.

Sekunden wurden zu einer Ewigkeit. Noch hielt ich mich fest, wartete ab, und im nächsten Augenblick schoß die Hand vor.

Die Finger spreizten sich dabei, soweit es ging, sie zielten nach meiner Kehle, und ich reagierte goldrichtig.

Als die Klaue zugreifen wollte, ließ ich mich los. Sie streifte mich zwar noch, es gelang ihr allerdings nicht, meine Kehle zu packen. Die sich schließenden Finger griffen ins Leere, und ich fiel in die Tiefe ...

»Was ist denn mit dir?« fragte Sheila Conolly verwundert, als sie sah, daß ihr Mann sich abwandte und den Raum nicht betrat.

»Ich muß telefonieren.«

»Wirklich?«

»Ja. Mir geht die Sache nicht aus dem Kopf. Irgend etwas ist mit John. Bevor ich aber hier den Laden auf den Kopf stelle, will ich Verstärkung haben. Ich hole Suko her.«

»Das ist eine gute Idee«, sagte Sheila.

Auch Glenda hatte Bills Worte vernommen. Sie nickte heftig und zeigte somit ihr Einverständnis.

Während die Frauen den Raum betraten, ging der Reporter noch einmal zurück zur Bar und ließ sich von dem Keeper das Telefon geben. Bill zog sich in die hinterste Ecke zurück. Er wollte nicht, daß der Mann etwas hörte.

Sukos Nummer kannte Bill auswendig. Er hoffte, daß der Chinese zu Hause war und nicht auf der Harley durch die Gegend kutschte. Ungeduldig wartete er. Ein paarmal läutete es durch, und Bill wollte die Hoffnung schon aufgeben, als trotzdem noch abgehoben wurde.

Er hörte Shaos gehetzt klingende Stimme. »Ja, bitte, mit ...?«

»Bill hier.«

»Ach, du bist es. Himmel, hast du mich erschreckt. Ich war gerade in der Badewanne und ...«

»Wo ist Suko?«

»In der Garage. Du weißt ja, seine Maschine ...«

»Hat er sie fertig?«

»Ich glaube, ja. Vorhin war er mal kurz oben und sagte, daß er bald zurückkommen würde.«

»Gut, dann rufe ich in fünf Minuten noch einmal an.«

»Nein, Bill, das brauchst du nicht. Er kommt ...«

Shao legte den Hörer zur Seite, und Bill Conolly hörte die Chinesin im Hintergrund mit ihrem Freund sprechen. Wenig später hatte er Suko an der Strippe.

»Ja, was ist denn los?«

»Wahrscheinlich der Dämon«, erwiderte der Reporter und meinte es nicht spaßig.

»Ist was passiert?«

Bill Conolly berichtete Suko, was vorgefallen war und welchen Verdacht sie hatten. Er bat den Chinesen auch, Waffen mitzubringen. Und Suko, der genau zuhörte, unterbrach Bill Conolly mit keinem Wort.

»Wann kannst du hier sein?« erkundigte sich der Reporter noch.

»Vielleicht in zwanzig Minuten.«

»All right, ich erwarte dich vor dem Eingang, sonst läßt man dich nicht rein.«

»Nur werde ich nicht eben gesellschaftsfähig angezogen sein«, gab Suko zu bedenken.

»Das spielt keine Rolle.«

Wie Suko legte Bill den Hörer auf. Die Lippen hatte er fest zusammengepreßt, sein Gesicht war eine Maske, in den Augen lag ein harter Glanz.

Am liebsten hätte er sich wieder auf die Suche nach John begeben, aber das wäre aufgefallen, und so etwas wollte er auf keinen Fall.

Deshalb wandte er sich scharf und trotzdem widerwillig ab. Er war gespannt, was die Enthüllung des Dämons bringen würde ...

Bill zog die Tür leise hinter sich zu. Er wollte nicht stören. Fragend schaute die blondhaarige Frau ihren Mann an.

»Hast du ihn erreicht?«

»Ja.«

»Und?« Das Wort zitterte ein wenig. Sheila war nervös, doch Bill winkte ab.

»Suko kommt natürlich. Ich hole ihn vor dem Club ab.«
Sheila atmete auf und griff nach Bills Hand.

»Da bin ich erst einmal beruhigt.«

Bill schaute sich um. Die Gäste hatten einen Halbkreis gebildet, so daß jeder dorthin schauen konnte, wo der geheimnisvolle Affenteufel verdeckt stand.

Willard hatte es spannend gemacht und ein schwarzes Tuch um seine Trophäe gebreitet.

Die Gäste waren von einer Art Spannung erfaßt worden. Man unterhielt sich nur wispernd. Jeder hatte eine andere Vermutung darüber, was unter dem dunklen Tuch wohl stecken könnte.

Der Reporter stieß seine Frau an. »Wo ist Glenda?«

»Sie steht bei Willard.«

»Wieso?«

»Sie soll ihm doch bei der Enthüllung helfen.« Sheila lächelte. »Glenda war eben zu höflich dem Gastgeber gegenüber, um abzulehnen.«

Bill Conolly nickte. »Wenn dieser Typ irgend etwas im Schilde führt, kaufe ich ihn mir.«

»Glenda wird sich schon allein wehren können.«

»Aber nicht, wenn es gegen Dämonen oder andere finstere Geschöpfe geht. Daran kann ich nicht glauben.«

»Nun warte erst einmal ab.«

»Du hast Nerven«, wisperte der Reporter. »Abwarten ist nicht gerade meine starke Seite, vor allen Dingen dann, wenn ich weiß, daß sich ein Freund in Gefahr befindet.« Bill schaute auf die Uhr. »Am liebsten würde ich von hier verschwinden.«
»Dadurch kommt Suko auch nicht früher.«

Der Reporter hob die Schultern. Seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, als Stan Willard vortrat und beide Arme hob. Er hatte sich vor die Trophäe gestellt und Glenda Perkins einen Platz daneben angewiesen.

Die dunkelhaarige Sekretärin fühlte sich nicht wohl. Sie sah zahlreiche Blicke auf sich gerichtet, manche ziemlich eindeutig. Da sie im Scheinwerferlicht stand, war sie der Blickfang. Man sah ihr an, daß sie bereute, dem Vorschlag des Gastgebers zugestimmt zu haben.

Natürlich genoß Stan Willard seinen Auftritt. Er vergaß auch nicht, sich entsprechend zu produzieren. In seiner Rede ging er auf die Anfänge der Wette ein, sprach dann über die Schwierigkeiten, die ihm in Sri Lanka begegnet waren, und daß es nicht so einfach gewesen war, den Eingeborenen das abzuschwatzen, worüber sie bei einem Clubabend gesprochen und gelesen hatten.

»Aber den Affenteufel gab es«, fügte er mit wohlbetonten Worten hinzu. »Es gab ihn, und vielleicht wird es ihn immer geben, denn meine Trophäe ist nicht irgendeine, nein, sie ist mit Magie durchsetzt. Mit gefährlicher Schwarzer Magie, die in den fernen Erdteilen wahre Urständ feiert. Ich habe selbst erlebt, wie der Affenteufel jemanden geschluckt hat. Ich saß dabei, konnte mich aber nicht bewegen, weil ich eingefangen war in den Kreislauf Schwarzer Magie. Und so möchte ich euch vor dem Affenteufel warnen, wenn ich Miß Perkins gleich bitten werde, das Tuch wegzuziehen. Es kann gefährlich werden. Deshalb meine Warnung. Wer will, kann den Raum verlassen.« Nach seinen Worten herrschte zunächst einmal Schweigen. Die Gäste schauten sich an.

Vielleicht waren die Damen ein wenig blasser unter ihrer Schminke geworden und hatten die Lippen zusammengekniffen, sonst aber war nichts geschehen.

Die Männer grinsten. Sie kannten Stan Willard, und sie rechneten damit, daß es einer seiner üblichen Scherze sein würde. Jemand rief: »He, Stan, du willst doch nur ablenken.

Vielleicht hast du die komische Figur bei einem Trödelhändler in Soho gekauft.«

Der Mann erntete einen Lacherfolg. Er war besonders bei den weiblichen Gästen ausgeprägt. So löste sich bei ihnen die Spannung.

Willard lachte nicht. Ebenso wie die beiden Conollys. Sie ahnten, daß der Mann vor ihnen nicht gelogen hatte. Es steckte etwas dahinter, die Worte waren nicht so dahingesagt. Bill beschloß, auf der Hut zu sein.

»Ich weiß ja, daß ihr gern die Wette gewinnen wollt, aber ich habe für Beweise gesorgt, daß ich meinen Wettgewinn nicht irgendwo auf einem Trödelmarkt gekauft habe. Ich lege euch diese Beweise gleich vor.«

»Mach's doch nicht so spannend!« rief ein hagerer Mann, der sein Geld im Verlagsgeschäft verdiente.

Stan Willard ließ sich nicht beirren. Locker stand er vor seinem Publikum. »Es ist also niemand hier, der den Raum verlassen will? Jeder möchte zuschauen?«

Zustimmendes Nicken war die Antwort.

»Dann haltet euch, meine Freunde, mal gut an den Gläsern fest, denn ihr werdet eine Überraschung erleben.«

Er lachte, drehte sich um und schritt auf Glenda Perkins zu. Während er sie ansprach, blieb sein Lächeln wie festgeleimt in den Mundwinkeln.

»Diese junge Lady hier zeigt besonders viel Mut, denn sie hat sich bereit erklärt, das große Geheimnis zu lüften. Ich finde, sie hat einen Beifall verdient.«

Die Gäste klatschten. Glenda wurde ein wenig verlegen, und Willard sonnte sich in dem Beifall. Er verbeugte sich vor Glenda und sagte: »Sie sehen, meine Liebe, wie man Sie einschätzt. Beweisen Sie Ihren Mut, zeigen Sie den Gästen, vor allen Dingen den Männern, daß auch eine Frau in der Lage ist, etwas Großes zu tun. Lüften Sie endlich das Geheimnis meiner Wette.«

»Haut der auf den Putz!« hauchte Sheila. »Ein Schaumann, wie er im Buche steht.«

Bill nickte nur. Willard wußte genau, wie er die Leute zu nehmen hatte. Da konnte ihm der Reporter nur ein Kompliment machen.

Stan Willard zog die Enthüllung noch ein wenig hin. Er holte tief Luft und stellte sich so, daß keinem der Gäste die Sicht auf seinen Wettgewinn versperrt war.

Dann streckte er den Arm aus und wies auf Glenda. »Wenn ich Sie nun bitten dürfte ...«

Glenda nickte. Einen halben Schritt trat sie näher, streckte den Arm aus und griff nach dem Tuch, das den Gegenstand noch verhüllte.

»Jetzt!« sagte Willard.

Da zog Glenda an dem Tuch. Sie machte es nicht so spannend und schleuderte es mit einem Ruck von der seltsamen Trophäe. Das Tuch war leicht. Es flatterte nach und schwebte dem Boden entgegen.

Ein, zwei Sekunden geschah nichts. Die Menschen waren zu geschockt, und auch Stan Willard wurde blaß wie eine Kinoleinwand.

Was er und die anderen zu sehen bekamen, war ungeheuerlich. Im weit aufgerissenen Maul des Affenteufels steckte ein Kopf!

Ich kannte die Regeln. Sehr tief war es nicht bis zum Aufschlag. Aber ein ungeübter Springer hätte sich auch bei dieser Distanz ein Bein brechen können.

Ich aber rollte mich praktisch in der Luft zusammen, lockerte die Muskeln, streckte dann die Beine vor, berührte den Grund und ließ mich nach vorn fallen, so daß der Hausmeister hastig zur Seite springen mußte, damit er nicht getroffen wurde.

Über die Schulter rollte ich mich ab. Ich spürte zwar den Aufprall, der mich durchschüttelte, aber ohne Schwierigkeiten kam ich wieder auf die Beine.

Blitzschnell schaute ich mich um.

Ich stand im Keller. Der Hausmeister hatte nicht gelogen. Es gab tatsächlich einen großen Vorratskeller unter den normalen Räumen. Im Hintergrund lagerten Sektflaschen, Weine, Biere, und ich sah auch Kisten mit Whisky und Cognac.

Zum Glück war es nicht dunkel. Lampen spendeten Licht, das jeden Winkel mit einem rötlich-gelben Schein erfüllte. Den ersten Teil hatte ich überstanden.

Der Hausmeister wunderte sich, als ich plötzlich mit gezogener Beretta vor ihm stand.

Sein Gesicht verzerrte sich. Er schielte hoch zur Hand, und ich folgte mit den Augen seinem Blick.

Die Klaue hatte sich gedreht. Ihre Attacke gegen mich war erfolglos gewesen. Jetzt wollte sie es anders versuchen und schwebte von oben auf mich zu.

Momentan war sie mein gefährlichster Feind, denn sie hatte ich im Waschraum kennengelernt.

Ein kurzer Blick zu Pete Dryer bewies mir, daß er nicht daran dachte, einzugreifen, so daß ich meinen Arm heben konnte, damit die Mündung der Pistole in einer schrägen Linie nach oben zeigte.

Das Ziel bildete die Hand.

Dann schoß ich.

Der helle, peitschende Klang der Beretta war in diesen Augenblicken wie Musik in meinen Ohren, und ich hatte gut gezielt, denn die geweihte Silberkugel hieb gegen die Mörderhand.

Was das Kreuz nicht geschafft hatte, das gelang ihr. Die Kugel wuchtete in die Klaue und riß ein Loch. Sie jagte durch die Hand, wurde nicht von ihr gestoppt, und ich sah, daß sich zwei Finger lösten, die zu Boden fielen.

War die Hand erledigt?

Ich sprang zurück, um sie besser erkennen zu können.

Noch drei Finger hatte sie. Sie sahen aus wie dicke Würmer.

Dabei bewegten sie sich auf und nieder, bevor die Hand endgültig den Boden erreichte und dort liegenblieb.

Sofort drehte ich mich um und richtete die Mündung der Waffe auf den Hausmeister.

Der starrte mich durch die Gläser seiner Brille an. Seine Augen waren seltsam vergrößert, und sie glitzerten gefährlich. Dieser Mann lebte, aber er lebte trotzdem nicht. Das hatte er mir selbst gesagt. Jetzt wollte ich es noch einmal bestätigt sehen.

»Sie haben mitbekommen, was meine Kugel angerichtet hat«, sagte ich hart. »Bisher haben Sie mich zum Narren gehalten, jetzt drehe ich den Spieß um. Was wird hier gespielt?«

Er gab keine Antwort. Nur seinen Blick behielt er bei.

»Da Sie nicht leben, macht es mir nichts aus, Ihnen eine Kugel in den Schädel zu schießen. Also reden Sie!«

Wieder schüttelte er den Kopf. Ein Zucken lief durch seine Gestalt, er legte den Kopf zurück und begann zu lachen. Es war kein lautes Lachen, sondern ein Glucksen, ein hämisches Kichern, und er schüttelte dabei den Kopf. Schließlich breitete er die Arme aus und zischte: »Er ist stärker. Sogg-Ra wird auch dich vernichten!«

»Heißt so der Medizinmann?«

»Nein, ihn hat er nur mitgebracht.«

»Wie das?«

Der Hausmeister zuckte zusammen, stand still und legte den Kopf schief, als würde er nach irgend etwas horchen. »Jetzt!« hauchte er. »Jetzt ist es soweit ...«

»Was ist soweit?«

»Sie sehen ihn. Alle sehen ihn, und alle sehen den Schädel.«

Wieder kicherte er.

Ich war es leid, ging einen Schritt vor und drückte ihm die Mündung der Waffe genau zwischen die Augen. »Was wird hier gespielt? Verdammt, rede, ich will es endlich wissen!«

»Er hat Sogg-Ra geweckt. Er hat nicht auf die alten Warnungen gehört. Der Affenteufel wird sich furchtbar rächen. Er tötet alle, die ihn in seiner Ruhe stören.«

»Und wie?«

»Sogg-Ra verschlingt sie!«

Unwillkürlich zuckte ich zurück. Die Antwort trieb mir eine Gänsehaut über den Rücken, und ich fragte mit leiser Stimme: »Hat er Sie auch verschlungen?«

»Ja, das hat er.«

»Aber Sie leben.«

»Natürlich lebe ich. Ich werde auch weiterleben. Jedes Teil

von mir wird das. Meine Hand, mein Fuß, mein Arm, mein Kopf, denn die Magie des Affenteufels ist unschlagbar. Du wirst es erleben. So, wie die Hand des Medizinmannes gelebt hat, so werde auch ich weiterleben. Jedes Teil von mir«

»Wie hat der andere das angestellt?« wollte ich wissen. »Und wie sieht der Affendämon aus? Wo kann ich ihn sehen?«

»Oben, er ist oben bei den Menschen. Dort gehört er hin.

Willard hat ihm die Opfer gebracht, ohne es zu wissen. Er hat den Dschungeltod ins Haus geholt, und keiner kann ihm entfliehen.«

»Wir müßten also hoch.«

»Ja.«

»Gut.« Ich nickte. »Dann gehst du vor, Hausmeister. Und wenn du eine falsche Bewegung machst, werde ich dich vernichten.«

Da lachte der Mann. Es war ein wissendes, hämisches Lachen. Als ich es vernahm, kam ich mir wie ein dummer Junge vor, aber ich wollte mich nicht fertigmachen lassen.

»Geh los!«

Der untote Hausmeister hob die Schultern. Mir war jetzt auch aufgefallen, daß er nicht mehr atmete. Was da genau geschehen war und wieso es kam, daß der Hausmeister so von der Stärke des Affenteufels überzeugt war, das wußte ich nicht. Ich kannte mich in den Mythologien fremder Völker kaum aus, aber daß sie sehr stark waren, hatte ich schon am eigenen Leib erlebt.

Ich sah das Lächeln auf Dryers Gesicht, als er sich umdrehte und an mir vorbeischritt.

Er tat so gut wie überhaupt nichts. Er schien sich nicht wehren zu wollen, sondern fügte sich in sein Schicksal, während er langsam voranschlurfte, wobei er kaum die Füße vom Boden hochhob.

Mit dem Fahrstuhl konnten wir nicht hoch, also mußten wir die Treppe nehmen. Um sie zu erreichen, gingen wir durch den Keller, und der war nicht gerade klein.

Pete Dryer leistete keinen Widerstand. Er ging mit gesenktem Kopf vor mir her, seine Schultern bewegten sich hin und wieder, wobei ich manchmal auch das Gefühl hatte, als würde er lachen und sich seines Sieges freuen.

Ich konnte mir nicht helfen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß er noch nicht alle Trümpfe ausgespielt und einige in der Hinterhand behalten hatte.

Ob sich in den großen Fässern, die wir passierten, etwas befand, wußte ich nicht. Sie interessierten mich auch nicht sonderlich. Für mich waren die Lücken zwischen ihnen wichtiger, denn dort konnte sich gut jemand versteckt halten.

Im Hinterkopf dachte ich noch immer an den Mediziner, den ich schließlich verfolgt hatte und dem die Hand gehörte. Bis jetzt hatte ich nichts von ihm gesehen, und ich fragte mich, wo er sich aufhielt. Befand er sich noch im Keller, oder hatte er einen geheimen Fluchtweg genommen?

Sogg-Ra hieß der Affenteufel, der seine Opfer verschlang und sie dann wieder ausspie, denn sonst würden sie kaum in der Lage sein, für ihn zu kämpfen.

Auf diese makabre Art und Weise machte er sie zu seinen Dienern. So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Man lernte in meinem Job nicht aus.

Ich wußte, daß es noch unzählige fremde Magien auf der Welt und in anderen Dimensionen gab, von denen ich noch nichts gehört hatte. Mit der dieser Magien war ich nun konfrontiert worden.

Die Fässer ließen wir hinter uns, ohne daß ich angegriffen wurde. Es war ein seltsamer Keller, denn auf den langen Regalreihen, die nach den Fässern begannen, lag kein Stäubchen. Hier wurde vom Personal oft gesäubert.

Um den Weinkeller hätte so mancher Restaurantbesitzer den Club beneidet, und auch alle guten Whiskysorten waren vertreten.

Der Gang führte bald nicht mehr geradeaus weiter, sondern links um eine Ecke. Meine Geisel bewegte sich noch immer vor-

sichtig. Der Mann hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen - hatte er doch Angst vor meiner Waffe.

Vor uns sah ich die Umrisse einer Tür. Sie wurde von einer Lampe erfaßt, die über der Tür angebracht war und deren Licht schräg nach unten fiel.

Vor der Tür blieb der Hausmeister stehen und drehte den Kopf. Seine Brille war etwas nach unten gerutscht, der Mund hatte sich verzogen, und er sagte: »Noch hast du Zeit, es dir zu überlegen!«

»Geh weiter!«

Der Hausmeister hob die Schultern und lächelte diabolisch, bevor er sich wieder umwandte und die Tür öffnete. Sie war gut geölt. Fast lautlos schwang sie zurück.

An meinem Gegner vorbei konnte ich in den Flur schauen, der düster vor mir lag.

Den Befehl, das Licht einzuschalten, brauchte ich nicht erst zu geben. Der Hausmeister drehte sich und tastete mit der Hand an der Wand entlang.

Ich hörte das leise Klicken, dann wurde es hell.

Vor uns lag eine Treppe.

Steinstufen führten nach oben. Sie waren ziemlich breit und nahmen ihren Anfang in einem kleinen viereckigen Flur, von dem einige Türen abzweigten. Ich hatte kein Interesse daran, nachzusehen, was hinter den Türen lag, ich wollte so rasch wie möglich nach oben und endlich dem verfluchten Affenteufel gegenüberstehen.

Deshalb stieß ich meinem Gegner den Waffenlauf in den Rücken. Er verstand das Zeichen und setzte sich in Bewegung. Das Gelände befand sich an der linken Seite. Es war dunkel gestrichen und hatte einen Handlauf aus Kunststoff. An ihm hielt sich der Hausmeister fest.

Er nahm die ersten beiden Stufen.

Als er auf der dritten stand, folgte ich ihm, denn ich wollte zwischen uns immer einen angemessenen und auch schußsicheren Zwischenraum lassen.

Ohne auf irgendwelche Tricks zurückzugreifen, ging er weiter - bis zur fünften Stufe, und dort genau blieb er stehen. »Weiter!« drängte ich.

Er rührte sich nicht von der Stelle. Dafür spielte er seine Trümpfe aus, und es geschah etwas Furchtbares ...

In den ersten Sekunden waren die Anwesenden viel zu entsetzt, um überhaupt zu reagieren. Ohne Ausnahme starteten die Menschen auf das, was das Tuch enthüllt hatte.

Stan Willard erging es nicht anders. Sein Gesicht schien eingefroren zu sein, denn mit diesem schrecklichen Bild hatte niemand gerechnet.

Der Affenteufel sah noch so aus, wie Willard ihn in Erinnerung hatte. Die vier widerlichen Arme, das graue Fell, die lange Schnauze, die mehr an die eines Krokodils erinnerte, die Glotzaugen und die beiden Hörner, die aus dem Kopf wuchsen.

Offen stand das Maul, und zwischen den Zähnen befand sich der Kopf eines Menschen.

Ein buntbemaltes Gesicht. Streifen und Kreise waren auf die Haut gepinselt worden, verdrehte Augen und ein breiter Mund, dessen dicke Lippen vorstachen.

Daß der Kopf in dem Maul steckte, war schon schlimm genug, aber er bewegte sich dabei. Die Augen rollten, der Mund zuckte, und die Zunge fuhr hervor, um sofort wieder zurückzuzschnellen, damit sie das Spiel von vorn beginnen konnte.

Das Wesen war geschlechtslos, und seine vier Arme bewegten sich, wobei sich die oberen Klauen mit den drei Greiffingern öffneten und schlossen.

Eine ältere Frau schrie zuerst. Wie in Zeitlupe öffnete sie den Mund, bevor ihr spitzer, gellender Schrei über ihre Lippen drang.

Es war wie ein Signal.

Jetzt begannen auch die anderen mit ihren Schreien, und niemand war da, der sie stoppte. Die Panik konnte sich freien Lauf verschaffen.

Auch die Männer wurden fast wahnsinnig. Sie sprachen wild durcheinander, wollten alle auf einmal in Richtung Tür, so daß Bill und Sheila, die in der Nähe standen, sich plötzlich einer Woge aus Menschenleibern gegenübersehen. Sie konnten nicht mehr ausweichen. Hart brandeten die Leiber gegen sie.

Bill und seine Frau wurden zurückgedrückt. Der eine kannte den anderen nicht mehr, und die Panik war vollkommen.

»Seid ihr wahnsinnig?« schrie Bill in das Chaos hinein. Er riß seine Frau an sich, schützte sie mit seinem Körper und versuchte, durch eine Drehung der menschlichen Woge zu entgehen.

Er bekam einige Schläge ab, bevor er zusammen mit Sheila gegen die Wand flog.

Auf einmal übertönte der gellende Schrei einer Frau die allgemeine Panik.

Die Frau stand nahe der Tür, rüttelte an der Klinke, hatte den Kopf in den Nacken geworfen und schrie: »Abgeschlossen, es ist abgeschlossen! Wir kommen nicht raus!«

Sie hielt die Klinke nach wie vor fest, drehte sich jetzt und wandte ihr verzerrtes Gesicht den übrigen Anwesenden zu.

Ein breitschultriger Mann drängte sich vor. Sein Haar war nicht mehr so gut frisiert. Es bildete auf dem Kopf ein Durcheinander. Der Mann packte die Frau hart an der Schulter, bevor er sie von der Tür wegriß und es selbst probierte.

Er hämmerte wütend die Klinke nach unten, riß an ihr herum, doch er bekam die Tür nicht auf.

Andere traten gegen das Holz. Sie holten sich nur schmerzende Füße. Die Tür blieb zu. Sie war zu stabil, und kein Holz splitterte.

Bill hatte sich mit Sheila zurückgedrängt. Sie wollten nicht in das allgemeine Chaos hineingeraten, und der Reporter sah das Entsetzen im Gesicht seiner Frau.

»Was sollen wir tun, Bill?«

Der Reporter war ratlos. Er dachte aber auch an Glenda Perkins und drehte sich um. Sheila zog er dabei mit.

Wie angewachsen stand Glenda auf der Stelle, hatte die Arme halb erhoben und starrte auf den grausamen Affenteufel mit der langen Schnauze eines Krokodils. Der Kopf befand sich noch immer zwischen den Zähnen, die Augen rollten, der Mund bewegte sich weiter. Es war ein schlimmes, makabres Bild.

»Glenda!« Bills Stimme übertönte den gewaltigen Lärm. Er wurde auch gehört, denn die schwarzhaarige Frau drehte sich um.

»Moment!« sagte Bill, ließ seine Frau los und hetzte auf Glenda zu. Er wollte sie aus dem unmittelbaren Dunstkreis des Affenteufels weghaben, denn es bestand die Gefahr, daß der Dämon seine Arme ausstreckte und Glenda somit erreichte. Bill jagte auf sie zu und riß sie an sich. »Bleib nur bei uns!« keuchte er, bevor er sie wieder losließ, so daß sie neben Sheila stehenblieb.

Waffenlos war der Reporter zu dieser Einladung gegangen. Jetzt ärgerte er sich maßlos darüber, aber es war nicht mehr zu ändern. Er hätte nie gedacht, daß es zu einer Eskalation kommen könnte. Nun aber sah er sich getäuscht und machte sich Vorwürfe.

»Was sollen wir tun?« fragte Sheila.

»Abwarten.«

»Bill, ich will hier weg!«

Der Reporter schaute seine Frau an. »Ich auch«, sagte er.

»Aber im Moment ist es schlecht.«

»Dann schlag die Scheiben ein!«

Sheila hatte eine gute Idee gehabt. Bill hatte daran im Moment nicht gedacht. Er nickte und schaute sich nach einem Gegenstand um, mit dem er Sheilas Vorschlag in die Tat umsetzen konnte.

Sein Blick traf auch den Initiator des Ganzen, Stan Willard.

Der machte den Eindruck, als wäre er ebenfalls von den Ereignissen überrascht worden. Wie die anderen, so zeigte sich auch Stan Willard entsetzt und geschockt.

Kreidebleich, mit hängenden Armen, unfähig, sich zu rühren, stand er noch dort, wo er seine großartige Rede gehalten hatte. Nur war jetzt nichts Großartiges mehr an ihm zu sehen. Er war überfordert. Auch ihn hatte das Grauen schlagartig getroffen.

»Ich nehme meinen Schuh«, sagte Bill und nickte entschlossen, weil er keinen anderen Gegenstand entdeckte, mit dem er die Scheibe hätte einschlagen können.

Eine Antwort der Frauen wartete er nicht erst ab, bückte sich und zog den rechten Schuh aus.

Dann hetzte er los.

In diesem Augenblick bewegte sich auch der Affendämon.

Es war wirklich ein Glück, daß sich die Menschen nicht in seiner Nähe, sondern an der Tür befanden, sonst hätte der Affendämon mit seinen vier Armen vier Opfer zugleich fangen können.

So stand nur einer in seiner Nähe.

Stan Willard!

Willard wollte noch weg, aber er war zu langsam, denn zwei Arme schnellten plötzlich vor wie Peitschenschnüre. Der Mann hatte sich zwar noch gedreht, allerdings zu spät, denn die Arme griffen gnadenlos zu.

Zwei erwischten ihn, während die anderen beiden dicht an seinem Kopf vorbeiglitten.

Das alles bekam Bill Conolly mit. Er wollte noch eingreifen, warf sich auch vor, doch es war zu spät. Der Affenteufel war schneller. Bevor Bill überhaupt nur versuchen konnte, ihm das Opfer zu entreißen, hatte der Dämon den Mann schon in die Höhe geschleudert und hielt ihn eisern fest.

Die vier Arme konnte er unabhängig voneinander bewegen.

Das war das Teuflische.

Während zwei von ihnen Stan Willard umklammert hielten, griffen die anderen beiden nach Bill Conolly.

Das sah auch Sheila. Sie bekam Angst, rannte vor, warf sich gegen ihn. »Laß es, Bill. Du kannst ihm nicht helfen ...«

»Doch, ich muß, ich ...«

Ein Krachen und Splittern unterbrachen ihn. Mehreren Männern war es in einer gemeinsamen Aktion gelungen, die Tür einzudrücken. Das Holz splitterte, krachte, eine Öffnung entstand, die von zahlreichen Fäusten vergrößert wurde.

Keiner wußte, aus welchem Grund die Tür nicht mehr zu öffnen gewesen war. Für die Gäste zählte allein, daß sie dem Monster entkamen.

Nur einer würde es nicht schaffen. Es war der Mann, der den Stein ins Rollen gebracht hatte. Er hatte den Wind gesät und mußte nun den Sturm ernten.

Willard schrie.

Die Arme standen nicht still. Sie hielten ihn umklammert und schleuderten ihn hin und her.

Willard hatte keine Chance, sich zu befreien oder befreit zu werden. Die dämonische Seite war ihm an Kräften haushoch überlegen.

Aber Bill wollte trotzdem nicht aufgeben. Er mußte Willard retten, auch wenn er keine Waffen besaß.

Sheila merkte an Bills gespannter Haltung, was in ihrem Mann vorging. Sie versuchte alles, um ihn zurückzuhalten.

»Nicht!« rief sie. »Du schaffst es nicht, Bill!«

Der Reporter schüttelte nur den Kopf.

Auch Glenda stellte sich auf Sheilas Seite. »Sie hat recht, Bill, tu es nicht, bitte!«

Der Reporter blieb stur. Er konnte nicht anders reagieren. Es ging ihm wider die Natur, mit ansehen zu müssen, wie ein Mensch vor seinen Augen starb.

Er schüttelte die beiden Frauen ab. Geduckt schlich er näher, hütete sich jedoch, zu nahe an das Monster heranzukommen, denn die Arme waren schnell und die Krallen griffsicher.

»Laß ihn los!« brüllte Bill, womit er Willards Schreien über-tönte. »Verdammt noch mal, laß ihn los!«

»Bill!« schrie Willard mit sich überschlagender Stimme und schlug dabei mit den Armen um sich. »Bitte, hilf mir. Ich werde wahnsinnig, der frißt mich, der - uaahhh ...« Sein Schrei war grauenhaft, denn er mußte bemerkt haben, daß Sogg-Ra tatsächlich seine Drohung in die Tat umsetzte.

Den Kopf des Medizinmannes hielt er nicht mehr im Maul.

Er hatte ihn verschluckt.

Jetzt war der andere an der Reihe.

Die Füße schob der Affenteufel zuerst in sein gewaltiges Maul. Er hatte die Klauen halb erhoben, sie unter die Brust des Mannes gestemmt, damit er ihn nicht nur festhalten, sondern auch richtig nachschieben konnte.

Willards Angst steigerte sich ins Unfaßbare. Noch hatte er die Hände frei und schlug verzweifelt um sich. Er wollte nicht sterben, nicht in dem Alter und nicht auf so schreckliche Art und Weise. Wobei er vielleicht ahnte, daß es kein Tod sein würde, sondern der Übergang zu einem anderen, schrecklicheren Leben.

Bis zu den Hüften steckte er im Rachen des Affenteufels. Sein Oberkörper schaute noch hervor, sein Gesicht war eine so verzerrte Maske, wie Bill sie selten in seinem Leben gesehen hatte.

Er versuchte, näher an Willard heranzukommen, aber auch der Affenteufel merkte dies und reagierte entsprechend.

Seine unteren Arme glitten immer wieder in Bills Richtung.

Dem Reporter gelang es nur durch Sprünge und geschicktes Ausweichen, diesen Angriffen zu entgehen.

Er konnte dem anderen nicht helfen. Nicht ohne Waffe, denn an körperlichen Kräften war ihm der Dämon überlegen. In ihm steckte eine unfassbare Kraft. Der Reporter konnte seinen Gegner höchstens mit Faustschlägen attackieren, was bei Bill ebenfalls zur Niederlage geführt hätte.

So mußte er mit ansehen, wie Stan Willard von dem Affenteufel verschlungen wurde.

Aber Willard sollte ihm noch etwas sagen. Conolly wollte wissen, woran er mit diesem Dämon war. Er schrie: »Wie kann

ich ihn besiegen, Willard? Es muß eine Waffe geben. Du weißt mehr über ihn. Woher? Wo steht es? Rede!«

Zuerst schien es, als hätte der Mann die Worte überhaupt nicht verstanden. Er schrie nur, starrte Bill an, und der Reporter sah Tränen in seinen Augen, die die Pupillen ausfüllten und an den Wangen hinabließen, wo sie feuchte Streifen hinterließen.

»Helft mir!« schrie er. »So helft mir doch!«

Bill schüttelte den Kopf. »Es geht nicht, Willard, verdammt, es geht nicht. Aber du kannst mir noch einen Gefallen tun. Sage uns, sage mir, wie ich diesen Teufel besiegen kann. Bitte ..«

»Neiinnn!«

»Willard!« brüllte Bill. »Du mußt reden, verdammt! Du weißt mehr über ihn. Ich habe es gehört. Wie können wir ihn töten? Woher kommt er? Sag es uns!«

Plötzlich schien ein Ruck durch Willards Gestalt zu gehen. Er bäumte seinen Oberkörper hoch, die Hände ballten sich zu Fäusten, sein Gesichtsausdruck veränderte sich, und Bill erkannte, daß die sich darin abzeichnenden Schmerzen verschwanden.

»Rede!« schrie der Reporter noch einmal.

»Zu Hause. Bei mir - ein Buch. Du mußt es finden, darin steht es. Das Buch - ich ...«

Er konnte nicht mehr weitersprechen, denn der Affendämon stieß ein Geräusch aus, das an ein gewaltiges Schlürfen erinnerte. Es war jedoch kein Schlürfen, sondern ein Saugen, und es drang aus seinem Rachen.

Die Gestalt des Mannes begann zu zittern. Noch einmal sammelte er seine Kräfte, wollte sich aus dem geöffneten Rachen des Affenteufels schleudern, doch gegen die Kraft dieses unheimlichen Gegners kam er nicht an.

Sogg-Ra machte ein Ende.

Der gefährliche Sog packte Stan Willard und riß ihn hinein in den düsteren Rachen. Zuletzt schaute noch eine Hand aus dem Maul, dann war auch sie verschwunden, und einen Atemzug später klappte die Schnauze der Bestie zu.

Nichts mehr war von Stan Willard zu sehen, auch von dem Schädel des Medizinsmannes nicht.

Bill Conolly wankte zurück. Er schüttelte den Kopf und atmete tief durch. Weiß war er im Gesicht. Auf seiner Haut lag ein Schauer, der nicht weichen wollte. Die Knie zitterten, und er atmete keuchend und schnell. Damit hatte er nicht gerechnet. Vor seinen Augen hatte das Grauen eiskalt zugeschlagen. »Komm her, Bill!« Wie durch einen Filter gedämpft, hörte der Reporter die Stimme seiner Frau. Schwerfällig drehte er sich um, sah die Frauen zusammenstehen und stellte fest, daß sie die einzigen waren, die sich noch im Zimmer aufhielten.

»Wir müssen weg, Bill!« drängte auch Glenda.

»Ja, ja.« Der Reporter rückte, ohne Sogg-Ra aus den Augen zu lassen. Der Affenteufel bewegte sein Maul. Die Zähne lagen jetzt übereinander. Es gab keine Schluckbewegungen, und Bill konnte sich auch nicht vorstellen, daß Sogg-Ra sein Opfer tatsächlich verspeiste. Nein, da mußte es etwas anderes geben, und dieses Rätsel war zu lösen. Mit den letzten Worten hatte ihm Willard klarmachen können, wo er nachzuschauen hatte. In dessen Wohnung!

Bill zog seinen Schuh wieder an. Er hatte ihn bisher wie einen völlig nutzlosen Gegenstand in der Hand gehalten. Während er sich bückte, ließ er Sogg-Ra nicht aus den Augen.

Mit dem Affenteufel geschah etwas Seltsames. Zuerst streckte er sich, er reckte seine vier Arme in die Höhe, öffnete das Maul, so daß Bill in einen leeren Rachen schauen konnte, und dann schüttelte sich der Affendämon, als hätte er einen kalten Wasserguß abbekommen.

Im nächsten Augenblick legte sich ein bunter Schleier um seine Gestalt. Farbige Wirbel entstanden, die den Affendämon spiralenförmig umwehten, von Sekunde zu Sekunde schneller wurden, so daß von dem Dämon so gut wie nichts mehr zu sehen war.

Nur noch ein rotierendes buntes Etwas kreiste an der Stelle, wo der Dämon gestanden hatte.

Bill, Sheila und Glenda schauten gebannt auf die Stelle, wo sich der Wirbel sekundenlang drehte und schließlich von einem Atemzug zum anderen verschwunden war.

Ein leeres Podest lag vor den Augen der drei Betrachter.

Keine Spur mehr von Sogg-Ra.

Bill wischte sich über die Augen. Er fühlte sich wie gerädert und drehte sich schwerfällig zu den Frauen um.

In ihren Augen stand das Nichtbegreifen. Glenda hielt ein weißes Taschentuch in der Hand. Sie zerknüllte es mit den Fingern, ohne es wohl richtig zu bemerken.

Über Sheilas Gesichtshaut hatte sich eine kalkige Blässe ausgebreitet. Wie winzige Perlen lagen die Schweißtropfen auf ihrem Gesicht, die Augen blickten seltsam stumpf.

»Und?« fragte Glenda.

Bill hob die Schultern. Es war die einzige Antwort, die er geben konnte. Er verstand nichts. Der gesamte Vorgang war so rätselhaft, wie er selten einen Fall erlebt hatte.

Ohne ein ersichtliches Motiv hatte das Grauen voll zugeschlagen. Aber Bill schwor sich, das Motiv noch herauszubekommen, denn auch Dämonen taten nichts ohne Grund.

»Laßt uns gehen«, sagte der Reporter. Er hob die Arme und legte sie auf die Schultern der beiden Frauen.

»Und der Affenteufel?« fragte Sheila, als die drei den Raum verließen.

»Das ist das Problem«, erwiderte der Reporter offen und ehrlich. »Ich weiß auch nicht weiter.«

Sie blieben dort stehen, wo sich die Bar befand. In diesem Raum sah es schlimm aus. Die fliehenden Gäste hatten in ihrer wilden Panik einige Sessel und Tische umgeworfen. Bis auf einen Bediensteten waren alle verschwunden.

Und der Mann schaute Bill Conolly sowie die beiden Frauen gequält und fragend zugleich an.

»Ich habe abgeschlossen«, flüsterte er. »Verdammt, ich habe abgeschlossen und weiß nicht, weshalb ich es getan habe. Da war plötzlich etwas in mir, das mir befahl ...«

Bill Conolly winkte ab. »Schon gut«, sagte er. »Es ist ja alles vorbei.«

Der Mann hob die Schultern und ging davon. Nicht einmal drehte er sich noch um. An der Tür stieß er fast mit jemandem zusammen, der mit Riesenschritten in die Bar hetzte.

Es war Suko.

Er trug noch seine Motorradkluft. Allerdings hatte er die Jacke offen und den Helm abgenommen. Bill hatte ihn gebeten, Waffen mitzubringen. Daran hatte sich der Chinese gehalten. Er trug sogar das Schwert des ehemaligen Dämonenhenkers. Mit ihm würden sie aufräumen.

Suko blieb stehen und schaute sich um. Er lächelte knapp, als er feststellte, daß den beiden Frauen und Bill nichts passiert war. »Alles klar?« erkundigte er sich.

»Fast. Der verdammte Dämon ist aber verschwunden.«

»Hat es Opfer gegeben?« Suko schaute sich um. »Hier ist alles so still, wie tot ...«

»Sie haben sich alle retten können«, erklärte Bill Conolly. »Bis auf einen. Stan Willard ist ein Opfer des Dämons geworden.«

»Mein Gott - und John?«

Da schlug sich Bill gegen die Stirn. »Himmel, ihn habe ich völlig vergessen. Wir wissen nicht, was mit ihm ist - ehrlich ...«

»Dann suchen wir ihn«, erwiderte Suko hart.

Es war wirklich furchtbar, was sich meinen Augen darbot. Der Arm löste sich plötzlich vom Körper des Hausmeisters. Er fiel aber nicht ab, weil sich die Finger der linken Hand am Geländer festklammerten. Da der Arm fast waagrecht blieb, bildete er zum Handlauf des Geländers hin einen fast rechten Winkel.

Ich war entsetzt.

Viel hatte ich schon in meinem Leben gesehen. Viel Schreckliches, Grauenhaftes, Grausames, aber so etwas noch

nicht. Ein Mensch ging vor mir her und verlor seinen Arm, ohne daß er sich darum kümmerte. Statt dessen stieg er die Treppe weiter hoch.

Schnell überwand ich die trennende Distanz zu dem Hausmeister und mußte schon Sekunden später feststellen, daß ich einen Fehler begangen hatte.

Die Hand ließ den Lauf blitzschnell los, drehte sich und wollte nach mir greifen.

Ich war zu sehr auf den Hausmeister fixiert. Deshalb reagierte ich zu spät, und die Finger krallten sich an mir fest.

Eine kurze Berührung, dann drehte die Klaue den Stoff meiner Jacke zusammen, um mich zu sich heranzuziehen.

Ich stemmte mich dagegen und hatte Glück, daß der Stoff aus den Fingern rutschte.

Im selben Augenblick drehte sich der Hausmeister um.

Hatte er bisher nur seinen Arm verloren, so zerfiel jetzt sein übriger Körper in Einzelteile.

Zuerst löste sich das rechte Bein. Es ging ziemlich langsam.

Ich bekam fast Stielaugen und sah mit an, wie es langsam zur Seite schwebte.

Auch das andere Bein blieb nicht mehr mit dem Körper verwachsen, es löste sich ebenfalls.

Nur noch der Rumpf und der Kopf schwebten vor mir. Wenn sich der Schädel jetzt auch noch lösen würde, dann ...

Ich hatte den Gedanken kaum ausformuliert, als es schon geschah. Der Kopf trennte sich vom Körper.

Beides schwebte vor mir.

Es war ein makabres Bild. Da hatte sich jemand innerhalb von weniger als einer Minute geteilt. Seine Gliedmaßen schwebten in der Luft!

Kaum zu fassen ...

Das Gesicht des Hausmeisters verzog sich zu einem Grinsen, und die Stimme des Unheimlichen fragte mit höhnischem

Unterton: »Wen willst du zuerst töten? Den Kopf, das Bein, den Körper, einen Arm?«

»Deinen Schädel!« schrie ich, hob die Waffe und wollte feuern.

Der Hieb erwischte mich unter dem Handgelenk. Genau in dem berühmten Sekundenbruchteil, als ich abdrückte. Die Kugel allerdings traf nicht den Kopf, sondern hieb nach oben, wo sie in die Decke klatschte, und ich hatte ein Silbergeschöß nutzlos verfeuert.

Die Hand aber ließ nicht los. Der in der Luft schwebende Arm mußte unhörbaren Befehlen gehorchen, denn er drückte meinen Arm der Decke entgegen, und er erhielt von dem zweiten augenblicklich Unterstützung. Dieser allerdings packte nicht am Handgelenk zu, sondern in Höhe des Oberarms, so daß beide Klauen zu einem regelrechten Hebelgriff ansetzen konnten.

Sie wuchteten nicht nur meinen rechten Schußarm herum, sondern auch mich.

Ich kippte nach hinten. Es gelang mir nicht mehr, mich auf den Stufen zu halten. So bekam ich das Übergewicht und wäre gefallen, wenn ich mich nicht selbst nach rechts geworfen hätte und gegen das Geländer prallte, das mich aufhielt.

Die Schußwaffe konnte ich nicht mehr einsetzen, denn die beiden Hände drückten den rechten Arm mit der Beretta nach hinten, und sie wurden noch von einem in der Luft schwebenden Bein unterstützt.

Es trat zu. Dabei war es so schnell, daß ich nicht ausweichen konnte und den Treffer an der Hüfte kassierte.

Diesmal hielt mich das Geländer nicht mehr. Ich wurde nach vorn katapultiert. Auch mit einem Sprung schaffte ich es nicht, mich auf den Beinen zu halten, denn unglücklicherweise trat ich mit dem linken Fuß auf die Kante der letzten Stufe, verlor das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin.

Schräg krachte ich gegen die Wand. Und zwar mit der Schulter und dem Arm, der nicht von den beiden Händen festgehalten wurde. Der Aufprall schüttelte mich. Ich saugte pfeifend die Luft in meine Lungen und versuchte, wieder auf die

Beine zu kommen, doch die beiden Klauen bogen meinen Arm so weit nach hinten, daß ich zwangsläufig mit dem Körper folgte.

Es wurde knapp.

Sosehr ich mich auch anstrenge, ich konnte den Griff nicht sprengen. Ich sorgte nur durch Gegendruck dafür, daß die beiden Hände mich nicht noch weiter nach hinten pressen konnten, so daß mein Arm in der Haltung blieb.

Den linken hatte ich noch frei. Nur mit ihm würde ich mich gegen die Angreifer wehren müssen.

Die Beine schwebten auf mich zu.

Ein groteskes Bild bot sich meinen Augen, wie sie sich über die Treppe bewegten und genau Maß nahmen. Hinter ihnen erkannte ich den grinsenden Schädel des Hausmeisters, der über der Treppe schwebte und meine verzweifelten Bemühungen beobachtete.

Es war schlimm, denn der erste Tritt erwischte mich gleich in der Magengegend und jagte mir die Luft aus den Lungen. Den zweiten Tritt mußte ich ebenfalls nehmen. Er richtete mich wieder auf, wie man so schön sagt, denn ich war nach vorn gefallen.

Bewußtlos wurde ich nicht, aber ich war schwer angeschlagen, atmete keuchend und krümmte mich.

Mein Gegner merkte natürlich, daß mit mir nicht mehr allzuviel los war, und er wollte es zu einem Ende bringen.

Ich erwartete den nächsten Angriff der über dem Boden schwebenden Beine, doch die Attacke erfolgte von einer ganz anderen Seite.

Mein rechter Arm wurde herumgewuchtet und gegen die Wand geschlagen. Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Von meinen Lippen löste sich ein Schrei, der Schmerz wühlte von meiner Hand aus aufwärts, und ich mußte die Pistole fallen lassen.

Blitzschnell war ein Bein da und kickte sie weg.

Das andere trat nach meinem Gesicht.

Es war eine Reflexbewegung, mit der ich meinen linken Arm hob, Glück hatte und das Bein zu fassen bekam. Wütend schleuderte ich es herum und hörte gleichzeitig das Lachen meines Gegners. Der Mund in dem in der Luft schwebenden Schädel hatte sich geöffnet. Das Lachen war hämisch, klang triumphierend, aber auch grausam. Es sollte mein Ende begleiten, denn während ich noch mit dem angreifenden Bein beschäftigt gewesen war, hatte einer der Arme einen anderen Befehl erhalten.

Mit Schrecken sah ich, daß die Hand meine eigene Beretta, die bis gegen die unterste Treppenstufe gekickt worden war, hochhob. Vier Finger umklammerten den Griff, einer lag am Abzug.

Ich schaute in die Mündung.

Starr stand ich auf dem Fleck und erlebte das Gefühl, das bei mir immer dann eintritt, wenn ich in das dunkle Loch einer Waffenmündung schaue. Sie sah so verdammt harmlos aus, aber aus ihr konnten jeden Augenblick Tod und Verderben schießen.

Ich hielt die Luft an, mein Magen zog sich zusammen, die einzelnen Teile des Körpers sahen plötzlich verschwommen aus. Ich wußte, daß es die Tränen waren, die meinen Blick verschleierten.

»Ich hatte dir eine Chance gegeben!« hörte ich die Stimme des Hausmeisters. »Du hast sie nicht genutzt. Was nun geschieht, dafür trägst du allein die Verantwortung.

Der Mund hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich hinter dem Schädel etwas aufblitzen sah, und noch in derselben Sekunde peitschte der Schuß ...

Ich hatte mich nicht bewegt. Aus dieser kurzen Entfernung hätte ich dem Geschoß doch nicht entgehen können. Wie die Waffe gehalten worden war, so hätte mich das Geschoß in der Brust oder im Kopf treffen müssen. Dies allerdings geschah

nicht. Ich spürte auch keinen Einschlag an einer anderen Stelle des Körpers, hörte nicht einmal das Pfeifen der Kugel oder nahm den Luftzug wahr, sondern starrte wie gebannt auf den Arm und somit auch auf die Hand, die meine Beretta hielt. Sie hatte sich verändert.

In ihr steckte ein Dolch!

Ein geweihter Dolch - mein Dolch.

Und geschleudert hatte ihn Suko, der Chinese. Er stand hinter dem in der Luft schwebenden Schädel am Ende der Treppe. Suko war im letzten Augenblick erschienen, hatte den Dolch geworfen, einen Treffer erzielt, und die geweihte Waffe war durch die in der Luft schwebende Hand gefahren, genau in dem Augenblick, als sich der Finger um den Abzug kümmte. Vielleicht zwei Atemzüge war alles wie erstarrt. Dann kam Leben in Suko, und nicht nur in ihn. Außer mir reagierte noch jemand. Bill Conolly war es, der sich an dem Chinesen vorbeidrängte. Festlich gekleidet stürmte er die Treppe herunter. Mit seinen Händen hielt er einen Schwertgriff umklammert, und er schwang die schwere Waffe hoch über seinem Kopf, um sie im nächsten Augenblick nach unten sausen zu lassen.

Der in der Luft schwebende Schädel wollte noch ausweichen. Er sah die große Gefahr, aber so schnell war er auch nicht. Die Klinge erwischte ihn, bevor er sich bewegen konnte.

Ich glaubte, sie sogar pfeifen zu hören, so wuchtig hatte der Reporter zugeschlagen, und er teilte den Schädel in zwei Hälften.

Damit nicht genug. Bill hatte so viel Kraft in seinen Hieb gelegt, daß die Schwertklinge durch den Kopf fuhr und als nächstes noch den Rumpf zerstörte.

Auch er fiel auseinander. Die beiden Hälften kippten nach verschiedenen Seiten weg, und wie beim Kopf, den Armen oder den Beinen sahen wir auch hier keinen Tropfen Blut. Bill Conolly, noch immer in Fahrt, fand auf den Stufen keinen Halt mehr und fiel fast die Treppe hinunter, wobei ich Angst hatte, daß er sich selbst mit dem Schwert verletzen konnte.

Es ging zum Glück alles glatt. Neben mir prallte er gegen die Wand und grinste.

Um die restlichen Körperteile brauchten wir uns nicht mehr zu kümmern. Das Gehirn war zerstört worden. Sie gehorchten jetzt keinen Befehlen mehr, fielen zur Seite und blieben liegen. Ein mehr als schauriges Bild. Ich mußte mich mit Gewalt davon losreißen und mir immer wieder sagen, daß wir es hier mit keinem Menschen zu tun gehabt hatten, sondern mit einem Wesen, das nur wie ein Mensch aussah. Mehr auch nicht. Bill Conolly atmete schnell und heftig. Er hob die Schultern und schluckte. Dann grinste er bissig. »Verdammt großes Glück gehabt, John.«

»Und wie«, gab ich ihm recht.

»Hast du eine Erklärung?« fragte er mich.

»Nein, ich kann mich nur bei euch bedanken. Verdammt, die Sache hier hätte mich fertiggemacht. Und das für immer.« Bill schlug mir auf die Schulter. »Komm mit hoch, uns ist allen nichts passiert.«

Ich ging die Treppe hoch und hatte dabei das Gefühl, auf Eiern zu laufen, so seltsam war mir zumute. Auch Suko reichte ich die Hand und sah dann die beiden Frauen.

Glenda fiel mir in die Arme. Ich fing sie auf, spürte ihr Zittern und merkte, wie froh sie war, daß wir alles überstanden hatten. Sheila lächelte ebenfalls glücklich, ich aber drückte Glenda von mir und lehnte mich an die Kellerwand.

»Was ist denn nun mit diesem Affenteufel?«

»Er ist entwischt«, antwortete Bill.

»Was?«

»Ja, auch Stan Willard, der ein Opfer dieses unheimlichen Dämons geworden ist.«

»Das gibt's nicht.«

»Doch, John. Ich lüge dir da nichts vor.« In wenigen Sätzen berichtete Bill Conolly, was sich zugetragen hatte, und ich hörte aufmerksam zu.

Mir blieb nur eine Reaktion: den Kopf zu schütteln.

»Was gibt das für einen Sinn?« fragte ich verzweifelt. »Wer oder was steckt dahinter?«

»Das fragen wir uns auch«, meinte Suko.

Bill sagte: »Irgendeine schreckliche Magie, von der wir noch nie etwas gehört haben. Aber es gibt da ein Buch in Willards Wohnung, das sollten wir uns holen.«

»Wieso ein Buch?«

»Willard hat es mir in den letzten Sekunden seines Lebens gesagt, bevor das Untier ihn verschlang.«

»Hat es das wirklich?«

»Es gibt keine andere Möglichkeit, John.«

»Doch, mein Lieber. Dieser Affenteufel hat seine Opfer zwar verschlungen, aber nicht, um sie zu verspeisen, sondern um mit ihnen eine Umwandlung vorzunehmen. Alle Menschen, die bisher in seinem gefräßigen Rachen verschwunden sind, waren nicht tot in unserem Sinne. Sie kamen als Untote zurück, das solltest du wissen. Auch der Hausmeister hier, mit dem ich in den Clinch geraten bin, das gleiche gilt für den Medizinmann, dessen Hand mich im Waschraum überfallen hat ...«

Bill unterbrach mich. »Medizinmann hast du gesagt?«

»Ja.«

»Den haben wir gesehen. Oder seinen Kopf. Er steckte im Rachen des Affenteufels, sein Gesicht war sehr bunt bemalt, das muß er gewesen sein.«

Da gab ich dem Reporter recht. »Aber wie ist der Hausmeister in seinen Bann geraten?«

»John, ich weiß ebensoviel wie du. Und Suko noch weniger, ihn habe ich aus lauter Not angerufen.«

»Was sicher die beste Idee war, die du seit langem hattest«, gab ich zurück und hieb dem Chinesen auf die Schulter, so daß selbst Suko einknickte.

Sheila hatte einen berechtigten Einwand. »Müssen wir eigentlich hier stehenbleiben? Der Anblick ist nicht gerade erfreulich. Ich jedenfalls bin so etwas nicht gewohnt.« Sie

wandte sich schauernd ab und wurde von Bill in die Arme genommen.

Sheila hatte ein wahres Wort gesprochen. Wir brauchten nicht länger zu bleiben und auch nicht innerhalb des Clubs. Was es jetzt noch zu tun gab, das würde sich sowieso nicht im Club, sondern ganz woanders abspielen.

Suko blieb bei Glenda und mir. »Weißt du eigentlich genau, worum es geht, John?« fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe nur von diesem Affendämon gehört, das ist alles.«

»Dann bist du noch genauso schlau wie im Büro?«

»So ungefähr.«

Den Keller hatten wir verlassen und hörten vom Eingang her die Stimmen von Polizisten. Ich sah die Männer zwar nicht, konnte allerdings die Befehle und Anordnungen hören. Wie sie gesprochen wurden, das ließ Rückschlüsse darauf zu, wer hier den Ton angab.

Schon stürmten sie in die Halle. Ich wußte nicht, wer sie alarmiert hatte, jedenfalls würden sie zu spät kommen. Ich war in London inzwischen ziemlich bekannt unter meinen uniformierten Kollegen. Auch Sukos Eintritt bei der Polizei hatte sich herumgesprochen, besonders deshalb, weil er ein Chinese war und sich nicht im Streifendienst befand wie die meisten farbigen Kollegen.

»Sir!« grüßte der Streifenführer zackig. »Wir sind so rasch wie möglich gekommen und ...«

Ich winkte ab. »Sie können sich Ihre Mühe sparen, Mann. Hier gibt es für Sie nichts mehr zu tun. Aber Sie können der Mordkommission Bescheid geben.«

»Gab es Tote, Sir?«

»Einen.«

»Sollen wir nicht doch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Mörder ist längst über alle Berge, mein Lieber. Wenn irgendwelche Fragen auftauchen, Sie wissen ja, wo Sie Inspektor Suko oder mich erreichen können.«

»Ja, Sir.«

Wir verließen den Club und trafen uns auf dem Parkplatz wieder. Es war etwas kühler geworden, und die Frauen zogen fröstelnd die Schultern hoch.

Bill wollte sich einen Wagen rufen, doch dagegen hatte ich etwas. »Nein, ihr fahrt mit mir. Suko wird die Harley nehmen. Bei mir zu Hause besprechen wir, wie es weitergehen soll.« Mein Vorschlag fiel auf fruchtbaren Boden. Glenda war ebenfalls einverstanden.

Suko wollte mit seiner Harley während der Fahrt hinter uns bleiben. Allerdings kamen wir noch nicht dazu, in den Wagen zu steigen, denn nicht nur wir hielten uns auf dem Parkplatz auf, sondern auch noch andere Gäste.

Man bestürmte uns mit Fragen. Kein Wunder, schließlich waren wir am längsten innerhalb des Clubs geblieben.

Die Antworten gaben wir nur spärlich, wenn überhaupt.

Auch Bill hielt sich zurück und mußte sich dafür so manchen Vorwurf gefallen lassen.

Die Frauen waren schon eingestiegen. Suko hockte im Sattel seines heißen Ofens und stülpte seinen Helm auf. Das Schwert hatte ich wieder an mich genommen und im Kofferraum verstaut.

Sheila schaute aus dem Fenster. »Kommt endlich! Mein Bedarf an Aufregung ist in dieser Nacht gedeckt.«

Als ich mich anschnallte, sprach ich nach hinten in den Fond, wo die Conollys saßen. »Sag mal, Bill, hast du eigentlich gewußt, was uns da erwartete?«

»Nein.«

»Ehrlich nicht?«

»Ich schwör's dir, John. Ich habe zwar aufgehört, als Willard von einem Affenteufel sprach, aber daß es so dick kommen würde, damit habe ich nicht gerechnet.«

»Okay.«

Langsam ließ ich den Bentley über den Platz dem Ausgang zurollen, wo der Bedienstete winkte.

Hinter uns fuhr Suko. Das Knattern seiner Maschine über-
tönte das Geräusch unseres Motors.

»Hast du schon einen Plan?« erkundigte sich Bill.

»Du warst es doch, der mir das Stichwort gegeben hat«, er-
widerte ich.

»Ja, die Wohnung des Toten.«

»Eben. Dort müßten wir das geheimnisvolle Buch finden. Ich
bin gespannt, ob wir tatsächlich das Rätsel lösen werden.«

»Frag mich mal.«

Der Verkehr hatte merklich abgenommen, so daß die Fahrt zu
meiner Wohnung ohne irgendwelche Zwischenfälle verlief. In
meinem Apartment machten uns die Frauen etwas zu trinken.
Suko kam auch. Er brachte Shao mit, die nicht geschlafen und
sich einen Bademantel übergestreift hatte. Sie war froh, daß wir
alle gesund zusammensaßen.

Wir hockten auf der Couch und den Sesseln. Ich hatte mit ein
paar Griffen herumliegende Kleidungsstücke weggeräumt. Im
Gespräch faßten wir die Ereignisse noch einmal zusammen
und kamen zu dem Ergebnis, daß wir es mit mehreren Gegnern
zu tun hatten.

»Das sind dann drei«, resümierte Bill Conolly. »Der
Affenteufel, dieser Mediziner und auch Willard.«

Ich gab meinem Freund recht.

»Ist der nicht tot?« fragte Sheila.

»Sicher, der ist verschluckt worden und kehrt irgendwann als
Untoter wieder zurück ...«

Sheila schaute mich an, als ich die Worte gesagt hatte. Sie
hatte eine Gänsehaut bekommen. »John, das kann ich nicht
begriffen, so leid es mir tut.«

»Ich auch nicht«, gab ich ehrlich zu. »Wir werden schlauer
sein, wenn wir das Buch haben.« Ich blickte Bill an, der das
beschlagnahmte Glas zwischen seinen Händen drehte. »Hast du
vielleicht den Titel des Buchs gehört?«

»Nein.«

»Warst du schon mal bei Willard?«

»Auch nicht. Ich habe mit ihm keinen Kontakt gepflegt. Du weißt selbst, wie man von ihm redet.«

»Das ist leider wahr.« Ich stand auf und holte zwei gewaltige Schwarten aus einem kleinen Container. Dort bewahrte ich die Telefon- und Adreßbücher auf. »Wir werden sehen, wohin er sich zurückgezogen hat«, sagte ich und begann zu suchen. Bill Conolly stand auf und schaute mir über die Schulter, während mein Finger über die Spalten fuhr, in denen die einzelnen Namen aufgeführt waren.

Meine Güte, es gab vielleicht viele Willards, wie ich es nie gedacht hätte. Da konnte man nur den Kopf schütteln. Auch unter Stan Willard fanden sich acht Namen.

Im Telefonbuch, das Suko an sich genommen hatte, wurden wir fündig. Willard hatte seinen Namen nicht fettgedruckt herausstellen lassen, aber die Berufsbezeichnung Exportkaufmann ließ darauf schließen, daß wir es mit dem richtigen zu tun hatten.

»Und wo wohnt er?« fragte ich den Chinesen.

»Da müssen wir ein ziemliches Stück fahren. Unten in Southfields.«

Bill pffte durch die Zähne. »Das ist ja noch weiter als unsere Adresse, fast schon in Wimbledon.«

»Hilft trotzdem nichts, wir müssen hin«, sagte ich und klappte das Buch zu.

»Jetzt noch?« fragte Glenda.

»Natürlich.«

»Du kannst mit zu uns kommen«, bot sich Sheila an.

»Kann ich nicht hierbleiben?« fragte Glenda. »Ich könnte Shao Gesellschaft leisten. Außerdem bin ich dann nicht so weit von meiner eigenen Wohnung entfernt, in die ich mich allerdings nicht traue, bevor nicht alles vorbei ist.«

Shao nickte sofort heftig. Das war also klar. Bill und Sheila vereinbarten noch, daß sie den Porsche nahm und in das Haus zurückfuhr.

Sie wollte den kleinen Johnny nicht zu lange allein lassen.

Gemeinsam fuhren wir nach unten. Diesmal nahm Suko ebenfalls im Bentley Platz. Wir ließen Sheila zuerst hinaus, dann gab ich Gas, und fragte mich was uns am Ziel wohl erwarten würde ...

Mit dem Export, was immer man darunter auch verstand, ließ sich wohl viel Geld verdienen, denn Stan Willards Besitz konnte sich schon sehen lassen. Den Rest des Weges fuhren wir über eine Privatstraße und erwarteten, ein altenglisches Landhaus oder einen Herrensitz zu sehen. Weit gefehlt. Als sich der Wald öffnete und den Blick freigab, sahen wir auf einem künstlich angeschütteten Hügel ein bungalowähnliches Gebilde stehen, das die Form eines Weihnachtssterns aufwies.

Das Zentrum wurde von einem Kreis gebildet. Von ihm aus stachen jeweils vier Arme in alle Richtungen, wobei die Arme zum größten Teil aus Glas bestanden und mit dem Wort Zimmer umschrieben werden konnten.

Wir stiegen aus und staunten.

»Das habe ich auch noch nicht gesehen«, murmelte Bill. »Und ich bin verdammt viel herumgekommen.«

»Da kannst du dir mit deiner Hütte eine Scheibe von abschneiden.«

Bill hob die Schultern. »Was soll der ganze Protz? Zuviel des Guten ist ungesund.«

Womit er im Prinzip recht hatte. Was wir vor uns sahen, war zwar nett anzuschauen, zudem wurde es noch angestrahlt, aber mein Fall wäre es nicht gewesen.

Der Eingang lag zwischen zwei »Wohnarmen«. Eine Tür, die aus Glas und gehämmertem Kupfer bestand. Die Glaseinfassung zeigte eine Trübung. Wir sahen dahinter allerdings einen Schatten und wurden vorsichtig.

Ich hatte Bill Conolly mein Schwert gegeben. Er legte seine Hand auf den Griff, Suko huschte zur Seite weg, nur ich blieb und sah mit an, wie die Tür geöffnet wurde.

»Wer ist da?« hörten wir eine barsche Männerstimme.

Zu unseren dämonischen Gegnern schien die Person nicht zu gehören, deshalb gab ich dem Frager eine konkrete Antwort.

»Scotland Yard!« rief ich.

Der Mann drückte die Tür weiter auf und stand im Freien. Er wartete ab.

Ich sah ein Gewehr in seiner Hand und erkannte an der dunklen Kleidung, daß es sich bei dem Knaben um einen Butter handeln mußte. So etwas fehlte Willard natürlich nicht. Über den plattierten Weg schritt ich auf den Eingang zu, während Bill und Suko mir folgten.

Das Gewehr wurde nicht gesenkt. Anscheinend traute der Butter dem Frieden nicht, und ich zog sicherheitshalber meinen Ausweis.

Er las ihn und nickte. »Bitte kommen Sie herein.«

Wir betraten das Haus und sahen eine runde Diele. Da der Maler Salvador Dali sich ein rundes Haus gebaut hatte und Willard ein Fan von ihm gewesen war, wir sahen es an den Bildern, hatte er sich ebenfalls eine runde Empfangshalle bauen lassen.

Unsere Schuhe versanken in einem fast weißen Teppich. Hell waren auch die Möbel. Weiches Leder, weiße Tische, nur die Hi-Fi-Anlage fiel da etwas aus dem Rahmen.

»Ich habe gehört, was passiert ist«, erklärte uns der Buttler und senkte die Mündung. »Ist er wirklich tot?«

»Ja«, erklärte ich.

Das Gesicht des Mannes verzog sich, so daß auf der Haut ein Faltenmuster entstand. Er strich über sein graues Haar und schüttelte den Kopf. »Einmal mußte es ihn ja erwischen.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Suko.

»Er hatte eben zu viele Feinde, das ist es.«

»Inwiefern?«

Der Butter lächelte. »Jetzt tun Sie so, als ob Sie es nicht wüßten. Man hat ihm oft den Tod angedroht. Bei seinen Geschäften, über die man munkelte, kein Wunder.«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Tod Ihres Brötchengebers hat mit dessen krummen Waffengeschäften nichts zu tun. Es gibt da einen anderen Grund.«

»Nicht?« Der Butter zeigte sich überrascht. »Aber welchen Grund sollte es geben?«

»Kennen Sie den Affenteufel?«

»Dieses widerliche Monstrum? Sicher, es hat lange genug hier gestanden. Ich war froh, als es aus dem Haus kam.

Glauben Sie mir, meine Herren.«

Das konnten wir uns gut vorstellen. »Trotzdem müssen wir noch einmal auf den Affenteufel zurückkommen, denn er hat unmittelbar mit dem Tod Ihres Arbeitgebers zu tun. Es ist da die Rede von einem Buch gewesen. Wissen Sie etwas darüber?«

»Nein, Sir!«

»Sie kennen das Buch also nicht?«

»Ich sagte Ihnen doch, daß ich mich um die privaten Dinge von Mr. Willard nie gekümmert habe.«

»Aber vielleicht wissen Sie, wo das Buch unter Umständen sein könnte«, sagte Bill und trat einige Schritte näher.

Der Butter schaute den Reporter an. »Es gibt eine Bibliothek. Sie ist gleichzeitig das Arbeitszimmer. Wenn Sie dort nachschauen wollen, bitte ...«

»Danke sehr.«

Der Butter wandte sich um und geleitete uns auf eine Tür zu, die in der Nähe lag. Er selbst öffnete sie, so daß wir einen Blick in den langen Wohnschlauch werfen konnten. Der Butter schaltete höflicherweise das Licht ein, und wir konnten uns ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen.

Die Bibliothek und das Arbeitszimmer bildeten eine prachtvolle Einheit. Alt und neu harmonierten hervorragend miteinander. Es gab einen modernen Computer und daneben Regale mit alten Büchern. Die waren sogar zahlreich vertreten, so daß uns eine Suche nicht erspart bleiben würde.

Wo keine Regale standen, reichten die Scheiben fast bis zum Boden. Wir hatten einen freien Blick in den dunklen Park.

Ich dachte an die Gefahr, die unter Umständen auf uns zukommen könnte, und bat den Butler, das Haus *zu* verlassen. Er schaute mich an, stellte auch keine weiteren Fragen, sondern machte wortlos kehrt und ging davon.

»So, und nun können wir mit der Suche anfangen«, stöhnte Bill Conolly, wobei er langsam die Regale abschritt und den Kopf gehoben hatte, damit er sämtliche Buchrücken erkennen und die Titel darauf lesen konnte.

Suko ging zum Schreibtisch. Ein kostbares Stück aus der Zeit des französischen Sonnenkönigs. Die Platte war nicht aufgeräumt. Da lagen Schnellhefter übereinander, Notizzettel und auch Bücher. Letztere interessierten Suko besonders.

Er nahm das erste vom Stapel, drehte es herum und lachte auf.

Ich hatte mir die zweite Seite mit den Regalen vorgenommen und drehte mich jetzt um. »Was ist los?«

»Wir brauchen nicht mehr weiterzusuchen. Ich habe das Buch gefunden.« Suko hielt es hoch, als wir uns umdrehten.

»Ein Glücksgriff«, sagte Bill.

Wir erreichten den Chinesen gleichzeitig und schauten auf den Titel. Das Buch war älter, denn Sri Lanka wurde noch als Ceylon bezeichnet.

»Götter und Dämonen auf Ceylon«, las Bill halblaut vor. »Er war in Sri Lanka. Das muß das Buch sein, ich sehe einfach keine andere Möglichkeit.«

Wir nickten, als Bill es aufschlug und im Inhaltsverzeichnis nachschaute.

Würden wir das Rätsel jetzt lösen?

Bill Conollys Finger fuhr die einzelnen Kapitelspalten entlang und stoppte plötzlich, so daß wir das Wort Affenmagie lesen konnten.

»Das muß es sein«, sagte auch Suko.

Der Reporter schlug die Seite 58 auf. Er klappte beide Buchhälften auseinander, und sofort sahen wir das Bild, das sich für uns schon zu einem Alptraum entwickelt hatte.

Es zeigte den Affendämon Sogg-Ra in grellen Farben. Täuschend echt war er nachgemalt worden, und in seiner Krokodilschnauze steckte ein weibliches Opfer.

»Nimm mal die nächste Seite«, sagte ich.

Bill schlug um. Dahinter begann die Erklärung. Gemeinsam lasen wir, was der Autor über die gefährliche Affenmagie geschrieben hatte ...

Der Butler war nicht überrascht gewesen, daß ihm die Polizei einen Besuch abgestattet hatte. Er trauerte auch nicht um Stan Willard. Der Butler dachte nur an den Job, den er verlor, und an das Geld.

Er hatte es in dem Haus, das ihm von der Architektur her überhaupt nicht gefiel, nur ausgehalten, weil sein Brötchengeber sich des öfteren auf Reisen befand. Zudem brauchte er nicht in dem Haus zu wohnen. Er lebte in einem Bau, der am Rande des Grundstücks stand und früher ein Gartenhaus gewesen war. Man hatte es umgebaut, und die drei kleinen Zimmer reichten dem Mann.

Selbstverständlich machte er sich seine Gedanken, als er das Haus ansteuerte. Er wußte nicht, wie Willard gestorben war, doch mit rechten Dingen schien es dabei nicht zugegangen zu sein, sonst wäre die Polizei nicht gekommen. Zudem mußte es mit der seltsamen Trophäe zu tun haben, die Willard mitgebracht und vor der sich der Butler gefürchtet hatte. Sie war ihm nie geheuer gewesen, und war sie vielleicht der Grund für den Tod seines Arbeitgebers gewesen?

Darüber dachte er nach, aber schon bald verscheuchte er die Mutmaßungen und Folgerungen wieder. Was ging ihn das überhaupt alles an? Willard war erledigt und damit fertig. Sein Haus war von der Grundstückseinfahrt nicht zu sehen. Es lag im Schatten hoher Bäume. Hier verirrte sich kaum ein Mensch hin, und wenn der Butler mal nachts über Telefon gerufen wurde, dann konnte er, um die Entfernung schnell zu

überbrücken, ein Elektroauto nehmen, das ihm zur Verfügung stand.

Der Butler glaubte daran, daß die Polizisten nichts mehr von ihm wollten. Deshalb hatte er beschlossen, schon in der Nacht zu packen, denn sicherlich mußte er so schnell wie möglich das Grundstück verlassen.

Die Tür hatte er nicht abgeschlossen. Er stieß sie mit dem Gewehrlauf nach innen, trat über die Schwelle, war mit den Gedanken schon bei seiner Abreise und machte Licht.

Unter der Decke strahlte die runde Lampe hell auf. Sie erleuchtete den rechteckigen Flur und die drei Türnischen, die an zwei Seiten abzweigten.

In der rechten stand jemand.

»Hallo, George«, sagte eine Männerstimme, die dem Butler sehr bekannt vorkam.

Im ersten Augenblick wollte er schreien, dann glaubte er, sein Herz würde stehenbleiben, und eine Sekunde später verlor er sämtliche Farbe, denn vor ihm stand ein Toter.

Stan Willard war zurückgekehrt!

George, der Butler, war zum Denkmal erstarrt. Er vergaß sogar das Atmen. Nur seine Augen lebten, sie zeigten einen panikerfüllten Ausdruck.

»Sie?« keuchte er.

»Ja, ich.«

»Nein!« flüsterte George. »Das ist nicht möglich. Sie sind tot. Sie können nicht hier stehen, Sir.« Sein Gesicht verzerrte sich, und er riß das Gewehr hoch, während seine zitternden Finger versuchten, den Abzug zu finden.

»Nicht, George!«

Der Butler hörte nicht und mußte erleben, wie sein Chef plötzlich reagierte. Auf einmal löste sich ein Arm von seinem Körper, machte sich selbständig und war gedankenschnell bei dem Butler, der nicht mehr abdrücken konnte, denn mit einer kurzen Drehung hatte der andere ihm das Gewehr entrissen und hielt es so hoch, daß George nicht mehr darankam.

Den Butler packte das kalte Entsetzen. Er wagte kaum, der in der Luft schwebenden Waffe mit seinem Blick zu folgen, denn was er da sah, war unglaublich und gehörte in ein Horror-Kabinett.

»Ich spinne!« flüsterte er. »Verdammt, ich drehe durch ...« Er schlug die Hände vor sein Gesicht und wankte zurück, wobei er noch das leise Lachen seines Arbeitgebers hörte.

»Nein, mein lieber George, du spinnst nicht. Ich bin es in der Tat.«

»Aber Sie sind tot!«

»Bin ich das wirklich? Sieh mich an!«

Wie unter Zwang ließ der Butler seine Hände sinken und sah, daß der andere wieder normal wirkte. Der Arm befand sich dort, wo er hingehörte, nur das Gewehr hatte Willard an sich genommen, und dies bewies dem Butler, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte.

George fing sich nur mühsam. Verständnislos schüttelte er den Kopf. »Warum haben denn die Polizisten vorhin gesagt, Sie seien tot?«

»Welche Polizisten?«

»Die in Ihrem Haus!«

»Sie sind gekommen?«

»Ja, zu dritt.«

Da lachte Willard. Es war ein böses, gemeines Lachen. Als er aufhörte, verzerrte sich sein Gesicht. »Es läuft ja besser, als ich gedacht habe. Sogg-Ra wird zufrieden sein, das kannst du mir glauben. Ehrlich, mein Freund ...«

»Was wollen Sie tun?«

»Töten«, erwiderte Willard kalt. »Ich werde Sie töten. Alle müssen sterben ...«

Der Butler vernahm die Worte. Besonders eins hallte in seinem Schädel nach.

Töten!

War Willard noch ein Mensch? Er glaubte nicht mehr daran, bei allem, was er mitbekommen hatte.

Nein, vor ihm stand kein Mensch mehr, sondern eine Bestie, die töten wollte.

Auch ihn?

In den Augen des anderen las der Butler keinen Funken Gefühl. Sie strahlten eine gnadenlose Kälte aus. Unbarmherzig waren sie, der Blick erinnerte an die Schärfe von Messern.

George überlegte.

Die Tür stand offen. Und sie war nicht einmal sehr weit von ihm entfernt. Wenn er sich selbst überwand, konnte er sie mit zwei langen Sprüngen erreichen.

Noch einmal holte er tief Luft, tat so, als wollte er etwas sagen, dann stieß er sich ab und hetzte auf die Tür zu.

Willard bewegte sich nicht - oder kaum. Aber plötzlich löste sich das linke Bein, und bevor der Flüchtling sich versah, entdeckte er das schräggestellte Bein vor sich.

Ausweichen konnte er nicht mehr. Das Bein bildete eine Stolperfalle, in die der Butler voll hineinfiel. Er riß noch die Arme hoch, bevor er nach vorn katapultiert wurde und der Länge nach zu Boden schlug.

»Du bist verrückt!« hörte er hinter sich die Stimme seines Arbeitgebers. »Regelrecht wahnsinnig. Willst du wirklich so mir nichts, dir nichts dein Leben hingeben?«

Nein, das wollte George nicht. Er spürte unter seinen Fingern das nachtfleuchte Gras, winkelte die Arme an und versuchte, sich in die Höhe zu stemmen.

Halb hoch kam er, dann war der andere bei ihm.

Und der schlug zu.

Mit dem Gewehrkolben traf Willard seinen Butler am Hinterkopf. Ein dumpfer Laut erklang, George stöhnte noch einmal, dann sank er zusammen und blieb liegen.

»Narr«, sagte Stan Willard nur. »Verdammter Narr.« Er sah jetzt wieder normal aus. Sein Bein befand sich dort, wo es hingehörte. Vorsichtig schaute er sich um.

Unter den Bäumen, wo die Schatten am tiefsten waren, bewegte sich etwas.

Zwei Gestalten schälten sich aus der Dunkelheit. Sie glitten lautlos auf Willard zu.

Es waren der buntbemale Medizinmann und der unheimliche Affenteufel, der Satan mit den vier Armen.

Er hatte sie vorgestreckt und bewegte die Krallen. Ein Zeichen, daß er endlich eine Entscheidung wollte. Halb offen stand die gefährliche Schnauze, das Gebiß leuchtete in der Dunkelheit.

»Sie sind da«, erklärte Willard ihnen. »Die drei Männer aus dem Club.«

Der Affendämon hörte die Worte. Dabei drehte er langsam den häßlichen Schädel und schaute dorthin, wo das protzige Haus lag und Licht durch die Finsternis schimmerte.

Der Medizinmann hob seine rechte Hand. Die Klaue war verkrümmt, ihre Krallen hingen nach unten. Sie hatte den Schlag gegen die Wand des Waschraums doch nicht so gutüberstanden.

Willard nickte. Er fühlte sich als Anführer, denn er kannte sich hier aus. Und niemand protestierte, als er den Anfang machte und losmarschierte.

Die anderen folgten ihm schweigend, aber voller Haß gegen die drei Opfer ...

Das Kapitel über den Affenteufel begann mit einer Warnung. Der Verfasser warnte die Menschen davor, die uralten Formeln auszusprechen, die seit Tausenden von Jahren ihre Gültigkeit besaßen und von den großen, unbekannten Göttern aufgestellt waren.

»Könnten das die Großen Alten gewesen sein?« fragte Suko. Ich hob die Schultern. »Möglich ist alles. Vielleicht sogar wahrscheinlich.«

»Lies mal weiter, Bill«, forderte der Chinese den Reporter auf. Ich will hier nicht im einzelnen nacherzählen, was dort alles gestanden hat, denn das Kapitel war sehr lang. Es lief über acht

eng bedruckte Seiten, durch die wir uns regelrecht ackern mußten. Zum Verständnis jedoch möchte ich zusammenfassen. Woher der Affendämon kam, wußte niemand. In den Überlieferungen sprach man nur von alten Göttern und davon, daß er, der Affenteufel, in einer Höhle gelebt hätte. Tief unter der Erde war sein Versteck, wo er die Magie seiner Schöpfer konservieren konnte. Eines Tages jedoch stieg er aus seiner Höhle an die Oberwelt. Er fand sie leer und verlassen vor. Nur Krokodile lebten an und in den großen Flüssen. Als sie den Affenteufel sahen, erkannten sie in ihm einen Feind. Sie rotteten sich gegen den aus der Höhle gekommenen Dämon zusammen und verlangten seine Unterwerfung. Daran dachte der Affenteufel nicht, so daß an einer Entscheidung einfach nichts mehr vorbeiging. Es mußte ausgekämpft werden. Der Sage nach schickten die Krokodile ihren stärksten Artgenossen. Es kam zum Kampf, der drei Tage und drei Nächte dauerte. Einen Sieger gab es nicht, aber der Affendämon mußte zuletzt hinnehmen, daß aus ihm eine gräßliche Mutation geworden war. Zwar hatte er seine vier Arme behalten, aber der Schädel des Krokodils war auf seinen Schultern gewachsen. Aus dem Affenteufel wurde ein Zwitter. Nicht nur den Schädel des Krokodils hatte er bekommen, auch dessen Gebiß und dessen unheilvolle Tiermagie. Krokodile zerbeißen ihre Feinde. Von diesem Augenblick an tat der Affendämon dies auch. Jedoch vermischten sich die beiden Magien miteinander. Während der Affenteufel die Kräfte von den alten Göttern erhalten hatte, die mehr auf einer starken magischen Basis standen, war die Magie des Krokodils auf die sofortige Vernichtung programmiert. Sogg-Ra konnte, wenn die alten Zauberformeln gesprochen wurden, Tote wieder zurück ins Leben holen. Das Krokodil zerbiß sie. So kam es zu einer Einigung. Die beiden Magien bekämpften sich nicht mehr, sondern gingen zusammen. Was die Magie des Krokodils zerstörte und tötete, wurde von der des Affendämons wieder ins Leben gerufen. So konnten Menschen

weiterleben, die von der Schnauze verschluckt worden waren. Der Affenteufel spie sie wieder aus, damit sie als seine Diener und in seinem Namen ein untotes Leben fortsetzten. Ob Hände, Arme, Beine, alles war prall gefüllt von der Magie des Affendämons. Sie konnte man nicht töten. Hackte man einen Arm ab, so lebte er trotzdem weiter, denn er gehorchte nur der Magie, die innerhalb des Gehirns konzentriert war.

So ungefähr lautete die Erklärung. Eine relativ komplizierte Materie, das mußten wir alle drei zugeben, und Bill Conolly war es, der die Frage stellte: »Kommst du klar, John?«

»So einigermaßen.«

»Das heißt, wir müssen den Kopf zerstören, wenn wir etwas erreichen wollen«, sagte Suko.

»Aber die alten Formeln? Wo sind sie?« fragte der Reporter und blätterte weiter im Buch, ohne sie jedoch zu finden.

»Ich glaube kaum, daß Willard darüber Aufzeichnungen besitzt«, gab ich zur Antwort. »Die waren ihm sicherlich zu brisant.«

»Das ist möglich.«

»Vielleicht sollten wir noch einmal nachsehen«, nahm Suko den Faden wieder auf. »Wir haben ja nichts zu verlieren.«

Ich ging ein paar Schritte zur Seite, blieb dicht vor der Scheibe stehen und schaute in die Dunkelheit. Das im wahrsten Sinne des Wortes. Ich konnte nämlich nichts erkennen, höchstens Schatten, die von den hohen und dichtbelaubten Kronen der Bäume erzeugt wurden. Wir aber standen im Hellen, gewissermaßen auf dem Präsentierteller, und das wollte mir überhaupt nicht gefallen.

Hinter mir hörte ich Suko und Bill sprechen, auch das Rascheln von Papier, denn die beiden blätterten das Buch weiter durch. Ich ging zum Schalter und löschte das Licht. Wie ein Sack fiel die Dunkelheit auch über uns.

»He«, beschwerte sich Bill. »Was ist los?«

Ich stand noch an der Tür. »Schalte lieber die Schreibtischlampe ein, schließlich müssen wir mit Besuch rechnen.«

»John hat recht«, hörte ich Suko reden. »Lassen wir es lieber, Bill.«

»Meinetwegen.« Der Reporter knipste die Leuchte am Schreibtisch an.

Das Licht war so eingestellt, daß es nur auf die Platte fiel und dort eine helle Insel schuf.

Eine seltsame Atmosphäre hatte sich innerhalb des Zimmers ausgebreitet. Sie war kaum zu beschreiben. Man konnte sie vielleicht als gespannt und gleichzeitig bedrückend bezeichnen.

Über meinen Rücken lief es kalt. Ich spürte auch den Schweiß auf meiner Stirn, der sich zu kleinen Tropfen verdichtet hatte. Irgend etwas lag in der Luft, daran ging kein Weg vorbei.

»Behaltet mal das Gelände vor dem Haus im Auge«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Hast du etwas gesehen?« fragte Bill.

»Noch nicht, aber was nicht ist, kann noch werden.«

Ich sah einen Schatten, der durch das Zimmer glitt. An den Umrissen erkannte ich Sukos Gestalt. Der Chinese suchte sich einen besseren Standort aus, von dem er einen optimalen Überblick hatte.

Wir standen jetzt gut verteilt. Wenn jemand von uns angegriffen wurde, mußte er damit rechnen, von zwei anderen Seiten unter Beschuß genommen zu werden.

Da es sehr still wurde, hörte ich erst jetzt das Ticken der Uhr. Sie hing irgendwo an der Wand, denn gesehen hatte ich sie zuvor noch nicht.

Und dann schlug sie.

Keine dumpfen Schläge, sondern hell und irgendwie rein. Jeder Schlag klang nach, wobei sich in sein Echo der folgende mischte.

Ich warf ebenfalls einen Blick auf das Zifferblatt der alten Rolex.

Mitternacht!

Geisterstunde!

Würde sie auch für uns zutreffen? Elfmal hatte die kleine Uhr geschlagen, dann erfolgte der zwölfte, der letzte Schlag.

Aus!

Im selben Augenblick zersplitterte die Fensterscheibe neben mir, und das Unheil kam über uns wie ein gewaltiger Wolkenbruch ...

Die großen, starken Glasbrocken flogen in das Innere des Zimmers, prallten gegeneinander, überschlugen sich, zersplitterten weiter und fielen als gefährlicher Regen zu Boden.

Wir blieben natürlich nicht stehen, sondern wie von selbst schienen uns die Waffen in die Hände zu springen.

Suko schleuderte die Riemen der Peitsche aus der Grifföffnung. Bill Conolly griff zum Schwert, ich hielt die Beretta in der einen und den Bumerang in der anderen Hand.

Wer hatte die Scheibe zertrümmert?

Diese Frage blieb nicht sehr lange unbeantwortet, denn dem Splitterregen folgte eine Gestalt, die nicht von diesem Erdteil stammte, sondern aus dem tiefsten Asien.

Es war der Mediziner!

Ich sah ihn, wie er das Zimmer betrat, und ich sah auch seine rechte Hand, die seltsam schief nach unten hing. Das hatte er mir zu verdanken.

Er schaute nicht nach links und rechts, ging geradeaus und bewegte sich auf den Lichtschein zu.

Ich hatte ein paar Splitter abbekommen, allerdings nicht so viele, als daß ich verletzt gewesen wäre. So konnte ich mich wie auch meine Freunde voll und ganz auf den Eindringling konzentrieren.

Dazu sollte es nicht kommen.

Die nächste Scheibe zersplitterte. Es war diejenige, bei der Suko stand. Und er hatte nicht das große Glück. Er bekam die Ladung in den Rücken. Ich sah ihn zu Boden fallen und erschrak.

Gleichzeitig ging auch die dritte Scheibe in Trümmer. Sie bildete den Abschluß dieses seltsam langen und schmalen Arbeitszimmers, und sie war von Stan Willard, dem angeblich Toten, in Trümmer geschlagen worden. Der Mann trug noch immer seine festliche Kleidung. Hochaufgerichtet stand er inmitten der Scherben, sein Gesicht schimmerte als weißer Fleck, und er wirkte wie der große Sieger.

Dem wollten wir allerdings einen Riegel verschieben.

An meiner Seite hatte der Mediziner die Scheibe zerstört.

Gegenüber, wo Suko sich auf dem Boden wälzte, war der Affenteufel aufgetaucht. Und auf ihn schritt der Mediziner zu.

Ich hatte meinen Bumerang, und ich dachte daran, daß man das Gehirn der Bestien zerstören mußte, um sie zu vernichten. Würde es auch reichen, wenn meine silberne Banane ihm den Schädel vom Körper schlug?

Ich mußte es versuchen.

Zwar hätte ich lieber auf meinen eigentlichen Feind, den Affenteufel, gezielt, doch der hielt sich in einer sehr ungünstigen Position auf und stand zudem weit im Schatten.

Ich holte aus, drehte mich ein wenig, daß ich noch mehr Schwung bekam, und schleuderte die Waffe.

Ein Strahl schien durch das Zimmer zu wischen, der sich gedankenschnell drehte und auf sein Ziel zujagte.

Er traf prächtig.

Ich hörte noch den dumpfen Aufschlag, sah einen unheimlich schnell rotierenden Kreis und erkannte, wie der Kopf des Mediziners wankte, zitterte und zur Seite kippte.

Der Bumerang hatte seine Aufgabe hervorragend erfüllt. Ich rechnete damit, daß er zu mir zurückkehren würde, doch der Wunsch erfüllte sich leider nicht.

Die silberne Banane jagte weiter.

Ein neues Ziel.

Der Affenteufel!

Mir blieb fast das Herz vor Spannung stehen. Sollte ich mit

einem Wurf gleich zwei Gegner ausschalten können? Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein.

Ich hatte nicht mit der ungeheuren Stärke und Raffinesse des vierarmigen Satans gerechnet.

Zwei seiner Arme riß er in die Höhe, und mit beiden Klauen griff er zu, bevor ihn die Waffe erreichte. Nein, sie sägte sie ihm nicht auseinander, wie ich gehofft hatte, es gelang ihm tatsächlich, den Bumerang aufzufangen.

Für einen winzigen Moment, der mir jedoch unheimlich lang erschien, fror die Zeit ein. Ich wollte einfach nicht glauben, was ich da sah und doch war es eine verdammte Tatsache. Der Affendämon hatte mir eine Waffe abgenommen, und nicht nur das, er wollte sie auch einsetzen.

Wie man das anstellte, das hatte ich ihm schließlich sehr gut vorgeführt.

Die beiden rechten Arme riß er hoch. Es sah grotesk aus, war aber sehr gefährlich.

Und er fand ein Ziel.

Nicht mich, sondern Bill, der sich abwenden wollte, um Stan Willard zu attackieren.

»Biiiiiiii!« Mein gellender Schrei raste durch das Zimmer und riß den Reporter herum.

Im selben Augenblick schleuderte der Affenteufel die silberne Banane ...

Es waren schreckliche Momente, die ich durchmachte, denn Bill Conolly befand sich in höchster Lebensgefahr. Auch einem Menschen konnte der Bumerang den Schädel vom Körper schlagen. Wenn nicht ein Wunder geschah, war Bill verloren. Es geschah zwar kein Wunder, aber vielleicht konnte man Bills Reaktion als ein Wunder bezeichnen.

Der Schrei zitterte noch in der Luft, als der Reporter von seinem eigentlichen Gegner abließ und *so* schnell wie selten in seinem Leben auf der Stelle herumwirbelte.

Sein Schwert machte diese Bewegung mit. Er hatte es hochgestellt, die Spitze wies in die Luft, und er hielt es etwa eine halbe Armlänge von seinem Körper weg.

Da traf ihn der Bumerang.

Ich hörte das Klirren, als das geweihte Silber des Bumerangs gegen das Schwert hieb und sich in einem rasenden Wirbel um die Klinge drehte, wobei die Waffe einen Kreis bildete, der immer schneller rotierte, plötzlich rötlichweiß aufleuchtete und dieses Leuchten sich auf die gesamte Klinge übertrug.

Sie strahlte auch etwas von ihrer Helligkeit ab, so daß ich Bill Conollys Gesicht erkennen konnte. Es zeigte all den Schrecken und das Staunen, das der Reporter in diesen Augenblicken empfand.

Bill stand wie ein Denkmal auf dem Fleck. Die Augen hatte er verdreht und schielte an der Klinge des Schwertes hoch, das einmal Destero, dem Dämonenhenker, gehört hatte.

Jetzt nicht mehr.

Aber wie es schien, sollte es bald keinem von uns gehören, denn zwei unterschiedliche Waffen waren aufeinandergeprallt. Eine weiß- und eine schwarzmagische.

Welche war stärker?

Ich wußte von der Stärke des Bumerangs, der, im Verein mit meinem Kreuz, sogar den Schwarzen Tod erledigt hatte.

Auch durch das Schwert waren zahlreiche Dämonen gestorben. Es steckte ebenfalls voll magischer Kräfte, und nun bekämpften sich durch einen irren Zufall unsere Waffen gegenseitig.

Und das Schwert verlor ...

Jeder von uns mußte mit ansehen, wie es aufglühte und wegschmolz. Es wurde kleiner, das Metall nahm die flüssige Form an und tropfte zu Boden.

»Neiinnn!«

Ich hörte Bills heulenden Schrei, denn er sah ebenfalls, was dicht vor seinen Augen geschah, und er gab sich bestimmt die Schuld daran.

Mich hielt nichts mehr auf dem Platz. Ich startete, sprang über die Scherbenreste und jagte mit einem gewaltigen Satz über den kostbaren Schreibtisch.

»Laß es los, Bill!«

Der Reporter hörte mich nicht. Bis ich ihn anrempelte und hart auf sein Handgelenk schlug.

Da erst öffnete er den Griff. Das glühende Reststück des Schwertes fiel zu Boden und blieb auf dem Teppich liegen, wo auch die heißen Tropfen ihren Platz gefunden hatten und wo das geschah, was man als eine Folgeerscheinung bezeichnen konnte.

Der Teppich fing Feuer.

Das ging blitzschnell. Bill konnte ich noch zur Seite schieben. Dann riß ich den Bumerang an mich, dem zum Glück nichts geschehen und der auch nicht glühend geworden war. So wurde ich von Willard angegriffen.

Bei ihm lösten sich weder die Arme noch die Beine.

Er warf sich mit seinem gesamten Körper auf mich zu, und ich schnellte aus gebückter Haltung hoch und hämmerte ihm den Bumerang quer durch das Gesicht.

Da ging einiges zu Bruch, aber das störte mich nicht. Er war kein Mensch mehr.

Der Treffer schmetterte ihn nach hinten. Halten konnte er sich nicht mehr. Er kippte zurück und fiel auf den Teppich, wo die Flammen ein regelrechtes Feuermeer gebildet hatten.

Rücklings fiel er hinein, streckte die Arme hoch und brüllte.

Ja, er brüllte, denn gegen vieles war er tabu, aber Feuer, das vernichtete ihn gnadenlos. Er war schließlich nicht Xorron, dessen Panzerhaut auch Feuer widerstand.

Ich konnte nicht stehenbleiben, sonst hätten mich die Flammen ebenfalls erfaßt, und mir wäre es so ähnlich ergangen wie Stan Willard, der nur noch ein zuckendes, zum Teil schon schwarzes Bündel inmitten der Flammen war.

Fast stolperte ich über den Schädel des Medizinmannes, dessen Mund weit offenstand und durch meinen Tritt geschlossen

wurde. Der Schädel rollte weiter und wurde von den Flammen erfaßt.

Wo befanden sich meine Freunde?

Bill sah ich draußen. Seinen Armbewegungen entnahm ich, daß er sich gegen den Affendämon verzweifelt wehrte, und ich konnte nicht genau sagen, ob der Satan mit vier Armen ihn schon gepackt hielt.

Und Suko?

In meiner Eile hatte ich nicht gesehen, daß der Schreibtisch umgekippt worden war.

Hinter ihm tauchte Suko auf.

Wie ein Monster sah er aus, denn im Gesicht blutete er aus zahlreichen Schnittwunden. Als er grinste, wurde es noch schlimmer.

»Wir müssen weg, John!«

Ich ließ Suko den Vortritt und stürmte hinter ihm aus dem Haus. Bevor ich es verlassen hatte, erfaßte mich ein kalter Guß. Die Sprinkleranlage spie aus zahlreichen kleinen Düsen das kalte Wasser, um das Feuer zu löschen.

Ein wenig spät, wie mir schien. Ich tauchte in die ersten Dampfwolken ein, fand die Lücke in der Scheibe und war hindurch.

Der Affenteufel hatte sich tatsächlich zurückgezogen, griff allerdings gleichzeitig an und trieb den Reporter Bill Conolly in die Enge, der dem Dämon nicht entwischen konnte, weil der ungemein schnell war.

Bill stand breitbeinig, versuchte, nach rechts wegzutauchen. Der Affenteufel griff zu. Seine Krallen verhakten sich in Bills Kleidung und rissen den Reporter zu sich heran.

Wie ein Schatten war Suko da.

Da Sogg-Ra mit sich und Bill zu tun hatte, gelang es dem Chinesen, in den Rücken des Dämons zu gelangen. Noch im Sprung holte er aus und schlug mit der Dämonenpeitsche zu. Was mein Kreuz nicht geschafft hatte, das erledigte die Peitsche. Sie riß den Affendämon buchstäblich entzwei.

Sogg-Ra schnellte in die Höhe. Seine Klauen öffneten sich. Er ließ Bill los, der zu Boden fiel und sich sofort wegrollte, damit er aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich geriet.

Der Affendämon riß sein Maul auf. Er drehte sich dabei, zeigte uns seinen Rücken, und wir schauten auf eine einzige Wunde. Die Haut war abgerissen. Darunter kam etwas zum Vorschein, das wie ein graugrünes Gewürm aussah.

»Noch einmal!« brüllte ich.

Und Suko hämmerte wieder zu.

Diesmal wurde Sogg-Ra an der Seite getroffen, und auch dort rissen die drei Riemen seinen Körper auf.

Er brach in die Knie.

Weit hatte er seine Krokodilschnauze aufgerissen, so daß wir seine gefährlichen Zähne sehen konnten, und Suko haute ihm einen dritten Schlag mitten auf das Maul, daß es in Fetzen davonflog.

Nichts mehr rettete den Affendämon.

Wir sahen zu, wie sein Körper austrocknete und verging.

Zum Schluß waren nur noch Reste übrig, grau in der Farbe. Mit dem Fuß ließen sie sich zertreten.

Sogg-Ra gab es nicht mehr.

Eine große Gefahr war gebannt worden.

Wie von selbst gingen wir aufeinander zu. In allen drei Gesichtern stand der gleiche Ausdruck.

Ein erschöpftes, aber freudiges Lächeln.

»Das war's dann wohl«, sagte Bill, wurde aber schnell wieder ernst, denn er dachte an das Schwert, das ich nun verloren hatte. »John, es tut mir leid, aber ...«

»Halt ja den Mund, Dicker. Lieber ein zerstörtes Schwert als einen toten Bill Conolly.«

Bill nickte. »Es freut mich, daß du so denkst ...«

»Sonst wäre ich ein verdammt schlechter Freund«, erwiderte ich und schaute zum Haus hin, aus dessen zerstörten Fenstern dicke Rauchschwaden quollen.

Der Butler wurde noch rechtzeitig gefunden und mit einer schweren Gehirnerschütterung ins Krankenhaus eingeliefert. Für uns gab es nicht mehr viel zu tun. Mit einem Taxi fuhr Bill schon nach Hause. Suko und ich blieben länger, weil wir mit der Polizei noch einiges zu klären hatten.

Als wir schließlich nach Hause fuhren, ging es auf drei Uhr zu, und im Osten wurde es langsam hell.

»War das eine Nacht«, sagte der Chineser, als er sich vor der Wohnungstür verabschiedete.

»Da sagst du was«, erwiderte ich, schloß auf, ging in meine Bude und schleuderte mir die Kleidung vom Leib. Was ich jetzt brauchte, war eine Dusche.

Die Wechselbäder machten mich wieder fit, und ich spürte einen nicht gelinden Durst. Nach dem Duschen zog ich meinen Bademantel an, holte mir eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und wälzte mich in einen Sessel, die Beine dabei hochgelegt.

Ich dachte an Sogg-Ra, erlebte den Fall noch einmal und nahm hin und wieder einen Schluck.

Dabei war ich so sehr in Gedanken, daß ich nicht merkte, wie die Tür zum Schlafzimmer geöffnet wurde. Erst als der Luftzug mich traf, wurde ich aufmerksam, drehte den Kopf - und sah Glenda Perkins!

Himmel, an die hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht. Klar, sie war ja noch bei mir und schien in meinem Bett gelegen zu haben.

Ich mußte wohl sehr dumm aus der Wäsche geschaut haben, denn Glenda begann zu lachen.

»Was ist los, John?«

»An dich hatte ich nicht mehr gedacht, ehrlich.«

Sie lächelte. »Bin ich so leicht zu übersehen?«

Mein Hals wurde trocken, denn Glenda war wirklich nicht zu übersehen. In Ermangelung irgendwelcher Nachtkleidung hatte sie sich meine Schlafanzugjacke übergezogen. Sie reichte ihr bis zu den Hüften und war nur nachlässig geschlossen.

Barfuß kam Glenda näher. Neben dem Sessel blieb sie stehen und legte eine Hand auf die Lehne.

Ich stellte die Bierflasche zur Seite. Als ich mich wieder zurückbeugte, berührte meine linke Hand die Außenseite ihres Oberschenkels, und mich durchschloß ein siedendheißer Strom. Zuerst hatte ich die Hand wieder wegziehen wollen, aber ich schaffte es nicht und spürte auch den leichten Gegendruck.

»Und jetzt?« fragte ich mit rauher Stimme.

»Soll ich gehen?«

Ich drehte mich im Sessel und stand auf. Auch ich trug nur meinem Bademantel, wobei er ebenfalls ein wenig nachlässig zugeknötet war. »Ich kann ja eine junge Dame zu solch einer Stunde schlecht aus dem Haus schicken«, erwiderte ich.

Glenda nickte ernst. »Ja, das wäre schlimm.«

»Und das andere ist unmoralisch.«

»Wieso?«

»Chef und Sekretärin ...«

»Das kommt in den besten Familien vor.«

»Was machen wir denn da?« fragte ich und legte schon meine Arme auf ihre Schultern.

Sie bewegte sich unter meiner Berührung so hin und her, daß es mir heiß und kalt wurde. »Ich wüßte schon einen Ausweg!« flüsterte sie, und ihr Mund näherte sich meinen Lippen.

Es kam, wie es kommen mußte, und es ging auch noch weiter. Mein Gott, wir beide waren erwachsen, hatten uns nichts vorzuwerfen und waren nicht fest gebunden.

Es erfaßte uns wie ein Rausch. Und Glenda wehrte sich auch nicht, als ich ihr >meine< Schlafanzugjacke aufknöpfte und ihr den dünnen Stoff über die Schultern streifte.

Nicht einmal einen Slip trug sie. Glenda stand vor mir, wie Gott sie erschaffen hatte.

Zum ersten Mal sah ich sie so. Es waren Gefühle, wie man sie kaum beschreiben konnte. Unsere Hände waren überall am Körper und erforschten jeden Winkel.

Ich strich mit den Fingerspitzen über die glatte Haut, spürte

Glendas Lippen an meinem Ohr und hörte sie flüstern: »Ich hätte nicht gedacht, daß ein Geisterjäger so zärtlich sein könnte.«

»Ich bin sogar noch zärtlicher.«

»Dann beweise es mir doch.«

»Nicht hier.«

Sie kraulte meinen Nacken. »Und wo?«

»Mein Bett ist sicherlich noch warm!«

»Aber nur, wenn wir uns beeilen«, sagte sie.

ENDE